

2|13

Meiner

Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung

SCHWERPUNKT ANT und die Medien

DEBATTE: Strukturwandel der Öffentlichkeit 2.0

Mit Beiträgen von

Mercedes Bunz, Philipp Felsch, Rupert Garderer,
Antoine Hennion, Bruno Latour, Rudolf Maresch,
Ulrich Raulff, Gabriele Schabacher, Andrea Seier,
Marie Luise Syring, Tristan Thielmann, André Wenzler

Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung

Herausgegeben von
Lorenz Engell und Bernhard Siegert

Heft 2 | 2013

Schwerpunkt ANT und die Medien

FELIX MEINER VERLAG | HAMBURG

ISSN 1869-1366 | ISBN 978-3-7873-2491-0

© Felix Meiner Verlag, Hamburg 2013. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Jens-Sören Mann. Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

Inhalt Heft 2|2013

Editorial

Lorenz Engell / Bernhard Siegert 5

Aufsätze

Antoine Hennion
Von einer Soziologie der Mediation zu einer Pragmatik der
Attachements. Rückblick auf einen soziologischen Parcours
innerhalb der CSI 11

Rupert Gaderer
Querulatorisches Schreiben. Paranoia, Aktenberge und
mimetischer Parasitismus um 1900 37

Debatte: Strukturwandel der Öffentlichkeit 2.0

Rudolf Maresch
Im Archiv der Öffentlichkeit. Rückblick auf eine fixe Idee,
die das demokratische Bewusstsein vor fünfzig Jahren
heimgesucht hat 53

vs.

Mercedes Bunz
Kritische Öffentlichkeit und ihre Herstellung 63

Archiv

Ulrich Raulff und Marie Luise Syring
Sich quer durch die Kultur schlagen. Über die französische
Zeitschrift *Traverses* 71

Philipp Felsch
Kommentar 77

Schwerpunkt: ANT und die Medien

Bruno Latour

Den Kühen ihre Farbe zurückgeben. Von der ANT und der Soziologie der Übersetzung zum Projekt der Existenzweisen.

Bruno Latour im Interview mit Michael Cuntz und Lorenz Engell . . . 83

Michael Cuntz

Wie Netzwerkuntersuchungen zu Ermittlungen über Existenzweisen führen. Anmerkungen zur *Enquête sur les modes d'existence* 101

Tristan Thielmann

Jedes Medium braucht ein Modicum: Zur Behelfstheorie von Akteur-Netzwerken 111

Gabriele Schabacher

Medium Infrastruktur. Trajektorien soziotechnischer Netzwerke in der ANT 129

Andrea Seier

Von der Intermedialität zur Intermaterialität. Akteur-Netzwerk-Theorie als ›Übersetzung‹ post-essentialistischer Medienwissenschaft 149

André Wendler

Den kinematografischen Akteuren folgen 167

Abstracts 183

Autorenangaben 187

Editorial

DIE ZUNEHMENDE UND SICH ZUNEHMEND AUSFÄCHERENDE Rezeption der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) in der deutschsprachigen Medientheorie ist als eine der interessantesten Konjunkturen der kulturwissenschaftlichen Medienforschung in den letzten Jahren bezeichnet worden. Zweifellos hängt diese Faszination mit dem Umstand zusammen, dass der Ansatz der ANT der deutschsprachigen Medienforschung einen Ausweg verspricht aus einer Situation, die lange geprägt war vom Gegensatz zwischen Soziologie und Technikmaterialismus oder, mit anderen Worten, vom aufreibenden Kampf um die letztbegründende Instanz des Sozialen oder des Technischen. Da, anders als zum Beispiel in Frankreich und England, hierzulande die Geisteswissenschaften, insbesondere die Literaturwissenschaft, eine wichtige Rolle bei der Entstehung der Medienwissenschaft gespielt haben, konnte dieser noch heute Disziplinen und Forscher voneinander trennende Dissens auch die Gestalt eines Streits um die letztbegründende Instanz des Sinns oder des Nichtsinns, des Hermeneutischen oder des Nichthermeneutischen annehmen. Dabei ist die Frage, ob technische Objekte vollständig sozial konstruiert sind oder das Soziale eine Fiktion ist, die von Techniken produziert wird; oder ob dieser Gegensatz selbst nur ein konstruierter ist, durchaus eine Frage, die auch die ANT im Laufe ihrer ebenfalls durch Querelen gekennzeichneten Geschichte beschäftigt hat. Während die ANT der deutschsprachigen Medienwissenschaft also einerseits ein Versprechen zu machen scheint, so droht sie der kulturwissenschaftlichen Medienforschung andererseits mit dem Verlust ihres ›Markenzeichens‹: der emphatisch betonten empirisch-transzendentalen Sonderrolle *der Medien*. Daher sieht sich die medienwissenschaftliche Forschung, zumindest soweit sie einen humanwissenschaftlichen Hintergrund hat, der ANT gegenüber zu einer »Gretchenfrage« herausgefordert: Wie hältst du es mit den Medien? Die Antwort fällt, wie könnte es anders sein, zweideutig aus.

Denn zum einen hat es Medien schon immer gegeben in der ANT: Photographien, Schriftmedien, Buchdruck, Karten, wissenschaftliche Instrumente der Klassifikation und der Visualisierung. Auffällig ist, dass die Medien in der ANT vor allem von der Schrift her gedacht werden, man denke nur an die prominente Rolle, die ›Inskriptionen‹, ›Skripte‹ oder ›Diagramme‹ spielen, was wohl mit den historischen Bezügen der ANT zur Aktantentheorie der strukturalistischen Narratologie Greimas zu tun hat. Ein Begriff wie »Aufschreibesystem« (Friedrich Kittler) würde daher eigentlich exzellent zum Begriff des »Akteur-Netzwerks« oder

zum Begriff der »hybriden Kollektive« passen, die sowohl aus menschlichen Akteuren als auch aus materiellen und technischen Gerätschaften, Texten, Techniken usw. bestehen. Andererseits aber fasst die ANT all diese Technologien nicht unter einem Oberbegriff namens Medien zusammen. Dass diese Unterbestimmtheit der Medien in der ANT hierzulande provoziert, mag zunächst an der Genealogie der hiesigen »Medien- und Kulturwissenschaft« liegen, die eine Erinnerung daran bewahrt hat, dass sie in ihrem Hauptstrang einst aus einer technikmaterialistischen Umschrift poststrukturalistischer französischer Theorien entstanden ist, so dass ganz analog auch von den Autoren der *École des Mines* bzw. vom *Centre de Sociologie d'Innovation* erwartet wurde, in ihren Arbeiten müsse sich ebenso ein Potential für medientheoretische Reformulierbarkeit finden lassen, wie in den Arbeiten von Foucault, Derrida, Lacan, Deleuze/Guattari oder Michel Serres, zumal mindestens Foucault, Deleuze und Serres auch zu dem von der ANT für sich reklamierten Theorienetzwerk gehören.

Man kann mindestens zwei Phasen der Rezeption der ANT durch die Medien- und Kulturwissenschaft unterscheiden. Die erste Phase ist eng mit der Rezeption der von Latour so bezeichneten *immutable mobiles* verbunden. *Immutable mobiles* sind unscheinbare, weil oftmals hochspezialisierte Aufzeichnungs- und Übertragungsmedien deren operative Verkettung wissenschaftliche Praxis ausmacht: Spuren und Abdrücke, Skizzen, Karten, perspektivische Projektionen, Tabellen, Diagramme. Notationssysteme und bildgebende Verfahren konstituieren Kulturtechniken der Repräsentation, die durch eine Logik der Übersetzung lose miteinander gekoppelt sind. In der Verkettung der *immutable mobiles* wird der Referent wissenschaftlichen Wissens produziert, der solange stabil bleibt wie er ohne nicht-tolerierbare Transformationen alle Übersetzungen übersteht. Tut er dies, kann die gesamte Übersetzungskette in einer Blackbox verschwinden, wodurch ihr Referent zu einer Tatsache wird, deren Konstruktion und Künstlichkeiten nicht mehr sichtbar ist, trotz der Vielzahl an Mediatoren, die an ihrem Zustandekommen beteiligt waren. Die Affinität speziell zur technikmaterialistischen Mediengeschichtsschreibung, wie sie seit den 1980er Jahren in Deutschland aufkam, ist offensichtlich: Nicht Makrosubjekte wie der Geist, die Freiheit, der Markt, das Individuum, der wissenschaftliche Fortschritt sind es, die Entwicklungen antreiben, sondern unscheinbare Medien der Inskription, der Übertragung und Verarbeitung von Daten und Codes, in denen sich Objekte, Zeichenpraktiken, Wahrnehmungen, Vorstellungen sowie soziale und ökonomische Beziehungen irreduzibel verflechten. Was eine Soziologie der Übersetzung, die sich für die Verkettung von kulturtechnischen Operationen interessierte, zudem mit der deutschsprachigen Konzeption von »Medien« verband, war, dass sie weniger im Vorgang der *Delegation*, sondern im Vorgang der *Übersetzung* das entscheidende Moment sah. Wesentlich am Medienbegriff Friedrich Kittlers etwa war, dass

Medien nicht als sekundäre Akteure aufgefasst wurden, als subalterne Vermittler, denen von primären Akteuren, menschlichen Subjekten, bewusst oder unbewusst *agency* zugeschrieben wurde. Entscheidend war vielmehr die Operation der Medientransposition, deren Grad an Ausdifferenziertheit und Komplexität darüber entschied, was an Verstehensleistung, Sinn und künstlerischer Produktion einer gegebenen Kultur möglich war.

Die zweite Phase der ANT-Rezeption ist indes eng mit dem in den vergangenen Jahren enorm angestiegenen Interesse an den Dingen als einer Kategorie nicht-menschlicher Agenten verbunden, ein Interesse, das in entscheidender Weise von der ANT angestoßen und gelenkt worden ist. Was die Begegnung der ANT mit der Medien- und Kulturwissenschaft so interessant macht, ist ohne Zweifel die Überlagerung beider Rezeptionsphasen, die nicht ausbleiben konnte und als deren Ergebnis Problemstellungen auftauchen, die die Frage nach der Medialität von *agency* und der Dinge selbst betreffen, Problemstellungen, die vom zunehmenden Milieu-Charakter der digitalen Medien forciert werden.

Eine Gegenüberstellung von ANT und Medientheorie macht also keinen Sinn, weil die ANT immer schon eine implizite Medientheorie enthielt und auch explizit Medienanalysen betrieb. Das macht allerdings die Übersetzbarkeit der Medientheoriekultur der ANT in die der Medien- und Kulturwissenschaft nicht unbedingt einfacher. Drei Gründe für die Anschlusschwierigkeiten, die den Begriffsmigrationen zwischen ANT und Medien- und Kulturwissenschaft im Wege stehen, seien hier kurz aufgeführt.

1. Ein wesentlicher Faktor, der die Übersetzbarkeit der ANT in die Methodologie der Medien- und Kulturwissenschaft behindert, ist die zentrale Bedeutung, die der Begriff der *Handlung* in der ANT hat, dem die Orientierung der deutschsprachigen Medientheorie und Mediengeschichte am Begriff des *Wissens* entgegensteht. Obschon hier eine gewisse Umorientierung zu bemerken ist, ist die auf Foucault zurückgehende Tradition der Wissensarchäologie prägend gewesen für einen Großteil der deutschsprachigen historischen wie theoretischen Medienanalysen. Nicht die Frage, wie Handlung zustande kommt, etwa durch die Verteilung von Handlungsmacht auf menschliche und nichtmenschliche Akteure, hat die Medientheorie bislang dominant bestimmt, sondern die Frage, mit welchen Elementen und Unterscheidungen (juridisches, medizinisches oder anthropologisches etc.) Wissen operiert und welche technischen Bedingungen der Datenverarbeitung etwa diesen Elementen und Unterscheidungen zugrunde liegen. Die kritische Haltung gegenüber dem Handlungsbegriff speist sich aber etwa auch aus der Systemtheorie Niklas Luhmanns mit ihrer »Umstellung« des Theoriekonzepts eben von der Kategorie der Handlung auf dasjenige der Kommunikation.

2. Wie schon im Fall von Foucault, Derrida und Lacan mag indes die Unter-determiniertheit der Medien auch in der ANT daran liegen, dass dieser Begriff in

der französischen Tradition ausschließlich für Massenmedien reserviert ist, weshalb die ANT an einen anderen Begriff anschließen musste: den der *Mediation* und der *Mediatoren*. Mit den *Science and Technology Studies* (STS), aus denen sie entstanden ist, teilt die ANT daher nach wie vor die Auffassung, dass Medien in zwei unterschiedlichen Registern existieren:

a) Als Mediatoren, die mit einer Handlungsmacht ausgestattet sind, die niemals vollständig kontrollierbar ist. Der Begriff des Mediators, der Ähnlichkeiten mit dem Begriff des Parasiten von Michel Serres aufweist, ist in der Geschichte der ANT dort entstanden, wo die Analyse von Übersetzungen (beispielsweise durch *immutable mobiles*) sich überkreuzt hat mit der Untersuchungen von Medien im Sinne von Massenmedien (Schallplatten etwa), das heißt im Werk von Antoine Hennion. Nimmt man erst einmal Sozialbeziehungen zwischen Personen und Medienprodukten oder überhaupt von Artefakten an, wird man auf die Rolle von Mediatoren aufmerksam, die Bindungen (*attachements*) allererst wirksam werden lassen. Insofern kann das frühe kultursoziologische Werk Hennions verglichen werden mit den Arbeiten der deutschen Literatursoziologie in den siebziger Jahren (z. B. Rolf Engelsing), wo man darauf aufmerksam wurde, dass die Entstehung einer deutschen Klassik und Romantik gegen Ende des 18. Jahrhunderts etwas zu tun hatte mit der Entstehung eines Buchmarkts, mit der Veränderung der Kulturtechnik des Lesens, mit der Erschließung neuer Leserschaften usw. Die Hermeneutik blieb davon indes ungerührt, insofern man stets bestreiten konnte, dass all das die Autonomie des Werks berührte. Man kann die Mediatoren Hennions auch für die personalen Medien reklamieren, die in der Medienwissenschaft hierzu-lande eine gewisse Rolle gespielt haben: Sekretäre, Agenten, Boten, Diener, Engel, Geister und Gespenster.

b) Als Medien im Sinne technischer Massenmedien. Medienanalyse im Rahmen der ANT war jedoch anders ausgerichtet als in der deutschsprachigen Medientheorie, und zwar am Modell der STS. Es ging um Alternativen zur konventionellen Erfindungsnarration, wie sie die technokonstruktive Technikgeschichte bot. Die Latoursche Definition des technischen Objekts (das logischerweise auch medientechnische Objekte einschließt) lässt erkennen, dass die ANT allen Dementis zum Trotz dem sozialkonstruktivistischen Ansatz der STS verhaftet blieb. Der technokonstruktive Ansatz der deutschsprachigen Mediengeschichte ist allerdings mit dem technokonstruktiven Ansatz der konventionellen Technikgeschichte, gegen die sich der Ansatz der STS wendete, nicht kompatibel. Geht es der technokonstruktiven Technikgeschichte um ein Narrativ, in dem eine bestimmte technische Erfindung am Ende zur Durchsetzung eines neuen (Massen-)Mediums führt, so geht es einem kulturwissenschaftlichen Technikkonstruktivismus gerade um die Überkreuzung von Technik und Kultur. Ob es die Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern war, die zur Durchsetzung des Buchdrucks geführt hat,

oder ob es Akteursinteressen waren, ist schon seit der Schule von Toronto viel weniger relevant als die Untersuchung der Konsequenzen, die der Buchdruck für eine Handschriftkultur gehabt hat.

Dass es sich um *Medien* handelt, wenn das technische Objekt, das die ANT/STS untersuchen, ein Massenmedium ist, also zum Beispiel das Kodak-System der Photographie, erscheint als ein bloßer Zufall und ist theoretisch von keinem Interesse. Auch für die Erfindung des Fahrrads, für den Starfighter oder die spanische Galeone im 16. Jahrhundert könnten (und konnten) die ANT/STS dieselbe Art der Analyse durchführen. An sie alle stellt die ANT dieselben Fragen: welches sind die Aktanten, welches sind die Positionen, Strategien und Gegenstrategien, die zur Stabilisierung eines technischen Objekts geführt haben, so dass das technische Objekt als eine Blackbox eingefrorener sozialer Transaktionen erscheinen kann. Aber sie fragt nicht nach den Unterschieden oder gar Zäsuren, die ein bestimmtes Objekt in einer Geschichte der Speicherung, Übertragung und Verarbeitung von kulturell relevanten Daten herbeigeführt hat. Kurzum, wenn die deutschsprachige Medienanalyse im Kern heteroreferentiell und medienkomparatistisch ist (sei es diachron in der Betrachtung des Wandels eines »Dispositiv« über eine historische Zäsur hinweg oder sei es synchron im Vergleich verschiedener »Medienkulturen« die nebeneinander existieren), so ist die Medienanalyse der ANT autoreferentiell und nicht medienkomparatistisch.

3. Wie in der deutschsprachigen Medientheorie und Mediengeschichte kann man auch in der ANT eine Unterscheidung zwischen Medien der Repräsentation und operativen Medien feststellen, die bei Latour einen deutlich polemischen Zug hat. So polemisieren Latour und seine Koautoren etwa gegen eine Konzeption von Korrespondenz, die auf der Ähnlichkeit zwischen zwei Elementen beruht, Elemente der Sprache und Elemente der Welt (zum Beispiel Zeichen auf der Karte und dem Territorium), wogegen sie selbst eine Konzeption von Korrespondenz favorisieren, die für einen Navigator eine Trajektorie erst aus einer Kette sukzessiv verknüpfter Operationen der Navigation hervorgehen lässt. So sehr diese Sichtweise kompatibel ist mit der Perspektive, die von der deutschsprachigen Medienwissenschaft eingenommen wird, so verschieden ist doch das mit dieser Unterscheidung verbundene Interesse. Anstatt Medien der Repräsentation als Beispiele einer Operativitätsvergessenheit in der Epoche der Moderne für obsolet zu erklären, geht es der deutschsprachigen Medientheorie darum, die Medien der Repräsentation ihres blinden Flecks zu überführen, der gerade die Medienoperationen sind, durch die sie konstituiert werden. Auch die unterschiedliche Aufmerksamkeit für ästhetische Phänomene, für Ästhetik der Medien wie für Medienkunst, kann mit diesen verschiedenartigen Zugängen zum Problem der Repräsentation und der Ähnlichkeit in Zusammenhang gebracht werden.

Trotz dieser Unterschiede gibt es jedoch auch überraschende theoretische Konvergenzmöglichkeiten zu entdecken. So kann man in dem »faire faire«, mit dem Latour die Leistung der Mediatoren (aber auch des *faitiche*) beschreibt, eine schwache Version der an Foucaults »historisches Apriori« anschließenden Theorie erkennen, derzufolge Medien dasjenige, was sie übertragen, speichern oder verarbeiten, den Bedingungen unterwerfen, die sie selber sind. Was die ANT an den Mittlern interessiert, ist ihre Macht, andere Akteure in Aktion treten zu lassen. Mildert man die Aktionsfixiertheit der ANT etwas ab, könnte man auch sagen: Es geht um die Macht der Medien im Sinne von Mediatoren, andere Akteure dazu zu bringen, etwas zu tun, und sei es auch nur, sie in Erscheinung treten zu lassen, ja vielleicht sogar »sein zu lassen«. Mediale Objekte *machen* nicht nur wirklich etwas – indem sie uns etwas tun lassen (das berühmte *faire faire* oder *make do*) – sondern machen auch etwas *wirklich* – nämlich zumindest einen erkennbaren und beschreibbaren Unterschied. Wenn man nicht nur den Netzwerkbegriff aufgäbe, weil dieser zu oft und zu gern mit technischen Netzwerken und den daraus resultierenden Managementtheorien oder utopischen Politikvorstellungen verwechselt wurde, sondern auch den eingespielten Handlungsbegriff, weil dieser die ANT noch immer der Tradition des Hylemorphismus einschreibt (wie nicht nur Tim Ingold moniert), die einzig die *actio* prämiert, nicht aber die Materialität, der keine Handlungsinitiative zugesprochen wird, dann müsste man nicht mehr nur von einer »Akteur-Medien-Theorie« (Erhard Schüttpelz) sprechen, sondern von einer »Onto-Medien-Theorie« oder weniger hochtrabend von einem »performativen Realismus« (Michael Cuntz). Im »make do« oder »faire faire« könnte man dann eine soziologisch verträgliche Variante einer an Foucault oder Heidegger orientierten Medientheorie erkennen, für die Medien das sind, was etwas anwesend sein lässt, ohne selbst in Erscheinung zu treten. Nicht *make do*, sondern *make present* oder gar *make exist*. Möglicherweise bewegen sich auch Latours jüngere Arbeiten zu den *modes d'existence* in eine solche Richtung.

Ob solche Brücken tragfähig sind oder überhaupt zu bauen, muss die Zukunft zeigen. Die Konzipierung der Medien als *faitiches*, in denen sich die Idee der Operationsketten mit der Idee von Dingen überlagern, die die starre ontologische Unterscheidung zwischen Gemacht und Gegeben sowie zwischen Praxis und Faktum unterlaufen, könnte zumindest zu einer Konzeption führen, an die beide Theorietraditionen eine Menge Eigenes anknüpfen könnten.

Von einer Soziologie der Mediation zu einer Pragmatik der Attachements

Rückblick auf einen soziologischen Parcours innerhalb des CSI¹

Antoine Hennion

1. Netzwerke, Bindungen, Assoziationen und das Internet: von aktuellen Entwicklungen profitieren, um die Geschichte neu zu lesen?

Das CSI (*Centre de Sociologie de l'Innovation*) ist ein Forschungszentrum, in dem Michel Callon und Bruno Latour in den 1980er Jahren gemeinsam mit einigen englischen Kollegen die »Akteur-Netzwerk-Theorie« erfanden, wenn man der Bezeichnung folgt, die im englischsprachigen Raum unter dem Akronym ANT erfolgreich war (die Forscher des CSI nennen sie eher »Soziologie der Übersetzung«).² So arbeitete das CSI (gemeinsam mit anderen) eine Reihe von Konzepten aus, um technische Innovation und Wissenschaft in ihrem Entstehen (*science in the making*) zu beschreiben; Netzwerk, Assoziation, Interessement, obligatorischer Passagepunkt, etc.³ Ihr gemeinsames Hauptinteresse bestand darin, ein und dieselbe pragmatistische Umkehrung zwischen Objekten und Beziehungen zu vollziehen: Die Handlung macht den Akteur, das Interessement macht das Inter-

¹ Dieser Artikel beruht auf einem Interview, das Alexandre Monnin, der im Frühjahr gemeinsam mit Antoine Hennion Fellow am IKKM war, mit diesem geführt hat. Eine ausführlichere französische Version des Textes wurde im Juni 2013 von der Zeitschrift *SociologieS* online gestellt, unter: <http://sociologies.revues.org/4353>.

² Madeleine Akrich, Michel Callon und Bruno Latour: *Sociologie de la traduction*, Paris 2006.

³ Michel Callon und Bruno Latour: Die Demontage des großen Leviathans: Wie Akteure die Makrostruktur der Realität bestimmen und Soziologen ihnen dabei helfen, in: Andréa Belliger und David J. Krieger (Hg.): *ANThology*. Ein einführendes Handbuch in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 75–101; Michel Callon: Einige Elemente der Soziologie der Übersetzung: die Domestikation der Kammmuscheln und der Fischer der St. Brieuç-Bucht, in: *ANThology*, a. a. O., S. 135–174; Madeleine Akrich: Die Deskription technischer Objekte, in: *ANThology*, a. a. O., S. 407–28; Bruno Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt/M. 2007.

esse, die Beziehung macht das Objekt, und nicht umgekehrt. Diese Methode galt für die Musik ebenso wie für technische Projekte: Die Objekte sind provisorische Resultate eines heterogenen Beziehungsgewebes, welches unaufhörlich geprüft und erfahren, getestet, neu modelliert wird, um andere Objekte herzustellen, ohne dass man Träger und Inhalt, Netzwerk und Akteure, Produkte und Gebrauchsweisen oder auch Kultur und Technik dauerhaft voneinander unterscheiden könnte: allesamt Wortpaare, die direkt auf das Internet und das World Wide Web verweisen.

Doch wäre es müßig, auf einen simplen Effekt des wechselseitigen Aufbaus abzielen, welcher darin bestünde, die Theorien des Akteur-Netzwerks, der Mediation und der Übersetzung auf das Web anzuwenden oder umgekehrt im Web eine retrospektive Bestätigung ihrer Pertinenz aufzuspüren. Auch wenn wir die seltsamen Ontologien im Hinterkopf behalten, welche sich in den Objekten des Webs abzeichnen und in denen die Technik- und Kulturosoziologien, die wir damals vertraten, ebenso widerzuhallen scheinen wie die Theorien, die diese inspiriert haben, ist die leitende Idee vielmehr, ältere Arbeiten zu Techniken und Gebrauchsweisen anders zu betrachten, die sich im Eifer des Gefechts parallel entwickelt hatten, ohne jedoch immer ihre wechselseitigen Anleihen, Überschneidungen und Differenzen explizit zu machen. Im Bezug auf das CSI hieße dies beispielsweise, noch einmal auf den Zusammenhang zwischen den miteinander verwandten, aber voneinander unterschiedenen Begriffen der Übersetzung und der Mediation zurückzukommen, die wir ausgiebig in den verschiedensten Auslegungen verwendet hatten. Gleiches gilt für die spätere Entwicklung der Arbeiten in den *Science and Technology Studies* (STS): Man ist nicht stehen geblieben, die Forschungsbereiche haben sich ausgeweitet, etwa auf die Umwelt, das Gesundheitswesen, die Märkte, den Raum öffentlicher Debatten;⁴ und was uns betrifft, so lässt sich zum einen auf die Probleme zurückkommen, mit denen wir uns auseinandergesetzt haben, etwa die Verschiebung von der ›Handlung‹ zur ›Agency‹,⁵ zum anderen aber auch auf den Gebrauch bestimmter Begriffe, wie ›Aussageregime‹, ›Attachement‹ (Anhänglichkeit), ›Gefüge‹ (*agencement*) oder

⁴ Für das CSI sind insbesondere folgende zu erwähnen: Michel Callon u.a.: *Agir dans un monde incertain. Essais sur la démocratie technique*, Paris 2001; Bruno Latour: *Das Parlament der Dinge*, Frankfurt/M. 2001; Vololona Rabeharisoa und Michel Callon: *Le Pouvoir des malades*, Paris 1999; Michel Callon u.a.: *L'économie des qualités*, in: *Politix* 52 (2000), S. 211–239; Michel Callon, Yuval Millo und Fabian Muniesa (Hg.): *Market devices*, Oxford 2007; Alexandre Mallard: *Petit dans le marché. Une sociologie de la Très Petite Entreprise*, Paris 2011.

⁵ Fabian Muniesa und Michel Callon: *La performativité des sciences économiques*, in: Philippe Steiner und François Vatin (Hg.): *Traité de sociologie économique*, Paris 2009, S. 289–324.

›Rahmen‹ und ›Überfließen‹, die sich für uns quer zu den Untersuchungsbereichen herauskristallisiert haben – und ihre gegenseitige Beeinflussung ließ rasch die ohnehin schon fragile Trennung zwischen Nutzern und Produzenten, Kultur und Technik, Politik und Ökonomie obsolet werden: Aufteilungen, die heute erst recht wenig Sinn ergeben.

2. Hat hier jemand Pragmatik gesagt?

Es lässt sich ein weiterer »Passagepunkt« zwischen den Forschern des GSPM,⁶ des CSI, des CEMS⁷ und anderen Einrichtungen hervorheben, an denen die Frage nach der Behandlung der Dinge in der Soziologie zentral wurde:⁸ das gemeinsame Interesse am Pragmatismus. Im Anschluss an seine Hochphase wurde dieser amerikanische Zweig der Philosophie selbst in den USA oftmals mit Herablassung behandelt und von der analytischen Philosophie unterdrückt. Im Zuge lebhafter Debatten nahm in den 1980er Jahren das Interesse an dieser Strömung wieder zu, deren Grundbegriffe einen Rahmen bildeten, der von vielen geteilt wurde: Pluralismus und Verwerfung der Idee der Exteriorität, Prüfung und Ermittlung, Debatte und Kontroverse. Die »pragmatische Soziologie« des GSMP⁹ verlieh der Kompetenz der Akteure, der Rechtfertigung, der Grammatik der Handlung andere Akzente, und am CSI selbst stieß man die Wiederaufnahme der ontologischen Hypothesen der Gründungsväter des Pragmatismus an: Ihre Radikalität überraschte uns, es war, als hätten Autoren wie Dewey oder James, obwohl sie sich wenig auf die Technik bezogen (und obwohl sie sich, trotz ihres Programms,

⁶ Anm. d. Red.: Groupe de sociologie politique et morale, ein Mitte der achtziger Jahre von Luc Boltanski, Michael Pollak und Laurent Thévenot gegründetes Forschungszentrum an der EHESS (École des Hautes Études en Sciences Sociales).

⁷ Anm. d. Red.: Centre d'étude des mouvements sociaux, ein ebenfalls an der EHESS angesiedeltes Forschungszentrum, das von Alain Touraine gegründet wurde.

⁸ *Raisons pratiques* veröffentlichten damals den Sammelband *Les objets dans l'action* (Raisons pratiques, 4), Bernard Conein, Nicolas Dodier und Laurent Thévenot (Hg.): *Les objets dans l'action. De la maison au laboratoire*, Paris 1993, während Christian Bessy und Francis Chateauraynaud in *Experts et faussaires*, Paris 1995, ausgehend von der Aktivität von Experten und Fälschern die Frage nach der Bewertung der Objekte in den Begriffen von Schätzung und Anhaltspunkten neu stellen. Siehe auch die wohlverdiente Resonanz, die das Buch von Appadurai erhielt, welches im Speziellen das Kapitel von Igor Kopytoff zur »cultural biography of things« enthält (ders: *The cultural biography of things: commoditization as process*, in: Arjun Appadurai (Hg.): *The social life of things: commodities in cultural perspective*, Cambridge, MA 1986, S. 64–91.

⁹ Luc Boltanski und Laurent Thévenot: *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*, Hamburg 2007; Nicolas Dodier: *Les Hommes et les machines*, Paris 1995.

wenig um die empirische Untersuchung jener Objekte gekümmert hatten, auf die wir all unsere Anstrengungen verwandt hatten), im Voraus eine Weltsicht formuliert, die mit unseren Forschungsanliegen überraschend kompatibel war: Objekte, die als *pragmata* (James) zu verstehen waren – jene Dinge, die nicht gegeben oder die im Entstehen begriffen sind – oder als *concerns* (Dewey) – jene gemeinsamen Dinge, die aus der öffentlichen Debatte hervorgehen, indem sie auf die Probe gestellt werden, ohne dass sich a priori eine Liste der Einsätze, der Akteure und der Diskussionsschauplätze erstellen ließe. All dies in einer Welt ohne Exteriorität, vielmehr in einer pluralen und offenen Welt, einem sich ausbreitenden Gewebe heterogener, aber wechselseitig miteinander verbundener Realitäten, welches immer im Werden begriffen ist – »still in process of making«, wie es James so schön formuliert hat,¹⁰ obwohl er noch nicht an das Internet angeschlossen war.

3. Eine Soziologie, welche die Objekte aufnimmt

Wenn man dieser historischen Methode folgen möchte, ist ein erster Punkt in Erinnerung zu rufen. Da das CSI sich seinen internationalen Ruf im Bereich der STS gemacht hat, scheint es nahezuliegen, die Arbeiten, die innerhalb des CSI zur Kultur verfolgt wurden, als eine Ausweitung seiner Forschungen zur Technik zu denken. Historisch gesehen hat es sich jedoch genau umgekehrt abgespielt. Seit seiner Gründung verfolgte das *Centre sociologique de l'innovation*¹¹ das Programm, sich nicht nur für die Wissenschaften und Techniken, Märkte und Nutzer zu interessieren – was aufgrund unserer Ansiedlung an der *École des Mines* die für uns selbstverständlichen Untersuchungsobjekte waren –, sondern auch, sich vergleichend mit mehreren Bereichen wie etwa dem Recht oder der Kultur auseinanderzusetzen. Dies alles ausgehend von demselben Grundgedanken, der damals im Rahmen der traditionellen Soziologie, aus der auch Lucien Karpik kam, ein Schüler Alain Touraines, sehr neu war: nämlich, dass die Inhalte zählten. Die Idee, dass es in der Soziologie der Wissenschaft, der Techniken, der Kultur oder des Rechts nicht nur darum ging, Institutions- oder Professionsgeschichten zu schreiben, nicht nur darum, von Organisation, sozialem Netzwerk, vom Feld oder von der Rezeption zu sprechen, anders gesagt, einen Bereich durch soziologische Realitäten zu rahmen, die seine Funktionsweise unabhängig von seinem

¹⁰ William James: *The Meaning of Truth*, New York, NY 1909, S. 226.

¹¹ Diese Bezeichnung war ein Geniestreich von Lucien Karpik und den Mitbegründern des Zentrums (im Jahre 1967, also vor dem Mai 1968): Es war ein Wort, das nichts bedeutete und zugleich alles sagte! Seitdem hat es unentwegt seine Bedeutung geändert, und dabei jedes Mal recht treffend die Problemstellungen seiner Zeit ausgedrückt.

jeweiligen Gegenstand wiedergeben, sondern dass es im Gegenteil unmöglich war zu verstehen, was vor sich ging, wenn man nicht die Produkte der untersuchten Tätigkeit mitberücksichtigte – letztendlich entsprach dies bereits der Erkenntnis, dass diese Produkte eine Handlungsfähigkeit besaßen, eine *Agency*, auch wenn man das zu jener Zeit auf trivialere Weise ausgedrückt hätte. Die Akteure, die Organisationen etc. untersuchen, gewiss, aber auch die spezifischen Montagen dieser ausgeklügelten Konstruktionen herausstellen, die Art und Weise, wie sich ein Bereich und sein Gegenstand in wechselseitiger Verschränkung herausbilden, anhand von Kontroversen und Infragestellungen verfolgen. Und insofern sogar bereits zu verstehen, dass es umgekehrt jene Gegenstände der kollektiven Handlung (selbst) sind, die ihre Akteure und ihre Organisationen herstellen, insbesondere durch ihre Fähigkeit, ihre eigenen Wirkungen in sich aufzunehmen und dadurch ihre relative Autonomie zu errichten. Für Karpik ging es darum, die Soziologie zu befähigen, der Macht des Rechts Rechnung zu tragen. Für Callon, Latour, Akrich und andere Kollegen, die seitdem das CSI verlassen haben, ging es darum, die Fähigkeit der Wissenschaften und der Techniken zu beschreiben, Wahrheiten und Gegenstände anzubieten, die widerständig sind und standhalten, die ›laufen‹, die sich mit anderen verbinden, die ihre eigene Umgebung verändern etc.

Wie verhielt sich aber diese Sorge um den Gegenstand zur Kultur? Diese Frage lässt sich nicht stellen, ohne dabei einen wichtigen Unterschied im Vergleich zu anderen Bereichen vor Augen zu haben: In der Kulturosoziologie musste sich [in Frankreich] jede Problemstellung vor dem Hintergrund von Bourdieus kritischer Soziologie definieren, die genau zu diesem Zeitpunkt einen sehr großen Einfluss auf diesen Bereich auszuüben begann, der sich dann auf die gesamte Soziologie ausweitete. Die ›Sorge‹ um den Gegenstand hatte sehr wohl einen Sinn für die Kultur, aber gewissermaßen in einem genau entgegengesetzten Sinne: Anstatt – wie in den Wissenschaften – das, was als objektiv verstanden wurde, sozialer werden zu lassen, ging es hier darum, die Objektivität dessen zu respektieren, was die Soziologie ausschließlich als soziale Zeichen analysierte, also als Markierung von Unterschieden zwischen Gruppen. Und dies selbstverständlich unter der Voraussetzung, Objektivität nicht im Sinne einer ästhetischen Absolutheit oder einer Autonomie eines reinen Gegenstandes zu begreifen: Insofern musste man auch hier zeigen, dass das Objekt aus einem Gewebe von Assoziationen hergestellt war, aus Beziehungen, die mehr oder weniger erfahrbar oder widerständig waren, und dass dieses Objekt umgekehrt wiederum jene Kollektive transformierte, die sich seiner bemächtigten. Anders gesagt, die Nähe von Studien zu Wissenschaften und Techniken und von Arbeiten zur Kultur oder zur Musik war am CSI sehr groß: Die ›Grammatik‹, das Vokabular, die allgemeine Problemstellung, all dies war sehr konvergent – ebenso wie die starke Abgrenzung von einer Soziologie, die an die

Autonomie ›des Sozialen‹ glaubte, um die Gegenstände den zuständigen Wissenschaften zu überlassen und sich nur ihren sozialen Aspekten zu widmen – aber die Zielrichtung verlief für Wissenschaft und Technik vom Objekt zum Sozialen, dagegen für Kunst und Kultur vom Sozialen zum Objekt, wobei die Neudefinition des Objektes als *Knotenpunkt von Beziehungen* einen gemeinsamen Nenner bildete.

4. Wissenschaft und Kultur der gleichen Behandlung unterziehen?

Schauen wir uns diese Differenz in der Ausgangsproblematik genauer an. Dieser Punkt ist zunächst fast logischer Natur: die Wette auf die Übersetzung, die Idee nämlich, dass jedes Objekt eine Angelegenheit von Assoziationen ist, nimmt völlig andere Konturen an, je nachdem, ob man von Wissenschaft und Technik oder von Kultur spricht. Zu sagen, dass das Recht oder die Kultur menschliche Dinge sind, die vom Menschen konstruiert sind, instituiert, wie die Römer sagen würden, ist *Common sense*, während die Behauptung, dass »2 und 2 gleich 4« ergibt – also die Wissenschaft – oder dass ein Atomkraftwerk – also die Technik – sozial konstruierte Wirklichkeiten sind, sofort schockierend wirkt. In der Anfangszeit der STS wurde diese Idee unmittelbar als konstruktivistisch aufgefasst und dies aus guten Gründen: Zunächst handelte es sich hierbei sehr wohl um einen Kampf gegen die Idee einer absoluten Wahrheit, die unabhängig wäre von jenen Prüfungen und Proben, die diese erst kenntlich und bekannt machen, um einen Kampf an der Seite des Konstruktivismus also. Im Verhältnis zur dominierenden Soziologie wurde der Konstruktivismus der jungen STS – noch vergleichsweise schwach ausdifferenziert verglichen mit den unterschiedlichen Versionen, die sich in der Folge herausbilden sollten –, in seinem Ton sofort als sehr radikal wahrgenommen, und tatsächlich wurde er auch als solcher angegriffen, als provokativ denunziert oder des Relativismus geziehen.¹²

Rückblickend würde ich sagen, dass die Arbeit an dem, was ich als Mediation bezeichne, insbesondere die Arbeiten zur Musik, als Herstellung eines gemeinsamen, flüchtigen Gegenstandes, der in der Darbietung (*performance*) des Interpreten und durch die Tätigkeit des Amateurs¹³ immer wieder aufs Neue begründet

¹² Raymond Boudon und Maurice Clavelin (Hg.): *Le relativisme est-il résistible? Regards sur la sociologie des sciences*, Paris 1994; Pierre Bourdieu: *Science de la science et réflexivité. Cours du Collège de France 2000–2001*, Paris 2001.

¹³ Antoine Hennion: *La Passion musicale*, Paris 1993; Antoine Hennion: *Réflexivités. L'activité de l'amateur*, in: *Réseaux* 27/153 (2009) S. 55–78; Antoine Hennion: »Aussi vite que possible ...«. *La virtuosité, une vérité de la performance musicale?*, in: *Ateliers d'anthropologie du LESC* 35 (2011), unter: <http://ateliers.revues.org/8764>.

werden muss, sich im Verhältnis zu Wissenschaft und Technik wie eine Art duale Kehrseite verhielt: nicht dualistisch, aber doch als Gegenstück. Es ging nicht darum, den Gipfel des großen Objekts zu erklimmen, des festesten, vom Menschen unabhängigen überhaupt, der Wissenschaft, um daraus ein Geflecht von Assoziationen werden zu lassen, sondern um das genaue Gegenteil. Es ging darum, eine Wirklichkeit zu nehmen, aus welcher der Soziologe, wenn er sich ihr nähert, die Objektivität verschwinden lässt, die er auf ein Ensemble von Zeichen, ein Spiel von sozialen Relationen reduziert – die Kunst, die Kultur –, und in diesen Gegenständen ebenfalls ein heterogenes Gewebe (menschlich, materiell, körperlich, kollektiv ...) wiederzufinden, mitsamt seiner Widerstände und kumulierten Effekte – eine Tastatur, ein Ton, eine Tonleiter, der Körper eines Instrumentalisten, ein abgeschlossener Raum und eine abgeschlossene Zeit – und nicht etwa das einfache Artefakt einer unsichtbaren, rein sozialen Logik. Ich habe das Wort *Mediation* damals vorgeschlagen, um die Widerständigkeit der Musik gegenüber der soziologischen Reduktion auszudrücken, ohne sie jedoch deswegen zu einem autonomen Objekt zu machen, sondern um letztlich zu zeigen, dass diese Assoziationsgewebe eine eigene Widerständigkeit besaßen, dass sie »ein Werk machten und verrichteten« (*faire œuvre*), dass sie sich nicht in einer Kodierung von sozialen Unterscheidungen auflösten. All dies war damals im Entstehen begriffen und auf der Ebene der Grammatik, ich würde sogar ohne zu Zögern sagen, auf der hypertextuellen Ebene unserer Debatten, wurden eng verwandte Dinge diskutiert, nämlich die Assoziationen, d.h. die Tatsache, dass man die klare Trennung zwischen den Objekten und den Subjekten, zwischen den Menschen und den Dingen, die sie handhaben, nicht länger aufrechterhalten durfte.

5. Übersetzung oder Mediation

So war das Wort *Übersetzung*, das ich selbst kaum verwendet habe, sehr gut gewählt, um von Wissenschaft und Technik zu sprechen, weil es – den Verrat und die Verfälschung mitsuggestierend – auf Passagen und Übergänge insistiert, also auf die Tatsache aufmerksam macht, dass es der Überprüfungen und Bewährungsproben bedarf, damit eine Wahrheit sich verbreitet.

Dagegen entsprach das Wort *Mediation* dem Fall der Musik weitaus besser, denn obwohl es im Großen und Ganzen dieselbe Idee ausdrückte, betonte es daran das Gegenteil; es diente mir also explizit dazu, die Relation nicht nur zu gewährleisten, sondern auch dazu, sie zu unterbrechen und überfließen zu lassen. Eine Passage beschränkt sich nicht auf die Übermittlung eines Objektes, sie bringt immer auch etwas anderes hervor, sie bezieht sich nicht auf Ursachen, sie ist immer Performanz, wie ich es heute besser ausdrücken würde, mit unvorher-

sehbarer Effekten, die sich nicht aus dem Zusammenzählen der verursachenden Faktoren ableiten lässt. Genau das war die Idee der Mediation: die Musik aus einer Analyse von Ursachen oder externen Erklärungen mit regelgeleiteten Wirkungen herauszulösen, die vom Soziologen nur noch hinsichtlich der ihn betreffenden Forschungsanliegen ausgewertet werden müssten. Im Gegenteil bedeutete dies, dass es nur partielle, heterogene Ursachen gibt, die man keinen klaren Registern zuweisen kann. Sie sind notwendig, sie lassen Dinge entstehen; und aus diesen versammelten Ursachen heraus entstehen auf unvorhersehbare Weise Wirkungen, die immer wieder hergestellt werden müssen und die sich ihrerseits nicht auf die Ursachen reduzieren lassen, von denen sie hervorgerufen worden sind. Das Objekt ist entweder alles (in der Wissenschaft) oder nichts (in der Kultur)? Nein, eben nicht: Es haben sich beispielsweise Menschen versammelt, die dabei sind, Musik zu hören. Die Musik tut aber etwas anderes als das, was die Menschen, die sich um sie herum versammelt haben, gerne hätten, etwas anderes, als sie geplant hatten.

Das, worauf die Mediation den Blick öffnet, ist eben jene musikalische Sache: Etwas, das entsteht oder hervortritt, etwas, wovon man den Eindruck hat, dass es (dort) anwesend ist oder auch nicht, eine Präsenz, ohne dass es jedoch ein konkretes Objekt gäbe, was man vor sich hinstellen und isolieren könnte. So ›gemacht‹ es auch ist, es besitzt seine eigene Handlungsfähigkeit. Und in eben diesem Sinne bildet die musikalische Sache ein Werk (*fait œuvre*), was allerdings nichts damit zu tun hat, sie als ein absolutes Objekt aufzufassen.¹⁴ Etienne Souriau¹⁵ hat dies hervorragend ausgedrückt, indem er von einem »zu schaffenden Werk« (*œuvre à faire*) spricht, das uns die Hand reicht, das den Bildhauer ebenso sehr zur Geste verpflichtet, wie dieser es umgekehrt durch seine Geste verpflichtet. Sicher ist dies schwieriger in Worte zu fassen als eine einfache Ursache-Wirkung-Beziehung, aber andererseits habe ich damit nichts Esoterisches erfunden: So gefasst, ist die Mediation ein Begriff des *Common sense*. Jeder Musiker, der sich an seine Tastatur setzt, weiß, dass er seine Tonleitern hat, seine Partitur, seinen Anschlag, die Fingersätze, die er sich erarbeitet hat, dass er nichts ohne sie tut, aber dass, wenn man bloß von diesen Mediationen ausgeht, noch nichts erreicht ist. Die Musik wird hervorgebracht werden müssen, und darin liegt nichts Automatisches oder Gesichertes. Mediation ist ein Begriff, der einerseits zu jenen gemeinsamen Fragen gehörte, die ich zuvor retrospektiv den Hypertext unserer Epoche genannt habe,

¹⁴ Und dies ganz ungeachtet dessen, ob man seine Autonomie anerkennt oder diese denunziert: das Problem liegt anderswo. Die Kulturosoziologie hat sich in diese sterile Debatte verrannt und dadurch die Gestalt eines Streits mit der Ästhetik angenommen. In dieser Debatte tritt sie als deren Double auf.

¹⁵ Étienne Souriau: *Du mode d'existence de l'œuvre à faire* (1956), in: *Les différents modes d'existence*, hrsg. v. Bruno Latour und Isabelle Stengers, Paris 2009, S. 195–217.

und er trägt Züge, die denen der Übersetzung ähneln. Gleichzeitig insistierte er jedoch stärker auf der Kehrseite des Problems, vor das die Dinge die Soziologie stellen: Sie assoziieren nicht nur, sondern arretieren auch.

Mit anderen Worten: Wir beschäftigten uns intensiv mit der Ausarbeitung derselben, reichen Definition der Dinge als etwas Widerständigem und Standhaftem, aber auch als etwas, das zugleich auch übersteigt, überfließt, zurückkehrt. Mit einer Definition jener Dinge also, die wir verfertigen und die umgekehrt auch uns verfertigen, Dinge, die man macht und die sich dennoch entziehen, die ihre eigene *agency*, ihre eigene Handlungsfähigkeit besitzen. Aber während man bei der Musik oder der Kultur, die a priori ausschließlich menschlich waren, auf dem Anteil ihrer Widerständigkeit beharren musste und auf dem, was diese Dinge zu tun veranlassen (*faire faire*), musste man im Gegensatz dazu, bei der Wissenschaft oder der Technik, angesichts eines Dieselmotors oder einer mathematischen Wahrheit, die den Eindruck vermitteln, ein Objekt sei unberührbar, die Assoziationen, die Übersetzung und die Passagen betonen. Weit davon entfernt, mit zwei konträren Methoden zu arbeiten, verfolgten wir ausgehend von zwei gegenläufigen Ausgangspunkten dieselbe Vorgehensweise. Wir wussten, dass wir an analogen Problemstellungen arbeiteten und dass wir sie auf unterschiedliche Weise angingen, weil unsere Gegenstände jeweils andere waren; warum aber diese Wortverschiebungen, warum auf ein anderes Vokabular zurückgreifen? Es ist nicht so, dass wir uns sofort gefragt hätten, was genau es notwendig machte, dass wir dasselbe Anliegen auf andere Art und Weise verfolgen mussten. Wir haben dies anhand von zwei Texten zu formulieren begonnen, die ich gemeinsam mit Bruno Latour verfasst habe – und zu diesem Zeitpunkt hat er über die »Faktische« geschrieben, die auf derselben Idee beruhen. Ein erster, zugegebenermaßen noch ein wenig tastender Artikel verglich die Wissenschaftssoziologie mit der Kunstsoziologie.¹⁶ Und ein zweiter Artikel nahm diese Frage auf provokantere Weise wieder auf, indem er Benjamins Kritik der Moderne anhand seiner Theorie von der Aura des Kunstwerks und der zerstörerischen Wirkung der Mediationen¹⁷ umwendete. Natürlich finden sich bei Benjamin viele andere Ideen, die man aufgreifen könnte, aber in diesem speziellen Fall ging es vor allem darum, nach den Gründen für die Berühmtheit eines solchen Aufsatzes zu fragen und diese als ein Symptom für die besondere Verbindung von Kritik und Komplizenschaft zu neh-

¹⁶ Antoine Hennion und Bruno Latour: *Objet d'art, objet de science. Note sur les limites de l'anti-fétichisme*, in: *Sociologie de l'Art* 6 (1993), S. 5–24.

¹⁷ Antoine Hennion und Bruno Latour: *Die Kunst, die Aura und die Technik gemäß Benjamin – oder wie man so viele Irrtümer auf einmal begehen kann und dafür auch noch berühmt wird*, in: Tristan Thielmann und Erhard Schüttelpelz (Hg): *Akteur-Medien-Theorie*, Bielefeld 2013, S. 71–78.

men, die jedem Rekurs auf die Idee der Moderne innewohnt.¹⁸ Und ich muss sagen, wir hatten dabei sehr viel Spaß!¹⁹

In *La Passion musicale* hatte ich stark auf die Kunstgeschichte zurückgegriffen, weil sie virtuos solch eine Fülle von Faktoren einbezieht, von den Trägermaterialien und Museen über Mäzene, Sammler und die Auswahl der Werke bis hin zu ihrer Interpretation und der Haltung des Betrachters, die in die Werke eingeht. Diese Arbeit hat Latour sehr interessiert, denn er fand dort eine Situation wieder, in der er sich selbst befunden hatte, als er sich mit der Epistemologie herumschlug und danach trachtete, das spezifische Regime der Bestimmung der Dinge zu »retten«, welches die Wissenschaft ins Werk setzt, und dabei von beiden Lagern mit dem Feind gleichgesetzt wurde: Er empörte die Verfechter der Absolutheit der wissenschaftlichen Wahrheit und wurde von jenen als Verräter denunziert, die konstruktivistisch, post-modern und dem *linguistic turn* verschrieben in der Wissenschaft nicht mehr als eine Erzählung unter anderen sahen.

6. Waren wir wirklich konstruktivistisch?

Dies war der zentrale Einsatz. Es ging darum, in den Objekten dieses »Machen« der Dinge anzuerkennen. Darunter verstehe ich gleichermaßen die Tatsache, dass es sich um gemachte Dinge handelt, wie auch die Tatsache, dass sie dazu veranlassen, etwas zu tun. Ein Machen also, das an den Dingen festhielt, und nicht ein Machen, das den Dingen entgegenstände oder sie ihrer Funktion enthöbe (sie denaturalisiert, sie dekonstruiert etc.), weil es sich um gemachte Dinge handelt – was einer sehr anderen Zielsetzung entspricht, nämlich der des Sozialkonstruktivismus. Dies war ein weiterer sehr wichtiger Moment, an dem sich Wege getrennt und wir Dinge klargestellt haben. Anfänglich war das Thema, wie bereits erwähnt, ein wenig verwirrend, denn die Frage ist schwierig und missverständlich.

¹⁸ Latour hat diese Erforschung der Modernen zu einem zentralen Thema seiner Forschungsarbeit gemacht. Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen*, Berlin 1995; Bruno Latour: *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*, Paris 2012.

¹⁹ Eine Zeit lang wurden wir von Régis Debray als Vorläufer der Mediologie betrachtet. Warum nicht, jedoch handelt es sich meiner Ansicht nach nicht um die gleiche Auffassung von Medien. Ausgehend von einer geteilten und übergreifenden Befragung der Rolle der Mediationen und von der Überzeugung, dass diese niemals neutral sind, situieren wir uns am Gegenpol jener Position, die aus ihnen, in einer Aktualisierung der McLuhanschen These, den alles erklärenden Faktor unterschiedlicher religiöser, künstlerischer, technischer Wirklichkeiten macht, die ihrerseits meinen, sie würden sich der Medien nur als Träger bedienen. Im Gegenteil handelt es sich für uns darum, die verschiedenen Zirkulations- und Fixierungsmodi auszumachen, die diese Regime nach und nach zu installieren gewusst haben und sie doch sogleich immer miteinander kombiniert haben.

Latour hat diverse Lösungen vorgeschlagen, um da herauszukommen: Er hat den Konstruktivismus dem Sozialkonstruktivismus gegenübergestellt, er hat anstelle von Konstruktivismus von einem Konstruktionismus gesprochen oder auch von Fabrikation statt Konstruktion, dann mit seinen »Faktischen« daran erinnert, dass diese steinharten Fakten, welche ihm die Positivisten die ganze Zeit entgegenhielten, doch selbst schon sagen, dass sie tatsächlich *gemacht* sind! Wir haben lange gebraucht, um uns darüber klar zu werden, dass wir bei genauer Betrachtung rein gar nicht konstruktivistisch waren, jedenfalls nicht im Sinne des »sozial Konstruierten«, das zum automatischen Slogan der Soziologie geworden ist. Natürlich ist jede soziologische Geste anfangs im weitesten Sinne eine konstruktivistische.

Von einem Objekt zu zeigen, ganz gleich, ob es sich um Kunst, Religion, Wahrheit, Moral oder um Kultur handelt, dass es ein historisches ist, von Orten und Zeiten abhängt, dass seine Existenz über Körperpraktiken verläuft, dass es mit seinen Milieus variiert, dass es Prozeduren erfordert, Konventionen voraussetzt, dass es sich auf Institutionen stützt, bedeutet, wie Bourdieu sagte,²⁰ dem Gläubigen die Produktion des Glaubens vorzuführen. Soziologie zu betreiben, bedeutet den originären Konstruktivismus der Disziplin zu teilen. Und gleichgültig, ob es sich um Wissenschaft oder Kunst handelte, so war dies eine Sache, die wir in der Tat ebenfalls mit Soziologien teilten, die sich von unserer Soziologie (oder von dem, was die unsere werden sollte) sehr stark unterschieden. Es ging doch darum, sich einem Absolutismus der Wahrheit zu widersetzen oder der Schönheit eines *L'art pour l'art*. Geht man aber weiter, bezeichnet dasselbe Wort zwei divergente Pisten: Bedeutet, von Konstruktivismus zu sprechen, zu zeigen, dass die Dinge konstruiert sind und *gerade deshalb nichts sind* (oder auch, für die kritische Soziologie, dass sie alles sind, ein Absolutes, eine Ganzheit), wenn sie aus der Wissenschaft stammen; dass sie jedoch nichts oder rein arbiträre Zeichen sind, wenn sie aus der Kultur stammen? Oder bedeutet es im Gegenteil, in diesen Angelegenheiten die Idee der Dinge selbst in Frage zu stellen? Wir mussten zunächst einmal selbst verstehen und dann die anderen dazu bringen zu begreifen, dass dieser zweite Weg, dessen Trasse wir anlegten, sich radikal von dem entfernt, was man allgemein unter Konstruktivismus versteht, und dies sowohl bei Bourdieu als auch im Sinne des *linguistic turn*, des Sozialkonstruktivismus der STS oder der Cultural Studies. Von einem gemeinsamen Ausgangspunkt verliefen die Wege in entgegengesetzten Richtungen.²¹

²⁰ Pierre Bourdieu: La production de la croyance: contribution à une économie des biens symboliques, in: Actes de la recherche en sciences sociales 13 (1977), S. 3–43.

²¹ Und wenn man die Fruchtbarkeit eines Milieus an der Art bemisst, wie es Debatten setzen kann, die wehtun, ist es ein großer Verdienst der STS, dies klar auf den Tisch gebracht zu haben, mit dem »epistemological chicken« von Collins und Yearley (Harry M. Collin und Steven Yearley: Epistemological Chicken, in: Andrew Pickering (Hg.):

Auf der Seite der Kultur bedeutet dies in meinen Augen, dass ein Großteil meiner Soziologie einerseits in einer Fortsetzung der kritischen Soziologie und vor allem der Soziologie Bourdieus bestand und zugleich eine recht radikale Umkehrbewegung gegenüber diesem vollzog, da es Bourdieu war, der in der Soziologie diese Arbeit geleistet hat, die Kultur zu anthropologisieren, und sie aus sehr positivistischen Vorstellungen herausgeholt hatte.²² Man neigt heute dazu, dies ein wenig zu vergessen, aber noch in den 1970er Jahren besaßen die Schreibweise der Soziologie, ihre Modelle, selbst ihre Konzepte, einen extrem mechanischen Charakter – es wäre richtiger zu sagen ›realistischen‹ Charakter –, was ihnen aber nichts von ihrer Vitalität und ihrer politischen und expressiven Bedeutung nahm, die sie für die politische Öffentlichkeit hatten, ganz im Gegenteil. Organisationen, die Staatsmacht, soziale Klassen, Interaktionen usw. – erst einmal hatte man ganz faktisch das vor sich, und das galt sowohl für die Akteure als auch für jeden Beobachter. Mit Bourdieu, seiner philosophischen Kultur, seiner reflexiven Schreibweise, der Zirkularität, mit der er seine Gedanken entwickelte, und vor allem mit seiner Aufmerksamkeit für die Praktiken, die Dispositionen und die Dispositive, für das Gewicht und die Schwerfälligkeit der Körper, des Kollektivs, der inkorporierten Geschichte, zeichnete sich etwas ab, das man, im Verhältnis zur Evidenz des Soziologischen, wie mir scheint, mit gutem Recht als eine Wiederaufnahme der Anthropologie bezeichnen könnte. Was etwa die Kunst anbelangt, hat dies hinsichtlich des Dualismus zwischen dem Werk und seinem Bewunderer zu einer Arbeit der Entsubjektivierung, der Institutionalisierung, der, wie man heute sagen würde, kollektiven, verkörperten und situierten Verteilung der Beziehung zu den Kunstwerken geführt. Aber am Ende war er, im Einklang mit der zugleich wissenschaftsgläubigen und kritischen Auffassung von der Soziologie, die er verteidigte, doch wieder selbst am Zuge und entwendete dem Kollektiv, das er gerade so gut neu inszeniert hatte, seinen Gegenstand, um ihn dem Soziologen zurückzugeben: Eure Objekte sind nicht, was sie sind, sie sind der verborgene Einsatz eurer Beziehungen, sie sind das, was euren gemeinsamen Glauben ausmacht, und das Soziale ist nichts anderes als eure Bemühung, diesen einzurichten und zugleich vor euch selbst zu verbergen.

Science as Practice and Culture, Chicago 1992, S. 301–326) und Callons und Latours Antwort zum Kind, das mit dem Bade ausgeschüttet wird (was eine Anspielung auf die Bath School war), oder Bloors Angriff im »Anti-Latour« und seine Beantwortung durch Latour in derselben Ausgabe (David Bloor: Anti-Latour, in: Studies in the History and Philosophy of Science 30/1 (1999), S. 81–112), aber auch die Stellungnahmen von Barnes, Pickering, Ashmore, Lynch etc.

²² Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1987; Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt/M. 1999.

7. Bourdieu kritisieren oder seinen Ansatz ausweiten?

Die These ist brillant und verheerend, doch wenigleich ihre Vorannahmen und Konsequenzen viel diskutiert worden sind, scheint mir, dass nicht ausreichend erkannt wurde, dass sie keineswegs in der ihr vorangehenden Anthropologisierung impliziert ist und dass sie sich in keiner Weise aus ihr ableitet. Es besteht nicht die geringste Notwendigkeit, ausgehend von dieser eine soziologische Disqualifizierung des Dings einzuleiten, das Ding in eine *illusio* zu verwandeln, *in lusionem*, den Einsatz, der das Soziale (aus)macht. Das Ding, das zu Beginn der Analyse zunächst in ein Gewebe von Relationen, Körpern, Dispositiven und Geschichten wiedereingegliedert wird, endet als Totem. Hierin liegt ein Zaubertrick, ein Taschenspielerkunststück:²³ Der Soziologe tut selbst, was er bei den Akteuren zu beschreiben meint, er lässt das Objekt der gemeinsamen Handlung verschwinden, um das unbelebte und unbeteiligte Symbol eines rein sozialen Kollektivs an seine Stelle zu setzen. Wollte man es etwas locker formulieren, könnte man über meine Arbeit zum Geschmack und den Amateuren sagen, dass ich diese Pragmatisierung des Geschmacks, oder eher noch diese Einbettung in die Praktiken beibehalte: Der Pragmatismus ist keine Theorie der Praxis, sondern eine Berücksichtigung und Einbeziehung der Dinge – und das ist etwas ganz anderes – sagen wir also besser, die gesamte Anthropologisierung des Geschmacks, die Bourdieu vorgenommen hat, indem er den Körper, die Geschichte, den Habitus, die Institutionen, die Dispositive und Dispositionen in sie hineingelegt hat; nur dass er all dies *gegen* das Objekt eingesetzt hat, in einer nun sehr traditionellen, dualistischen Vorgehensweise, um sich denjenigen entgegenzustellen, von denen er glaubte, sie würden an das Objekt glauben. Ein Projekt, das die Dinge und die Akteure, die an ihnen hängen, respektiert, muss diesem Programm keineswegs den Rücken kehren, all dies muss beibehalten werden, die Pragmatisierung muss voll geltend gemacht werden. Und dies nicht, indem ein gewisser Vorbehalt eingeführt wird, sondern im Gegenteil, voll und ganz und bis zum Äußersten, d. h. *mit* den Objekten und nicht gegen sie. Wieso nicht die infrage stehenden Dinge so behandeln, wie Bourdieu es unablässig für die Körper, die Kollektive oder die Dispositive vorführt, es aber den Dingen verweigert: sie als in Entstehung begriffene, offene Wesen betrachten, die widerständig sind und standhalten, die einander wechselseitig herstellen und dabei auf diejenigen zurückwirken, die die Dinge geschehen lassen?

Letztendlich würde dies weniger bedeuten, Bourdieu zu kritisieren, als ihn

²³ Antoine Hennion: *Esthétique populaire ou théâtralité théorique? Le peuple, le sociologue et le producteur à succès*, in: Jacques Rancière (Hg.): *Esthétiques du peuple*, Paris 1985, S. 249–265.

vielmehr auszuweiten, indem man seine Arbeit wieder aufnimmt und sie ebenfalls auf die Dinge überträgt, anstatt sich seiner zu bedienen, um die Dinge für nichtig zu erklären. Dies würde auch bedeuten, seinen Beitrag als Abstoßungspunkt zu nutzen, um woanders hinzugelangen, d.h. aus ihm einen Klassiker zu machen, mit seinen blinden Flecken, anstatt diese in einem unantastbaren Dogma erstarren zu lassen – und dies wäre die vielleicht beste Art, sein Werk zu würdigen. Nebenbei bemerkt trifft es zu, dass das Vokabular sich dabei grundlegend verändert: In den Worten aktueller Fragstellungen ausgedrückt heißt das, man geht von einer Theorie der Praxis zu einem wirklichen Pragmatismus über. Dinge, die ihre Agency besitzen, die wir in gleichem Maße herstellen, wie sie uns herstellen? Die Crux, der zentrale Punkt der Angelegenheit ist in der Tat der Status, den die Objekte erhalten: der Fakt also, diese nicht als äußere, feste Gegebenheiten aufzufassen (wie z. B. im Falle der Kunst, sei es für den Ästhetiker, um ihre Hagiographie zu erstellen, oder für den Soziologen, um ihre Nichtigkeit anzuprangern), sondern als unsichere Komposita, die aus Bindungen bestehen, die sich anhand von Prüfungen knüpfen und wieder auflösen und die dabei ungekannte und zusammengesetzte Welten entstehen lassen. Anders gesagt handelt es sich sehr wohl darum, die Dinge zu »sozialisieren«, allerdings nicht, indem man sie von jedem Inhalt entleert und sie in willkürliche Zeichen eines Sozialen verkehrt, von dem man meint, dass es seinerseits seinen eigenen Gesetzen folgt: indem man sie im Gegenteil sich füllen und uns ausfüllen lässt, unterschiedliche und miteinander verbundene Welten formieren lässt und ihnen gestattet, Schicht für Schicht sich selbst und uns auszu dehnen – an diesem Punkt trennen sich zugegebenermaßen die Wege. Weiter voranzuschreiten setzt voraus, dass man definitiv den Weg verlässt, den Pierre Bourdieu vorgezeichnet hat.

8. Affordances, situierte Handlung, verteilte Kognition

Außerhalb Frankreichs haben im Kielwasser der STS andere Traditionen die Reformulierung jener Fragen erlaubt, die uns beschäftigen, dort aber eher in Weiterführung der amerikanischen Handlungstheorie. Ein Weg, der seinerseits selbst aus dem Pragmatismus hervorgegangen ist und der umgekehrt dessen Wiederentdeckung begünstigt hat. Es handelt sich insbesondere um Autoren wie James Gibson, Donald Norman, Edwin Hutchins und Lucy Suchman, die das Modell der instrumentellen Handlung mit Intention, Mitteln und Ziel zugunsten einer anderen Betrachtungsweise aufgebrochen haben, die auf den Begriffen der verteilten Handlung, des erweiterten Geistes und der situierten Handlung basiert. Die Überschneidungen mit den Fragen, welche die Klugheit der Amateure aufwarf, war eindeutig: In einem Artikel, den ich gemeinsam mit Emilie Gomart

verfasst habe,²⁴ zogen wir einen systematischen Vergleich zwischen den Anhänglichkeiten (*attachements*) von meinen Musikliebhabern und den Drogenkonsumenten, über die sie geforscht hatte, um die Grenzen der ANT und jener Strömungen zu befragen, die es verstanden hatten, die Handlung außerhalb eines linearen oder instrumentellen Modells neu zu entfalten. Unsere Grundidee war dabei, die Logik dieser Infragestellung auszuweiten, und zwar, indem man gerade diesen Rahmen der Handlung, in welchem sie sich weiterhin verorteten, verließ, um jenseits des Dualismus von aktiv und passiv andere Formen der Agency auszumachen, insbesondere mithilfe des Begriffs der Passion oder, im Zusammenhang mit den Musikern oder den Drogen-→Liebhabern, mithilfe des Begriffs der aktiven Passivität: Nicht von der Aktivität zur Passivität übergehen, sondern handeln, um bewegt zu werden (*agir pour être agi*). Damit Dinge geschehen können, muss man Dinge tun! Man muss sich dazu bringen, diese zu lieben, wie Geneviève Teil es formulierte.²⁵ Es war unter anderem dieses Ziel, das wir im Blick hatten, das uns, anstatt von Ursache und Wirkung zu sprechen, den Begriff des Attachments wieder aufgreifen ließ, den Callon gebraucht hatte, um die Märkte zu analysieren.²⁶

Es ist klar, dass das Verhältnis der jungen Wissenschaftssoziologie zu diesen Strömungen nicht mit demjenigen zu vergleichen war, das sie zur kritischen Soziologie unterhielt. Die Art und Weise, in der Ideen angeeignet und aufgegriffen werden, hängt von den jeweiligen historischen Umständen ab, und diese unterscheiden sich sehr stark voneinander: Für die Theorie der *affordances* oder der situierten Handlung galt keineswegs dasselbe wie für die Theorien Bourdieus, die ich, wie alle französischen Soziologen dieser Zeit, aufgesogen hatte. Über *Cognition in the Wild*²⁷ würde ich keineswegs dasselbe sagen, im Gegenteil waren wir von seiner Lektüre verblüfft. Das Werk schrieb sich in die Linie der Technikgeschichte amerikanischer Machart ein, mit großartigen Büchern wie dem von Thomas Hughes zum elektrischen Netz, *Networks of Power*, oder den Arbeiten zur *material culture* von Autoren wie Chandra Mukerji.²⁸ Hutchins brachte diese Ideen der Handlungsverteilung mit, des erweiterten Geistes (*extended mind*), er rückte auf ungekannte Weise das Dispositiv der Techniken und ihr Gefüge in den Vor-

²⁴ Émilie Gomart und Antoine Hennion: A Sociology of Attachment: Music Amateurs, Drug Users, in: John Law und John Hassard (Hg.): Actor Network Theory and After, Oxford 1999, S. 220–247.

²⁵ Geneviève Teil: Aimer le vin: pratiques de la perception, Toulouse 2003.

²⁶ Antoine Hennion: Offene Objekte, Offene Subjekte?, in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung (ZMK) 1 (2011), S. 93–109.

²⁷ Edwin Hutchins: Cognition in the Wild, Cambridge, MA 1995.

²⁸ Chandra Mukerji: From graven images. Patterns of modern materialism, New York, NY 1983; Chandra Mukerji: Territorial Ambitions and the Gardens of Versailles, Cambridge, MA 1997; Thomas P. Hughes: Networks of Power, Baltimore, MD 1983.

dergrund, und ein Wiederhall davon findet sich bei französischen Autoren wie Louis Quéré, Michel de Fornel oder Bernard Conein, die sich zur selben Zeit wieder für die Ethnomethodologie interessierten und die häufig auf diese amerikanischen Wiederaufnahmen der Handlungstheorie geblickt hatten. All diese Ideen haben wir am CSI klar und deutlich empfangen, auch Lucy Suchman: Ihr Buch zur situierten Handlung²⁹ war für uns sehr hilfreich.

Dieser Umweg über die amerikanische Theorielandschaft ermöglicht seinerseits, einige Dinge in Bezug auf »pragmatisch« zu präzisieren, um auf anderem Wege auf die verschiedenen Konzeptionen zurückzukommen, die dieses Wort bezeichnen kann. Jeder Soziologe, der etwas auf sich hält, nimmt dieses Adjektiv heute für sich in Anspruch (die Gegenbewegung, eine »allergische Reaktion« wird nicht lange auf sich warten lassen, sie hat bereits begonnen): aber man muss sich darüber verständigen, was darin impliziert ist. Wenn die Pragmatik einfach als Handlungstheorie aufgefasst wird, hat dies noch nichts *pragmatistisches*. Die Abstände zwischen den Positionen ergeben sich daraus, wie viel Raum jeweils den Dingen zugestanden wird. Das Steuern eines Schiffes, sofern es als kollektive Arbeit aufgefasst wird, zu der alle möglichen Arten von Räderwerken, von Instrumenten, alles von der Anordnung eines Kontrollraums bis zum Wasserwiderstand und zum Radio etwas beitragen, kurzum die Idee des erweiterten Geistes reicht nach diesem Kriterium weit über die Handlungsgrammatik und ihre Signal-Objekte, jene Wegweiser der pertinenten »cité«³⁰ hinaus. Dagegen gewinnt man mit *Les Économies de la grandeur*, so der französische Untertitel des Hauptwerks von Boltanski und Thévenot,³¹ das den Durchbruch ihrer pragmatischen Soziologie eingeläutet hat, eine weitaus getreue Beschreibung und Beobachtung der menschlichen Akteure und ihrer Rechtfertigungsprinzipien, die Anerkennung ihrer Kompetenz und zweifellos ebenfalls eine »Ent-Ontologisierung« der Dinge (Ent-Essentialisierung, hätte man damals eher gesagt), insofern man ihren Status nur durch Prüfungen zugänglich machen kann, Prüfungen, die selbst stark vom Rahmen eines irreduzibel pluralen Urteils abhängen: das ist schon viel! Aber im Grunde hat es im GSPM nie den Willen gegeben, sich dem philosophischen Pragmatismus im Sinne eines James³² anzunähern – ich nenne James hier im Besonde-

²⁹ Lucy A. Suchman: *Plans and Situated Actions*, Cambridge, MA 1987.

³⁰ Anm. d. Red. Hennion spricht von der *cité pertinente*, eine Anspielung auf Boltanski und Thévenot, die in ihrer Theorie der Rechtfertigungsmodi zunächst fünf, später sechs verschiedene »cités«, auf Deutsch auch als Welten übersetzt, unterscheiden, wobei sich in vielen Situationen Debatten darüber entzündeten, welche dieser *cités* in einer Situation pertinent ist.

³¹ Boltanski und Thévenot: *Über die Rechtfertigung* (wie Anm. 9).

³² Mit Ausnahme von Chateauraynaud; wenn Boltanski (Luc Boltanski: *De la critique*, Paris 2009) oder Lemieux (Cyril Lemieux: *Le Devoir et la grâce*, Paris 2009, S. 225) auf

ren, weil er unter den Gründervätern derjenige ist, der die *pragmata* in seinem Kampf mit dem Dualismus am ernstesten nimmt, er, der das Prinzip der Symmetrie auf die radikalste Weise und *avant la lettre* formuliert. Es sind folglich die *pragmata*, d.h. Beziehungs-Dinge, Dinge in Extension, die das Fundament des Pragmatismus bilden, und nicht die Praxis, ein Wort, das seinerseits keineswegs dazu verpflichtet, den *great divide* zwischen dem menschlichen Handeln und den Dingen, auf die es sich bezieht, in Frage zu stellen.

9. Der Pragmatismus ist keine Theorie der Praxis

Nun ist genau dies der Punkt, auf den sich die wichtige Verschiebung bezieht, die wir am CSI gegenüber den Handlungstheorien, seien es die Theorien des GSMP, mit dem wir damals unaufhörlich debattierten, oder die gerade erwähnten der situierten Handlung, einzuführen versucht haben. Eine Verschiebung also, und keine frontale Opposition: Obgleich diese allmähliche Verlagerung zu sehr weit entfernten Positionen führt, hat sie sich in stufenweisen Entwicklungen und in gegenseitigem Austausch vollzogen, keineswegs in Form einer radikalen Kritik. Ob nun Boltanski und Thévenot, Dodier, Chateauraynaud auf der einen Seite, oder in einer ganz anderen Traditionslinie und jenseits des Atlantiks, Gibson, Norman oder Suchman, all diesen Autoren gebührt ein großer Verdienst: Sie alle führten den Einsatz dieses Streits – ich spreche von der Debatte über die Theorie der Praxis oder auch über den Sinn des Konstruktivismus in den Sozialwissenschaften – auf eine Ebene zurück, die viel näher bei den Akteuren und an der empirischen Beobachtung war: Es gibt keine Natur der Dinge und die Arbeit der Soziologen, und sogar der Sozialwissenschaften im Allgemeinen, ist es, die Instaurierung dieser Dinge aufzuzeigen. Aber wenn dies einmal als gesichert gelten kann, stellt sich meiner Meinung nach eine neue Frage, und zwar die, welche Latour mit seinen »Faktischen« so wunderbar formuliert hatte: Muss man diese Verfertigung der Objekte *gegen* sie ausspielen oder *mit* Ihnen zusammen spielen? In den Theorien der Handlung oder in der pragmatischen Soziologie wird diese Umwälzung nicht vollzogen – sie ist im Übrigen auch nicht im Geringsten gewollt – man argumentiert für diese Ablehnung und tritt klar für diese ein. Im Verhältnis zu früheren Soziologien und insbesondere der französischen, von Lévi-Strauss zu Bourdieu, bestand bei diesen Autoren eine entscheidende Differenz, das Augenmerk lag nicht mehr auf einem abstrakten Mechanismus strukturalistischen Typs, sondern, à l'américaine, auf der Handlungsfähigkeit der Akteure. Es ging darum,

diese Zeit zu sprechen kommen, geben sie im Übrigen bereitwillig zu, dass ihre Pragmatismus-Referenz James wenig zu verdanken hat.

den Akteuren das zurückzugeben, was man den unsichtbaren Strukturen fortgenommen hatte, und dabei nahm man sogar eine Umverteilung und Neusituierung der Agency in ihrer Verankerung in den Dingen und in der konkreten Situation vor, ohne dabei in einen methodologischen Individualismus zu verfallen. So weit, so gut. Aber bedeutet dies deshalb, die Dinge wieder zum Zug zu bringen? Nein. Ist das Atomkraftwerk nur ein Zeichen dafür, dass wir uns in einer industrialisierten Welt befinden, oder tut es etwas, das sich nicht darauf reduzieren lässt, was seine Erbauer beschlossen haben – und zunächst einmal: Läuft es überhaupt? Erschafft das Kunstwerk seine eigene Welt, tut es etwas, hat es Effekte, oder ist es nur der Anwendungsbereich eines Rechtfertigungsregimes, das die Inspiration aufwertet? Diese Autoren verbleiben im Rahmen der Handlungstheorien – sie stehen dazu, wie es *L'Action au pluriel* (2006)³³ zeigt, in dem Thévenot die Synthese seiner Arbeiten liefert: Sie versuchen, feine, distributive Handlungstheorien zu entwerfen, die sich auf die Dinge stützen. Sicher, in Grenzfällen und in mancher Hinsicht sind sie den STS sehr nahe und bereit, in diese Richtung zu schwenken. Aber insgesamt tun sie es nicht, diese Theorien bleiben Handlungstheorien, gerade weil ihnen zutiefst daran gelegen ist, die Unterscheidung zwischen der menschlichen Handlung und der Agentur der Dinge oder auch zwischen sozialer Interpretation und natürlichen Wirklichkeiten mit aller Strenge aufrechtzuerhalten.

Wie durch Zufall geschah es genau zu dieser Zeit, dass wir am CSI die amerikanischen Autoren des Pragmatismus wiederentdeckten – sie waren uns zwar bekannt gewesen, aber nur auf indirekte Weise, vor allem aufgrund ihres Einflusses auf den symbolischen Interaktionismus. Die empirische Soziologie im Allgemeinen hatte eine komplizierte Beziehung zu ihnen unterhalten: Sie war teilweise aus ihnen hervorgegangen, durch Mead und die Begründer der Chicagoer Schule,³⁴ war mit ihnen aber vor allem durch zwischengeschaltete, vermittelnde Autoren verbunden, was nicht ganz dasselbe ist. Sicher hat sich der Interaktionismus aus dem Pragmatismus gespeist. Er hat ihn neu übersetzt, ihn deformiert, was normal ist. Er hat ihn auch ein wenig banalisiert, was bedauerlicher ist – und ausgerechnet durch die Idee der Interaktion selbst hat er ihn wieder zurück auf den Menschen zentriert. Die Soziologen stützten sich auch auf Dewey, beziehen sich aber vor allem auf den politischen Aspekt seiner Thesen zur Debatte, zur Demokratie, zur Partizipation und zur Erziehung;³⁵ Man liest ihn mit anderen Augen, wenn man dabei die Gegenwart der Dinge mitdenkt; denn über seine beeindruckende Analyse der neuen Formen der öffentlichen Debatte(n) hinaus, mit ihren Arenen, den

³³ Laurent Thévenot: *L'Action au pluriel*, Paris 2006.

³⁴ Yves Grafmeyer und Isaac Joseph: *L'École de Chicago*, Paris 1979; Daniel Céfai und Isaac Joseph (Hg.): *L'Héritage du pragmatisme*, La Tour d'Aigues/Cerisy 2002; Daniel Céfai: Introduction, in: Joseph Gusfield: *La Culture des problèmes publics*, Paris 2009.

³⁵ John Dewey: *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme* (1927), Darmstadt 1996.

betroffenen Öffentlichkeiten, den gemeinsamen Problemen, insistiert er bereits auf der Offenheit und Unbestimmtheit der *concerns* selbst, die untrennbar sind von der Debatte, die sie hervorbringt – man könnte meinen, Dewey hätte brandaktuelle Probleme vor Augen gehabt, die Umwelt, die Entwicklung, die Energie, die Sexualität, die Biologie!

10. Zu einer Agency der Dinge selbst

Doch um die *Agency* der Dinge zu verhandeln, gab es zu dieser Zeit nicht so viele Autoren, auf die man sich stützen konnte. Neben Tarde oder Whitehead, die Latour wieder neu zu lesen verstand und vor allem uns andere (neu) lesen ließ, war es eben die Entdeckung von James, die mich völlig verblüffte. James machte beispielsweise explizit deutlich, dass der Pragmatismus keine Methode ist (derzufolge die Dinge nur anhand ihrer Wirkungen erfasst werden können), worauf er rasch reduziert worden ist, sondern eine Ontologie (d.h. es gibt überhaupt keinen Unterschied zwischen den Dingen und ihren Wirkungen, die Relationen sind keine Art und Weise, die Wirklichkeit der Dinge zu entdecken, sondern die Dinge selbst): Hier war eine der Schlüsselthesen unserer Forschungsarbeit – gleichzeitig jene, die auch am stärksten angegriffen wurde – aus anderer Feder zu lesen. Sie auf so direkte Weise von William James³⁶ verteidigt zu sehen, in seiner radikalen Version des Pragmatismus, war ein Schock. Aber sie bildet sehr wohl das Herzstück dieses Denkens und entfernt James zugleich weit von den ›zivilisierten‹ oder missbräuchlich resoziologisierten Formeln, die sich durch den Gebrauch des Adjektivs pragmatisch autorisieren.

Natürlich hatte es auch andere Autoren gegeben, die vermittelt haben. So war meine Generation stark von Deleuze geprägt, der einen aufregenden Kontrapunkt zu Foucault bildete. Er wies in dieselbe Richtung – auch wenn es, anders als bei Foucault, nicht so einfach ist, in der Soziologie auf Deleuze Bezug zu nehmen, weil ihr dessen bildreiche und spekulative Schreibweise so fern liegt.³⁷ Latour hatte viel über Whitehead³⁸ gearbeitet, dessen Philosophie der Wissenschaften

³⁶ William James: *Das pluralistische Universum. Vorlesungen über die gegenwärtige Lage der Philosophie* (1909), Darmstadt 2005; William James: *Essays in radical empiricism* (1912), in: *The Works of William James*, Bd. I, hrsg. v. Frederick H. Burkhardt u. a., Harvard, MA/London 1976.

³⁷ Ich habe im Übrigen kürzlich festgestellt, dass wir Deleuze, trotz des starken Einflusses, den er verglichen mit anderen auf unsere Arbeit hatte, in den Texten des CSI nur selten zitierten.

³⁸ Alfred N. Whitehead: *Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie* (1929), Frankfurt/M. 1984.

neben beträchtlichen Differenzen auch offensichtliche Verbindungen zum Pragmatismus aufweist. Es gab also Passagen und Fährmänner. Aber für die Fragen des Geschmacks, über die ich gearbeitet habe, d.h. hinsichtlich meines Versuchs, den Geschmack als Wertschätzung jener Dinge neu zu denken, die durch diese Wertschätzung erst zustande kommen, war es James, der für mich am meisten zählte, der genau die Operation vornahm, nach der ich gesucht hatte. Eben jene Verschiebungsbewegung, nach der wir im CSI – ausgehend von unterschiedlichen Objekten – gemeinschaftlich suchten: den Übergang von einer Theorie der Praxis hin zu einer in einer Unmenge von Bindungen verteilten Agency. Es galt, nicht mehr weiter innerhalb des Dualismus zu verharren, mit seiner Instaurierung der Dinge durch die Menschen, und damit gegen die Dinge, selbst wenn dies auf geschmeidigere, den Akteuren nähere, liberalere, feinere Weise geschieht, sondern zu etwas überzugehen, das Callon beispielsweise Gefüge³⁹ nennen würde, zu einer in einem Netzwerk-Akteur (dieses zusammengesetzte Wort wäre vielleicht in dieser Reihenfolge noch aussagekräftiger) verstreuten Agency, ein Netzwerk-Akteur, in dem sich, weit entfernt vom binären Gegensatz zwischen Subjekten und Objekten, zwischen Menschen und Nicht-Menschen Aktanten sehr unterschiedlicher Natur wechselseitig herausbilden. Eine solche Umkehrbewegung ist kostspielig, sie setzt voraus, dass man die Dinge komplett neu definiert: Und wir stellten mit einer gewissen Überraschung fest, dass der Pragmatismus in seinen radikalsten Versionen genau dies bereits vorgeschlagen hatte. Als *pragmata* verstanden, sind die Dinge keine Gegebenheiten, sondern »in process of making«. Es fehlten nur noch die Ermittlung und die betroffenen Öffentlichkeitsgruppen, die man wiederum aus Dewey beziehen konnte, und wir befanden uns in unserem STS-Universum: Assoziation, Mediation, Prüfung, Gefüge. Daher rührt, was mich betrifft, der enge Bezug zu den Amateuren, diesen Lehrmeistern des Pragmatismus, die ich damals stark in den Vordergrund stellte, bevor ich mich, ausgehend von einer diesmal explizit vom Pragmatismus inspirierten Methode,⁴⁰ in einer weiteren Perspektive für diverse Formen der Anhänglichkeit, des Attachements interessierte.

³⁹ Muniesa und Callon: La performativité des sciences économiques (wie Anm. 5); Michel Callon: Les agencements marchands. Préface, in: Michel Callon u.a. (Hg.): Sociologie des agencements marchands, Paris 2013 (im Erscheinen).

⁴⁰ Hennion: Offene Objekte (wie Anm. 26); Antoine Hennion: Petit portrait de Becker en pragmatiste, in: Pierre-Jean Benghozi und Thomas Paris (Hg): Howard Becker et les mondes de l'art, Paris 2013, S. 185–193.

11. Objekte, die verpflichten

Jene Amateure und Liebhaber, die ihre Passion weiter treiben oder die von ihrer Passion vorangetrieben werden, lassen den Soziologen gegenüber seiner eigenen Arbeit dieselbe Art der Erfahrung machen wie die Amateure selbst gegenüber ihrem eigenen Attachment. Der Soziologe kann weder ›passiv‹ das Wissen dieser großen Liebhaber herausstellen (was wissen sie, außer dass sie nichts wissen, oder besser, dass jedes Wissen zugleich nach seiner Infragestellung verlangt?) noch ›aktiv‹ auf ihrem Rücken ein Wissen ihrer Praxis entwickeln, von dem sie nichts wüssten. Es gilt vielmehr, sich zu trauen, etwas wie die Erfahrung ihrer Erfahrung zu machen, indem man sich gegenüber den Amateuren in dieselbe Position versetzt, die sie gegenüber ihrem Objekt einnehmen. Dies bedeutet, den Schutzschild des Wissens niederzulegen, den Unterstand des Beobachters zu verlassen, um sich auf diese ›Prüfung der Dinge‹ einzulassen, die für den Soziologen genauso schwer zu fassen ist wie für den Amateur. Der Amateur ist kein zu entdeckendes Objekt, sondern eine Erfahrung, der man sich nähert. Eine Soziologie der Passion ist sich schuldig, eine passionierte Soziologie zu sein, nicht im Sinne einer hysterischen Identifikation mit der Begeisterung des Amateurs, sondern im technischen Sinne, den uns dieses Wort bietet: eine Erfahrung jenseits der Spaltung zwischen Beobachter und Beobachtetem oder zwischen Wissen und Handlung. Der Soziologe ist ebenfalls gefordert, sich von seinem ›Feld‹ (man sieht, wie entsetzlich platt dieses Wort ist) einnehmen zu lassen, das bedeutet für ihn in diesem Fall nicht von den Objekten des Amateurs, sondern vom Amateur selbst. Was die Liebhaber mir ermöglichen, ist nicht so sehr, eine pragmatistische Theorie auf ihren Fall anzuwenden, als vielmehr, dass sich diese anhand ihrer Erfahrungen von allein für mich enthüllt. An dem Punkt, an dem sie sich mit dem menschlichen oder ethischen Engagement vermengt, stößt man an die Grenzen der Methodik: Dies kann nur unter der Bedingung geschehen, dass man versteht und akzeptiert, dass dies zu tun nicht nur bedeutet, von außen zu beschreiben, sondern auch etwas über den Wert dieser Handlungen, über ihre moralische Tragweite auszusagen, sie zu »werten«, wie Dewey⁴¹ sagen würde. Und damit umgekehrt auch den Pragmatismus selbst zu werten, ihn nicht einfach anzuwenden, sondern ihn nach ihrem Maßstab zu erneuern und ihn, gerade aufgrund seiner Fähigkeit, besser vom Attachment der Amateure zeugen zu können, auch seinerseits besser zu werten. In gewisser Weise bedeutet dies, sich auf die Seite der Amateure zu schlagen, für sie Partei zu ergreifen.

Auf der empirischen Ebene, im allgemeinsten Sinne des Wortes, ist das Spiel den Aufwand wert. Ich war immer wieder von den unglaublich erfinderischen

⁴¹ John Dewey: *Theory of Valuation* (1939), Chicago, IL 1955.

Modalitäten überrascht, die diese Amateure im weitesten Sinne (Musiker, Weinliebhaber, Sportler, und viele andere) für sich fanden, um weniger ihren Geschmack, als wirklich den Raum für ihre Anhänglichkeiten auszubilden. Einer der großen Irrtümer Bourdieus ist meiner Ansicht nach kein theoretisches Problem, sondern ein technisches: Wenn man seine Theorie konsequent weitertreibt, hieße dies, dass man umso mehr einer Illusion aufsitzt, je mehr man zum Amateur wird – doch wenn dem so wäre, warum sie dann überhaupt befragen, sie von einem Objekt berichten lassen, das keines ist! Hier hat er sich um eine ungeheure empirische Quelle gebracht: Nicht um das Wissen der Amateure, sondern um ihre Erfahrung und ihre Erlebnisse. Wenn man lange Gespräche mit ihnen führt und darüber diskutiert, was sie fesselt, hat man es mit allem zu tun, nur nicht mit naiven Enthusiasten, die an ein Objekt glauben, das in Wirklichkeit ein Effekt und nicht Auslöser ihrer eigenen Neigung zu ihm wäre. Besser als irgendjemand sonst wissen sie, dass dieses Objekt durch ihre persönlichen Praktiken »konstruiert« wird. Fehlt darin auch nur ein einziger Baustein, bricht alles in sich zusammen. Aber sie wissen auch, dass diese Praktiken absolut nicht implizieren, dass das Objekt sich auf eine »bloße« Spiegelung derjenigen reduziert, die es verfertigen, sondern eine Voraussetzung dafür bilden, dass sich das Objekt in seiner gesamten Alterität zeigt und dass es im Gegenzug seine »Konstrukteure« alteriert. Das Objekt macht sie ebenso aus, wie sie es machen. Dafür zu sorgen, dass dieser Anspruch der Amateure sich selbst und den Dingen gegenüber geteilt werden kann, ist eine Lektion mit ethischer Tragweite. Für mich verleiht dies einer Soziologie des Geschmacks neue Relevanz. Denn was dem Soziologen vielleicht fehlt, ist etwas wie der Respekt für die Sache selbst. Folglich verpflichtet das Objekt nicht nur den Amateur, es verpflichtet auch den Philosophen oder den Soziologen. Vielleicht muss man auf beiden Seiten einen Schritt aufeinander zu machen, damit die Soziologie zum einen die Objekte ihrer Akteure ernster nimmt und darüber hinaus aufgibt, an die mögliche Autonomie einer Erklärung durch das Soziale zu glauben, und die Philosophie sich andererseits zu einer wirklich empirischen, ebenfalls ermittelnden macht, anstatt den Empirismus nur als ein weiteres theoretisches Problem zu verhandeln. Annemarie Mol, die gemeinsam mit John Law einen *ontological turn* ausruft, oder Bruno Latour und kürzlich auch Albert Piette haben sich einer solchen »empirischen Philosophie« verschrieben. Dies bedeutet außerdem, hinsichtlich einer bestimmten Konzeption der Feldforschung, zur Kenntnis zu nehmen, dass die Forschung ein risikoreiches, engagiertes Experimentieren bedeutet. »Das Feld wird von sich aus über sich selbst sprechen«: Nichts ist mehr dazu angetan, vorgefertigte Ideen zu reproduzieren und im Moment der Interpretation einen etwas simplen, minimalistischen Rahmen wieder einzubringen, der nicht zu stark auffällt und den man nicht allzu sehr in Frage stellen muss. Einen Rahmen, der mit der jeweiligen Mode geht: Nach den Organisationen, den sozialen Codes, den

Machtverhältnissen, der Herrschaft sind es heute die Praktiken, die Netzwerke, die Konventionen, der Markt, die Werte, etc. Mit der esoterischen Note des Worts Ethnomethode selbst hat Garfinkel⁴² bereits dem Bedarf entsprochen, der Falle des herkömmlichen Vokabulars einer Disziplin zu entkommen, die ich zuvor als den Realismus der Soziologie beschrieben habe, um stattdessen jene situierte Kompetenz zu erfassen, die in den Akteuren selbst liegt, ohne sie jedoch umgehend wieder zur Intention eines bestimmten Akteurs zu machen. Dies war ein Versuch, Abstand zu gewinnen, zu vermeiden, den Akteuren Kategorien überzustülpen oder sich umgekehrt damit zu begnügen, einfach nur bei der Identifizierung der Ihrigen stehenzubleiben, so als genüge es, ihnen das Mikro hinzustrecken, um sie einzufangen. Andernfalls verbleibt man in der klassischen Opposition: Gegenüber der Soziologie, die aufgrund ihrer Forderung nach der Feldforschung zum Fahnenträger des Empirismus erhoben wird, fordert die Philosophie, während sie versucht empirischer zu werden, das alleinige Recht auf ein unabhängiges konzeptuelles Denken für sich ein.

12. Ontologien ›in the making‹?

Ich denke, wir stehen an einem Wendepunkt. Das Ziel besteht darin, den Akteuren die Kompetenz wiederzugeben, ihnen wieder zuzugestehen, ihre Welt zu erschaffen. Und zwar nicht einem bestimmten Akteur, sondern dieser Art von kollektiver Bewegung, von verteilter *Agency*, deren Formulierungen aus all den genannten Bewegungen hervorgegangen sind, von der *extended mind*, der verteilten Kognition und der situierten Handlung bis hin zur ANT, zu den Gefügen von Callon (das, was Handlung auslöst) und zu dem, worauf ich mit der Idee der *attachements* abziele (woher kommt das, was Handlung auslöst).

An diesem Punkt ist es nun möglich, wieder auf unser Ausgangsthema zurückzukommen, nämlich auf den Wunsch, eine nicht gekünstelte Verbindung zwischen diesen Forschungen und dem, was man das Web nennt, herzustellen. Die ›empirische Sozio-Philosophie‹ pragmatistischer Inspiration, die ich formuliert habe, knüpft auf überraschende Weise an die Fragen an, die das Web aufwirft. Ich bin häufig enttäuscht von den Begriffen, die gebraucht werden, um vom Internet oder dem Digitalen zu sprechen. ›Immateriell‹, ›virtuell‹, auf der einen Seite die unbewegliche Materie, auf der anderen eine virtuelle Welt, die aus Ideen, reinem Austausch gemacht ist, all dies verweist auf den plattesten Dualismus. Ist die reale,

⁴² Harold Garfinkel: *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs, NJ 1967; Michel de Fornel, Albert Ogien und Louis Quéré (Hg.): *L'Ethnométhodologie: une sociologie radicale*, Paris 2001.

›objektive‹ Welt ihrerseits ein glatter und starrer Block? Das Internet bestünde dann aus Verbindungen, die aus dem Nichts kämen und keine Materialität besäßen, aber Welten erfänden, die außerhalb der echten Wirklichkeit, also unserer Körper und unserer Stühle, gelegen wären? Was für eine schwache Definition der Materie! Als ob die Bytes, die Festplatten, die Laptops und Handys nicht aus Materie bestünden. Wobei es doch gerade erst dann richtig interessant wird, die Erfahrung des Webs und des Internets einzufangen, wenn man sowohl die ›reale‹ Welt als auch das Internet (und das Internet gehört zur realen Welt, soweit ich weiß!) als Welten denkt, die aus Verbindungen bestehen, die versuchen, sich zu knüpfen, die im Werden begriffene Ontologien produzieren, die nur durch sukzessive Prüfungen zusammenhalten, die sich assoziieren und bestärken lassen: Die Kraft der Verbindungen, die Handlung auslösen. Netzwerke, Assoziationen, Welten, die man im Plural weben muss: In all dem findet das gesamte Vokabular der ANT oder des Pragmatismus seine Resonanz.

Selbstverständlich muss die Welt, damit man die Aufmerksamkeit auf die Agency richten kann – auf diese in miteinander verbundenen Welten ohne Exteriorität, dafür aber mit Dingen, Menschen, Dispositiven, aufgefaltete Handlungsfähigkeit – selbst anders definiert werden, nämlich als ein Gewebe ohne Ränder, als ein Gefüge von partiellen, unterschiedlichen, heterogenen, aber verknüpften und verknüpfbaren Netzwerken. Dies ist der Entwurf, den James mit seinem »Pluriversum« vorgeschlagen hatte und der von der ANT rekonfiguriert worden ist. Die neuartige Verknüpfungsarbeit des Internet und des Webs ist eine historische Erfahrung, die sich nach und nach eingestellt hat, in der sich weder eine Intentionalität noch ein strategisches Ziel isolieren lässt. Stattdessen: eine Reihe von unentwegt anhand ihrer Wirkungen wieder aufgenommenen Prüfungen und Versuchen. Das Netz, natürlich, aber auch die Sites, die Ausdrucksformen, die Gebrauchsweisen, die Kompetenzen, die Formate, die Ressourcen, alles, was sich wechselseitig erfunden hat, an Orten, die niemals die sind, die dafür vorgesehen waren, von den allertechnischsten Aspekten bis hin zu den originellsten Ausdrucksformen, alles ausgehend von der Kapazität der Netzwerke, Informationen in einer enormen Geschwindigkeit zirkulieren zu lassen – eine Entwicklung, die umgekehrt nur stattgefunden hat, weil das Internet seine Anwendungsweisen gefunden hatte. Hier haben wir *tentative ontologies*! Selbst die Modalitäten der Einrichtung ähneln denen, die Dewey, der andere große Begründer des Pragmatismus, beschrieben hatte, um die partizipative Demokratie zu thematisieren,⁴³ wobei er auf der Wichtigkeit der Instrumente und Arenen insistierte, durch die sich die Debatte artikuliert. Man muss zugleich die Diskussionsmodi, die technischen Dispositive und die Gebrauchsweisen zur Anwendung bringen, die aus die-

⁴³ Dewey: Öffentlichkeit (wie Anm. 35).

sen zusammenhängenden Operationen hervorgehen. Wenn dies nicht die jüngste Geschichte des Webs beschreibt – nur, dass Dewey dies bereits 1927 schreibt!

Abschließend möchte ich auf James zurückkommen, da ich mich viel auf ihn bezogen habe, obwohl dies nicht unbedingt der erste Name ist, der einem in den Sinn kommt, wenn man an das CSI, die ANT, an das Denken Latours oder Callons denkt: Es ist ein Anlass klarzustellen, was man tut, wenn man nach der Unterstützung einer früheren Theorie wie dem Pragmatismus trachtet. Es geht nicht darum, sich Lehrmeister zu suchen. Ich würde nur zu gerne die pragmatistischen Rezepte, die wir umzusetzen und in der Ermittlung zu erneuern versuchen, auf die intellektuelle Geschichte anwenden. James forderte, eine Philosophie weniger anhand ihrer Positionen als anhand ihrer Effekte und Gebrauchsweisen zu beurteilen: Genau dies ist in der französischen Soziologie mit dem Pragmatismus geschehen, jeder hat sich das herausgenommen, was er bei verschiedenen Autoren zur Lösung der eigenen Problemlage gesucht hatte. Boltanski und Thévenot haben die »Pragmatik der Aussage« neu gestaltet, um ihre Handlungsgrammatik herauszuarbeiten. In den Politikwissenschaften hat sich das Wiederaufleben der partizipativen Demokratie und der öffentlichen Debatte weniger durch die »Anwendung« von Deweys Theorien vollzogen als durch ihre Überarbeitung, ihre Neuauslegung. Und was uns am CSI betrifft, so waren wir, zum Zeitpunkt der STS, der ANT, der Theorie der Mediation, zweifelsohne Jamesianer, ohne es zu wissen – damit will ich sagen: ohne ihn gelesen zu haben, jedenfalls ohne ihn ernsthaft gelesen zu haben. Ich meine jene Art von Lektüre, die einem einen Schock versetzt. Eben dieser Schock war für mich James als ein Autor, der genau im richtigen Moment kommt, um neuen Antrieb zu verleihen, um einen umdenken oder anders denken zu lassen, was man bereits gedacht hat. »Think anew!«, eine Theorie, die immer wieder neu zu entwickeln ist, die einen wieder und wieder etwas anderes tun lässt, genau dies ist echter Pragmatismus.

Aus dem Französischen von Anne Ortner

Querulatorisches Schreiben

Paranoia, Aktenberge und mimetischer Parasitismus um 1900

Rupert Gaderer

GENE ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS rekonstruiert der einflussreiche österreichische Psychiater Richard von Krafft-Ebing in seinem *Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie mit Berücksichtigung der Gesetzgebung von Österreich, Deutschland und Frankreich* die unwegsame Laufbahn eines k. u. k. Postbeamten: Nach einer Vielzahl von unzumutbaren Meldungen, Anzeigen und Angaben bei Behörden, in denen L. seine Kollegen einer strafbaren Handlung beschuldigte, erhält der ehemalige Soldat, Journalist und Schreiber aufgrund dieser Denunziationen mehrere dienstliche Zurechtweisungen. Gegen diese amtlichen Maßregelungen klagt der Postbeamte bei Gerichten und Ministerien, und zwar mit der Begründung, dass es sich bei den Beschwerden gegen ihn um beabsichtigte Ehrenbeleidigungen seitens seiner Kollegen handelt. Daraufhin wird der Postbeamte von seiner ursprünglichen Dienststelle nach P. versetzt. Trotz oder gerade wegen dieser Anordnung der vorgesetzten Dienstbehörde verringern sich seine Klagen und Beschwerden keineswegs. Vielmehr beginnt abermals ein ausufernder Schriftverkehr mit der Verwaltung, in dem L. unterschiedliche Verschwörungen gegen ihn und obskure Machenschaften bei seiner neuen Dienststelle anzeigt. Ab diesem Zeitpunkt interessiert sich neben der bürokratischen auch die psychiatrische Macht für den renitenten und unfügsamen Beschwerdeführer. Ein Bezirksarzt führt L.s Verhalten auf die psychische Exaltation seines pathologischen Charakters zurück und hält in seinem Attest fest, dass er an »Schreibwuth« leide.¹ Denn der Beamte klagt in Beschwerdebriefen nicht nur gegen andere Beamte, sondern auch gegen die mutmaßliche Parteilichkeit der Gerichte und die ihm ungerechtfertigt erscheinenden Disziplinarmaßnahmen, die er wegen seiner Eingaben erhalten hatte. Zudem verfasst L. einen Bericht an das österreichische Handelsministerium, der nach einer feuilletonistischen Betrachtung über die Beamtenmisere mit der Hoffnung endet, dass in absehbarer Zeit ein »Messiasminister«² erscheinen wird, um das

¹ Richard von Krafft-Ebing: *Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie mit Berücksichtigung der Gesetzgebung von Österreich, Deutschland und Frankreich*, Stuttgart ³1892, S. 143.

² Ebd.

Elend von Korruption und Hinterhältigkeit in der k. u. k. Post zu beenden. Nach dieser amtlichen Mitteilung über weltliche Korruption und göttliche Erlösung wird der 32-jährige L. am 15. Januar 1876 – nach zwei Dienstjahren in der Bürokratie des österreichischen Post-, Telegraf- und Telefonwesens – in einer Irrenanstalt interniert. Denn bei L., so Krafft-Ebing in seiner gerichts-psychopathologischen Fallgeschichte, wird eine Form von Geistesstörung festgestellt, die unter der Bezeichnung *Querulanten-Paranoia* – auch: *Processkrämerirrsinn*, *Paranoia querulatoria*, *Querulantenwahnsinn*, *Paranoia querulans*, *Paranoia querulantium*, *Paranoia persecutoria querulans* oder *echte Paranoia* – in einer Vielzahl von psychiatrischen Abhandlungen um 1900 diskutiert wurde.³

1. Paranoia 1900: Das Rauschen des Schriftzugs

Das psychiatrische Wissen über den Querulantenwahn wurde seit der Mitte des 19. Jahrhunderts unter spezifischen Regeln, Gesetzmäßigkeiten und Prinzipien entworfen, die – zwar nicht ausschließlich, jedoch zu einem beachtlichen Anteil – den Prozess des handschriftlichen Schreibens und dessen mediale Voraussetzungen betrafen. Dabei wurden Handschriften von Einzelnen, die von der psychiatrischen Macht als paranoide Querulanten etikettiert wurden, als Medien aufgefasst, um psychophysische Prozesse sichtbar zu machen, da in den Schreiben eine graphische Registrierung des Wahns evident werde. Dies lässt sich ab dem Zeitpunkt wahrnehmen, an dem die Querulanz in der alchemistischen Küche der Psychiatrie logiert und als Rechtsgefühl *psychiatrisierbar* wurde. Gegen Ende der 1850er Jahre berichtete der Rechtsmediziner Johann Ludwig Casper als erster in seinem *Practischen Handbuch der gerichtlichen Medizin* von einer häufig auftretenden Krankheit, die ausgehend von einer vermeintlichen Verletzung des »Rechtsbewusstseins« einzelner Kläger deren Leidenschaft bis zur »wahnsinnigen Rechthaberei« steigerte.⁴ Seit diesen gerichtsmedizinischen Ausführungen konzentrierte sich die Psychiatrie

³ Aus der Vielzahl psychiatrischer Abhandlungen siehe Gustav Aschaffenburg: Ein Beitrag zur Lehre vom Querulantenwahn, in: Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie. Internationale Monatsschrift für die gesamte Neurologie in Wissenschaft und Praxis mit besonderer Berücksichtigung der Degenerations-Anthropologie, 18. Jg./Bd. 5 (1895), S. 57–63; Eduard Hitzig: Über den Querulantenwahnsinn, seine nosologische Stellung und seine forensische Bedeutung. Eine Abhandlung für Ärzte und Juristen, Leipzig 1895; Emil Kraepelin: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Bd. 2.: Klinische Psychiatrie, Leipzig ⁶1899, S. 445–454; Eugen Bleuler: Affektivität, Suggestibilität, Paranoia, Halle a. d. S. 1906; Ernst Kretschmer: Der sensitive Beziehungswahn. Ein Beitrag zur Paranoiafrage und zur psychiatrischen Charakterlehre, Berlin 1918.

⁴ Johann Ludwig Casper: Practisches Handbuch der Gerichtlichen Medizin nach eigenen Erfahrungen bearbeitet, Bd. 1, Berlin ³1860, S. 501.

auf die Schreiben und das Schreiben exzessiver Bittsteller und Klagender, wenn es darum ging, Querulanten-Paranoia zu diagnostizieren. Der Ausgangspunkt für psychiatrische Reflexionen über das querulatorische Schreiben waren seit diesem Moment Widerstände und Probleme beim Verfassen von Beschwerdebriefen.

Unter einem schreib- und medientheoretischen Blickwinkel waren es vor allem *querulatorische Schreibszenen*, die das Erkenntnisinteresse der psychiatrischen Gutachter leiteten. Zumindest dann, wenn unter einer »Schreibszenen« bzw. »Schreib-Szene« ein heterogenes Ensemble von semantischen (Semantik des Schreibens), instrumentellen (Technologie des Schreibens) und gestischen (Körperlichkeit des Schreibens) Faktoren verstanden wird und man anerkennt, dass sich dieses Ensemble historisch und von Autor zu Autor variabel verhält.⁵ Der psychiatrische Diskurs verortete Symptome des Wahnsinns im Schriftzug, womit es zu einem Moment kam, bei dem die Prozesshaftigkeit der Querulanz über die Schreibspur in Szene gesetzt wurde. Dabei wurde die querulatorische Schreibszenen als ein exzessives Schreiben aufgefasst, d. h. die ungewöhnlich hohe Schriftproduktion war für die Diagnose der Querulanten-Paranoia ein wesentliches Kriterium. So berichtete etwa Muhr in seinem Artikel *Querulantenwahnsinn* von einem 46-jährigen Schmied Franz Y., dessen Aktenmaterial die Anzahl von 1000 beschriebenen Seiten überschritten hatte.⁶ Ebenfalls dokumentierte Eduard Hitzig in seiner Monographie *Über den Querulantenwahnsinn, seine nosologische Stellung und seine forensische Bedeutung* den Fall des Hofuhrmachers Kl., der 300 Eingaben an die höchsten Staats- und Reichsbehörden sendete.⁷ Und neben einer Vielzahl anderer Psychiater referierte Karl John in seiner Studie *Hypomanie und Querulantenwahn* über einen Bauer G.K., dass dessen Akten, die großteils aus Beschwerden bestanden, ein Gewicht von 23 Kilogramm ergaben.⁸ Neben diesem Aspekt galt das psychia-

⁵ Zur »Schreibszenen« und »Schreib-Szene« vgl. Rüdiger Campe: Die Schreibszenen, Schreiben, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*, Frankfurt/M. 1991, S. 759–772, hier S. 760. Neben diesem grundlegenden Artikel siehe die Überlegungen von Martin Stingelin: »Schreiben«, in: Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti (Hg.): »Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum«. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte, München 2004, S. 7–21 (Zur Genealogie des Schreibens, Bd. 1) und Stephan Kammer: Graphologie, Schreibmaschine und die Ambivalenz der Hand. Paradigmen der Schrift und Poetologie des Schreibens um 1900, in: Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti (Hg.): »SCHREIBKUGEL IST EIN DING GLEICH MIR: VON EISEN«. Schreiben von 1850–1950, München 2005, S. 133–152, hier S. 133.

⁶ Muhr: *Querulantenwahnsinn. Gerichtsärztliche Untersuchungen und Reflexionen*, in: *Jahrbücher für Psychiatrie*, Bd. 7 (1887), S. 166–196, hier S. 178.

⁷ Hitzig: *Über den Querulantenwahnsinn* (wie Anm. 3), S. 29.

⁸ Karl John: *Hypomanie und Querulantenwahn*, Berlin 1910, S. 11 (Sonderabdruck aus der *Vierteljahrschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen* Bd. 34/ H.1).

trische Erkenntnisinteresse einer spezifischen Rhetorik und Wortwahl, wenn es darum ging, die querulatorische Schreibszenen zu untersuchen: »Schmähschriften« seien es, so Adolph Liebmann, in denen ein 50-jähriger Bauer sich »allerlei Schimpfreden gegen die Regierung bedient«, so dass er »nach einigen Monaten in die Anstalt wieder eingebracht werden muss«. ⁹ Die Eingaben und Briefe von paranoiden Querulanten seien in »den schärfsten, beleidigsten Ausdrücken« und in »unflätigen Schimpfereien« – so Carl Georg Kruska in *Ein Beitrag zur Lehre vom Querulantenwahn* – verfasst, wenn sie an Gerichte, Privatpersonen, Beamte oder den Reichstag gesendet werden. ¹⁰ Diese beiden Parameter wurden untersucht, um ein Raster zur Erkennung der Querulanten-Paranoia zu schaffen, damit eine für die Begutachtung des Geisteszustands ausschlaggebende Zeitspanne rekonstruiert werden konnte. Die psychiatrischen Beobachtungen und Untersuchungen von querulatorischen Schreibszenen bezweckten nämlich das Nachvollziehen des Geisteszustandes während des Schreibens der Beschwerdebriefe. Die Schrift der Querulanten wurde einerseits als ein Produkt verstanden, als eine Schriftspur, die auf den Wahnsinn hinweist, andererseits strebten Psychiater danach, die Temporalität der Schrift einzufangen, um so auf den Geisteszustand beim Verfassen von Schriftstücken schließen zu können. Die Schrift wurde zum Speichermedium des Wahnsinns, denn in ihr, so der psychiatrische Diskurs, wird die Zeit der Schrift abgebildet.

Schrift- und Schreibuntersuchungen interessierten sich für die Prozesshaftigkeit der Produktion von querulatorischen Schreiben und dafür, dass der Querulantenwahnsinnige zwar seine Klagen und Beschwerdebriefe aufzeichnen, organisieren und formulieren kann, in ihnen jedoch ein *Wahnsinn* regiert. Mit der Psychiatisierung der Querulanz seit den 1850er Jahren versuchte die Psychiatrie zu erklären, inwiefern vom Wahnsinn gesprochen werden kann, obgleich keine Halluzinationen bei den Patienten feststellbar sind. Was der paranoide Querulantenwahnsinn eigentlich sei, darüber war man jedoch uneinig. ¹¹ Die Lage war dermaßen prekär, dass Jacques Lacan in seiner Dissertation *Über die paranoische Psychose in ihren Bezie-*

⁹ Adolph Liebmann: *Über Querulantenwahn. Ein primärer geistiger Schwächezustand*, Jena 1876, S. 8.

¹⁰ Carl Georg Kruska: *Ein Beitrag zur Lehre vom Querulantenwahn*, Berlin 1898, S. 11.

¹¹ Vgl. Heinz Peter Schmiedebach: Eine »antipsychiatrische Bewegung« um die Jahrhundertwende, in: Martin Dinges (Hg.): *Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich (ca. 1870 – ca. 1933)*, Stuttgart 1996, S. 127–159 (Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Beiheft 9); Rebecca Schwoch und Heinz-Peter Schmiedebach: »Querulantenwahnsinn«, *Psychiatriekritik und Öffentlichkeit* um 1900, in: *Medizinhistorisches Journal* 42/1 (2007), S. 30–60 und dies.: Richterliche Macht und psychiatrisches Expertenurteil. Zum Entmündigungsprozess des Dr. med. Weißberger wegen Querulantenwahns um 1900, in: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde* 17 (2011), S. 123–148.

lungen zur Persönlichkeit über die psychiatrischen Begriffsverwirrungen des paranoiden Querulantenwahnsinns urteilte, dass sie »Babel würdig gewesen wäre[n]«. ¹² Eines der Probleme war nämlich, dass die Krankheit in die Gruppe der Delirien ohne Halluzinationen eingeordnet wurde, ein Wahnsinn, der also keine intellektuelle Beeinträchtigung zeigt. Die Querulanten-Paranoia wurde jenen attestiert, die in psychiatrischen Diskursen als Interpretationsmaschinen aufgefasst wurden. Sie wurde als etwas aufgefasst, das in einem Netzwerk aus Macht, Verdacht und Politik operiert, indem sie kontingente Ereignisse löscht und ihre Resultate aus Fatumsgewissheit und artifizieller Deutung erzielt. ¹³ Das Interpretieren harmloser Vorkommnisse wurde so zu einem der Hauptpunkte des psychiatrischen Entzifferungskatalogs, wenn es darum ging, die Querulanz als paranoisch erkennen zu wollen. Ihre klinischen Hauptsymptome waren *Wahnideen*, die systematisch und methodisch zu Schluss- und Urteilsprozessen führten und sich somit zu einem komplexen Wahngebäude formierten. ¹⁴ Dabei unterscheidet sich die querulatorische von der psychiatrischen Logik nicht immer wesentlich: Der Verdacht ist der Nährboden für die Paranoia des Klägers, aber auch für die Paranoia der Institutionen, vor allem der politischen Institutionen. ¹⁵

Der Einzelne ist damit seit dem 19. Jahrhundert als Querulant psychiatrisierbar geworden, und zwar vor jenem Hintergrund, dass sich im ausdehnenden psychiatrischen Diskurs die Gesellschaft gegen einen *möglichen Wahnsinn* versichern müsse. Diese Psychiatrisierung betrifft nicht die Merkwürdigsten und Exzentrischsten, sondern kann viele betreffen – in familiären, pädagogischen und professionellen Beziehungen. Denn die paranoide Querulanz ist um 1900 paradoxerweise zuallererst eine Krankheit, die überwiegend jene befällt, die nicht schreiben. Eine Krankheit der Bauern und Arbeiter, wie dies Gilles Deleuze und Félix Guattari in *Tausend Plateaus* erkannten. ¹⁶ Sie ist eine Krankheit, von der die Psychiatrie angibt, dass sie vor allem die alltäglichen Menschen betrifft, kurz: Querulanz war für die Psychiatrie primär eine Krankheit der Subalternen. Dementsprechend registrierte und archivierte das psychiatrische Aufschreibesystem Menschen aus den subalter-

¹² Jacques Lacan: Über die paranoische Psychose in ihren Beziehungen zur Persönlichkeit und Frühe Schriften über die Paranoia, Wien 2002, S. 29.

¹³ Vgl. Manfred Schneider: Das Attentat. Kritik der paranoischen Vernunft, Berlin 2010, S. 201–208.

¹⁴ Vgl. Richard von Krafft-Ebing: Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage für praktische Ärzte und Studierende, Stuttgart 1903, S. 382 ff.

¹⁵ Vgl. Elias Canetti: Masse und Macht, Frankfurt/M. 2010, S. 516–549; Gilles Deleuze und Félix Guattari: Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie, Frankfurt/M. 1977, S. 72; Michel Serres: Der Parasit, Frankfurt/M. 1987, S. 176–182.

¹⁶ Vgl. Gilles Deleuze u. Félix Guattari: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, Berlin 1992, S. 168.

nen Berufsständen,¹⁷ wenn es darum ging, Querulantenwahnsinn festzustellen: Bauern, Schmiede, Actuare, Hofuhrmacher, Architekten, Gärtner, Lohnkutscher, Elementarlehrer, Kammerjäger, Malergesellen, Näherinnen, Viehhändler, Ingenieure, Bäckergehilfen, Konstrukteure, Schuhmacherfrauen, Schneidermeister, Dienstknechte, Landrekruten, Maurer, Steinhauer, Expedienten, Agenten in Kommissions- und Versicherungsgeschäften, Krankenwärter, Orchesterdiener, Soldaten, Bergmänner, Weißbinder, gerichtliche Kanzleidiätarien, Büroschreiber, Schriftsteller und Beamte wurden in den psychiatrischen Listen als wahnsinnige Querulanten katalogisiert.¹⁸ Es sind zum Großteil die vergessenen Menschen, die *Namenlosen* der Fallgeschichten, die deswegen sichtbar werden, weil sie für einen Moment den Weg der Macht kreuzten, mit ihr zusammenstießen und von ihr beleuchtet wurden. Andererseits nimmt die Psychiatrie ebenso für sich in Anspruch, feststellen zu können, dass der paranoide Querulantenwahnsinn bereits die selbstständigen und in der alltäglichen Hierarchie höhergestellten Kläger betrifft: Staatsanwälte und Oberbürgermeister, Gutsbesitzer und Reichstagsabgeordnete, Kreisärzte und Projektemacher oder den sächsischen Senatspräsidenten beim Oberlandesgericht in Dresden, den vermutlich berühmtesten Paranoiker der deutscher Mediengeschichte, Daniel Paul Schreber – dem aus psychoanalytischer Perspektive von Sigmund Freud und Karl Abraham eine »querulierende Paranoia« attestiert wurde.¹⁹ Trotz dieser prominenten Vertreter der oberen Gesellschaftsschicht herrschte bei der Diagnostizierung der Querulanten-Paranoia größtenteils Klassenrennung.

Die Psychiatrie war neben der Physiologie, Kriminologie und Pädagogik jene Disziplin, die um 1900 Handschriften akribisch sammelte und arrangierte, um mittels Experimentalanordnungen eine Vermessung von Individualität durchzuführen, psychiatrische Gesetzmäßigkeiten zu untermauern sowie Archiv- und

¹⁷ Zur Relationierung der Macht zwischen »Herr« und »Diener« siehe Markus Krajewski: *Der Diener. Mediengeschichte einer Figur zwischen König und Klient*, Frankfurt/M. 2010, S. 66–84.

¹⁸ So in einer Vielzahl psychiatrischer Fallgeschichten im Zeitraum zwischen 1860–1920. Neben den bereits genannten siehe: Emil Kraepelin: *Einführung in die psychiatrische Klinik. Dreissig Vorlesungen*. Leipzig 1901, S. 153 ff.; Droste: *Ein widerwärtiger lästiger Querulant*, in: *Vierteljahrsschrift für Psychiatrie in ihren Beziehungen zur Morphologie und Pathologie des Central-Nervensystems, der physiologischen Psychologie, Statistik und gerichtlichen Medicin* 2/1 (1868), S. 73–77; Waldemar Kalähne: *Beitrag zum Querulantenwahnsinn*, Berlin 1898; Ludwig Frese: *Der Querulant und seine Entmündigung*, Halle a.S. 1909 (*Juristisch-Psychiatrische Grenzfragen. Zwanglose Abhandlungen*, Bd. 6/H. 8); Friedrich Hugo Strassburger: *25 Fälle v. Querulantenwahnsinn*, Berlin 1915.

¹⁹ Sigmund Freud u. Karl Abraham: *Briefe 1907–1926*, hrsg. v. Hilda C. Abraham und Ernst L. Freud, Frankfurt/M. ²1980, S. 272.

Leseregeln zu entwerfen und zu unterrichten.²⁰ Mittels der Aufzeichnung und Analyse der *Störungen* von Handschriften wurde versucht, Rückschlüsse auf anatomische Anomalien des Gehirns zu ziehen, um die Auftretensformen des Wahnsinns zunächst erklären und später sanktionieren zu können. Da beim Schreiben ein »zweit Code« konstruiert wird, so die psychiatrische Annahme, können durch die Besonderheiten der Handschriften Dispositionen der Verfasser entziffert werden.²¹ Die Verbindung zwischen Graphologie, Psychophysiologie und Neurologie führte zu dem Fokus auf Unleserlichkeit, Orthographiefehler, kräftige Unterstreichungen und die Verwendung von Buntstiften als Indizien für psychopathologische Störungen. Der Schriftzug wurde als ein Symptom des Wahnsinns verstanden, man könnte auch sagen, als ein Medium, mit dem der Wahnsinn des Schreibenden klassifiziert werden konnte. Demgemäß beschrieb der wirkungsmächtige Psychiater Emil Kraepelin in seiner mehrfach aufgelegten Studie *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte* den Querulantenwahnsinn als eine »eigenartige Entwicklungsform der Verrücktheit«,²² wobei diese Diagnose an die Schrift rückgekoppelt wurde: Er hob bei den von ihm gesichteten unzähligen Briefen und Eingaben Schriftbildlichkeit, Stil und Orthographie hervor, die es erlauben sollten, den Querulantenwahnsinn erkennen zu können. Und auch der anfangs erwähnte Psychiater Richard von Krafft-Ebing registrierte für die psychiatrische Feststellung der Querulanten-Paranoia bei dem Postbeamten L. eine konkrete Ausdehnung der »kolossale[n] Correspondenz«, eine »anmassende weitschweifige

²⁰ So entwickelten Schreibforscher und Experimentalpsychologen apparative Dispositive, um ein »Schreiben des Schreibens« sichtbar und untersuchbar werden zu lassen: Hubert Grashy's »Verdoppelungsmaschine«, Emil Kraepelins »Schriftwaage«, Robert Sommers »Apparat zur Analyse der directen Ausdrucksbewegung« oder Thomas Edisons »Electric Pen« (der von Alfred Binet und Jules Courtier zur Inskription von Schreibzeit benutzt wurde) sollten die Bewegungen der Glieder oder Muskelkonvulsionen sowie jene psychischen Prozesse, die für das Schreiben der Hand verantwortlich gemacht wurden, beobachtbar werden lassen. Vgl. Stephan Kammer: *Symptome der Individualität. Das Wissen vom Schreiben (1880–1910)*, in: Barbara Wittmann (Hg.): *Spuren erzeugen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Selbstaufzeichnung*, Zürich 2009, S. 39–68, hier S. 45–47 u. S. 52–54 (Wissen im Entwurf, Bd. 2).

²¹ Siehe hier die Ausführungen Schäfers, der von einem »zweit Code« ausgeht und bei Kraepelins Untersuchung der Handschrift zeigt, dass es eine Bewegung des Erkenntnisinteresses von der Analyse der graphologisch deutbaren Zeichen hin zum Vorgang des Schreibens mit der Hand gab, wie sie der Psychiater mit der Schriftwaage zu analysieren versuchte. Vgl. Armin Schäfer: *Lebendes Dispositiv: Hand beim Schreiben*, in: Cornelius Borck und Armin Schäfer (Hg.): *Psychographien*, Zürich 2005, S. 241–265 und ders.: *Spur und Symptom. Zur Erforschung der Handschrift in der Psychiatrie*, in: Barbara Wittmann (Hg.): *Spuren erzeugen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Selbstaufzeichnung*, Zürich 2009, S. 21–38.

²² Kraepelin: *Psychiatrie* (wie Anm. 3), S. 445.

Sprache«, eine »behäbige Breite des Styls«²³ sowie eine »Schreibsucht mit charakteristischer Wortverdrehung, Anstreichung und Fettschrift von Kraftstellen«.²⁴ Die festgestellten Abweichungen der Schrift wurden als Symptome des Wahnsinns erfasst, analysiert und archiviert.

Diese indizielle Berücksichtigung der Schrift, die mitunter bei graphologischen Schreibforschern bis zu einer fetischisierenden Verherrlichung der kleinsten Stahlfederstriche anwuchs,²⁵ war mit einer modernen Ideologie des Subjekts und der Wissenschaft verbunden.²⁶ Die Entzifferung und Fassung des Menschen mittels der Analyse seiner Handschrift basierte in psychiatrischen Gutachten auf einer pseudowissenschaftlichen Analogiebildung, mit der ein repressives System eingerichtet werden sollte. Dabei war ein Dreifaches wesentlich: Erstens eine Überdeterminierung der Schrift, zweitens die Auflösung der Distanz zwischen der Temporalität des Schreibens und der Materialität der Schreibspur und drittens die Propagierung eines Verhältnisses zwischen Schrift und Schreibenden, das auf einer eindeutigen Repräsentation der beiden basierte.²⁷ Als *Scheinwissenschaft* interessierte sich die graphologische Methode bei der Querulanten-Paranoia für Kommunikationspathologien und richtete ihr Augenmerk auf die psychischen Antriebe der *Kakographie*.²⁸ Man könnte auch sagen, dass sie vorgab, das Rauschen des Schriftzugs zu durchleuchten und auf jene Schreiberzeugnisse achtete, bei denen das Grundrauschen der graphisch verschlüsselten Nachricht zu lärmend geworden war.

²³ Krafft-Ebing: Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie (wie Anm. 1), S. 142.

²⁴ Ebd., S. 140.

²⁵ Vgl. Heinrich Unger: Die Schrift der Querulanten, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 130 (1930), S. 116–131.

²⁶ Vgl. Roland Barthes: Variations sur l'écriture. Variationen über die Schrift, Mainz 2006, S. 45.

²⁷ Vgl. Stephan Kammer: Reflexionen der Hand. Zur Poetologie der Differenz zwischen Schreiben und Schrift, in: Davide Giuriato und Stephan Kammer (Hg.): Bilder der Handschrift. Die graphische Dimension der Literatur, Frankfurt/M. 2006, S. 138.

²⁸ Vgl. Michel Serres: Der platonische Dialog und die intersubjektive Genese der Abstraktion, in: ders., Hermes I. Kommunikation, Merve 1991, S. 47–56, hier S. 49.

2. Aktenberge 1800: Schreiben an die Bürokratie des Rechts

Was Psychiater wie Richard von Krafft-Ebing, Gustav Aschaffenburg, Eduard Hitzig, Emil Kraepelin, Eugen Bleuler oder Ernst Kretschmer²⁹ – um lediglich die bekanntesten Verfasser von rund 250 Publikationen über die Querulanten-Paranoia zwischen 1880 und 1920 zu nennen – mit erheblichen Aufwand zu fassen versuchten und das, woran sie mit dem Typus des paranoischen Querulanten anknüpften, hat seinen eigentlichen Ausgangspunkt im Wissen der Bürokratie des Rechts um 1800. Denn gegen Ende des 18. Jahrhunderts konstituierte die bürokratische Macht Preußens wirkungsmächtig in der *Allgemeinen Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten* (vom 6. Juli 1793) den modernen Typus des Querulanten, indem sie Einzelnen in der Bevölkerung eine gesetzliche Schreibdisziplinierung auferlegte. In diesem naturrechtlich kodifizierten Gesetzestext, in dem Regeln für Kläger und Justiz bei gerichtlichen Verfahren festgehalten sind, wurde der Querulant als eine spezifische Wissensfigur des Klägers in den Verfahren der Verwaltung des Rechts installiert:

»Diejenigen Parteyen, welche sich der vorgeschriebenen Ordnung nicht unterwerfen, sondern entweder Collegia und deren Vorgesetzte mit offenbar grundlosen und widerrechtlichen Beschwerden gegen bessere Wissenschaft und Überzeugung belästigen; oder nachdem sie ihres Unrechts gehörig bedeutet worden, mit ihren Klagen dennoch fortfahren, und durch wiederholtes ungeziemliches Supplicieren, etwas, so gegen Recht und Ordnung ist, durchzusetzen und zu erzwingen suchen; oder die endlich gar das Justizdepartment, oder Sr. Königlichen Majestät Allerhöchste Person mit falschen und unrichtigen Darstellungen ihrer Angelegenheiten, oder mit unwahren und erdichteten Beschuldigungen und Verunglimpfungen der Collegien und Gerichte zu behelligen sich unterfangen, sollen als muthwillige oder boshafte Querulanten angesehen, ihnen der Prozeß gemacht, und über ihre Bestrafung rechtlich anerkannt werden.« (§ 30 AGO, III. Theil, 1.)

Auf diese juristische Konstruktion des Querulanten und mit ihr verbunden die Struktur der Querulanz bezogen sich noch um 1900 Psychiater und Gerichtsmediziner für ihre Erkennungsschritte des Querulantenwahnsinns.³⁰ Das Wissen über »muthwillige oder boshafte Querulanten« (ebd.) in Preußen ist aus sozialer Kontrolle, bürokratischer Überwachung und rechtlicher Disziplinierung entstanden.³¹ Wesentlich waren juristische Praktiken, also jene Verfahren, mit denen über

²⁹ Siehe Anm. 3.

³⁰ Vgl. Aschaffenburg: Ein Beitrag zur Lehre vom Querulantenwahn (wie Anm. 3), S. 57–63.

³¹ Vgl. hier auch das frühere *Publicandum, wegen Bestrafung der muthwilligen Querulanten* (vom

Schuld, Wahrheit, Verantwortung und Bestrafung innerhalb einer Gemeinschaft geurteilt wird. Bitt- oder Antragsteller wurden in den komplexen bürokratischen Abfolgen, in den Reglements und Codes der preußischen Administration als Störung aufgefasst, weil sie zu viel supplizierten. Zu einem bestimmten Zeitpunkt und in genau markierten Räumen wird so der Querulant vom preußischen Verwaltungsapparat sowohl als ein spezifischer Typus eines Klägers als auch eines Schreibers beobachtet, geprüft und überwacht. Einzelne, die so von der bürokratischen Macht beleuchtet wurden, machten durch ihre wiederholten Übertretungen auf sich aufmerksam. Mit Suppliken ließen Bittsteller oder Kläger die Aktenberge immer größer werden, überlasteten mitunter die elementaren Aktionsformen der Akte in Preußen, nämlich Übertragen, Speichern, Sammeln und Registrieren.³² Die bürokratischen Diskussionen über querulatorische Schreiber gingen einher mit einer massiven Aufstockung und Weiterentwicklung von Verwaltungseinheiten in Preußen, ein Prozess, bei dem die fürstliche Personalunion von Territorien zu einem absolutistischen Militär- und Wirtschaftsstaat und, nicht zu vergessen, zu einem Verwaltungsstaat wurde.³³ Am Höhepunkt dieser Transformation, die gleichzeitig ihren Abschluss bildete, war der Fürstendiener zum Staatsdiener, der territoriale Fürstentum zum bürokratisierten Anstaltsstaat und hartnäckige Kläger bzw. Bittsteller zu Querulanten geworden. Mit der Möglichkeit, Einzelne aufgrund ihrer Vielzahl von Schreiben zu reglementieren, sie körperlich, moralisch und gesellschaftlich zu bestrafen, mit diesen juristischen Praktiken also, die weitläufig in die sozialen, politischen und kulturellen Netze gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingeschrieben wurden, beginnt die moderne Geschichte der Querulanz. Über so identifizierte Querulanten wurden Gefängnis-, Festungs-

12. Juli 1787), in: *Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium Praecipue Marchicarum*, Bd. 8/No. LXXV, Sp. 1497–1508, hier Sp. 1508.

³² Zum Wuchern der Aktenberge als Folge einer neuen Regierungstechnik unter Friedrich Wilhelm I. und zu den damit verbundenen Prinzipien der Selbstverwaltung siehe Cornelia Vismann: *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt/M. 2000, S. 204–242. Zu Justizsuppliken und Begnadigungen von strafrechtlich Angeklagten und kriminalgerichtlich Verurteilten in der Kurmark unter Friedrich Wilhelm II. siehe Birgit Rehse: *Die Supplikations- und Gnadenpraxis in Brandenburg-Preußen. Eine Untersuchung am Beispiel der Kurmark unter Friedrich Wilhelm II. (1786 – 1797)*, Berlin 2008. (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 35). Und zur Supplikationspraxis in Preußen im 18. Jahrhundert siehe Wolfgang Neugebauer: *Zur neueren Deutung der preußischen Verwaltung im 17. und 18. Jahrhundert in vergleichender Sicht*, in: Otto Büsch und Wolfgang Neugebauer (Hg.): *Moderne Preußische Geschichte 1648–1947. Eine Anthologie*, Bd. 2, Berlin 1981, S. 541–597, hier S. 574 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 52/2).

³³ Vgl. Lemma »Verwaltung, Amt, Beamter«, in: Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 7, Stuttgart 1992, S. 1–96, hier S. 63–64.

oder Zuchthausstrafen verhängt, die jeweils nach dem Anlass der Beschwerde, dem erwiesenen Grad der »Bosheit« und »Hartnäckigkeit« des Bittstellers bzw. Klägers von vierzehn Tagen bis zu sechs Monaten variierten. Der Querulant wurde als ein exzessiv und ohne Begründung schreibender Supplikant aufgefasst.

Querulatorische Schreiben sind wiederholte Schreiben an die Macht, deren Zentrum bestimmt wird durch das Rechtsgefühl des Einzelnen, durch die ungewisse Gewissheit, dass das Wesentliche noch nicht gesagt wurde. Das bürokratische Verfahren der Supplikation bewegt und veranlasst den einzelnen Antrag- bzw. Bittsteller zu Aussagen über sich selbst. Im 18. Jahrhundert ließ vor allem die Supplik die Querulanz in eine Beziehung – genauer: mediale Relation – zur bürokratischen Macht treten. Die Supplik wurde als Selbsterklärung geschaffen, die den Einzelnen auffordert, sich zu erforschen und eine Erzählung über sich und das von ihm erlittene Unrecht zu schreiben. Es sind Texte, die die vergessenen, kleinen, alltäglichen, profanen, kaum oder nicht alphabetisierten Menschen ins Zentrum von Aussagen über Lebenswelten rücken.³⁴ Das querulatorische Schreiben lässt ein Rauschen in den bürokratischen Kanälen entstehen, weil es sich gegen das Schreibdispositiv stellt, in dem es selbst operiert. Es ist zunächst eine Adressierung, die die Aufmerksamkeit des Souveräns erregen soll und sich zugleich mimetisch-parasitär den vorgegebenen Verfahren der Verwaltung anpassen muss, wie dies etwa in den Suppliken des prominenten preußischen Rechtsfalls des Müllers Arnold evident wird.³⁵ Nur unter diesen nachzuahmenden Ordnungslinien können Klagen und Bitten vorgebracht werden, die den Souverän erreichen. Darüber hinaus müsste davon gesprochen werden, dass die Bezeichnung einzelner Kläger und Bittsteller als Querulanten um 1800 nicht erfunden wurde, sondern dass durch die Verschaltung unterschiedlicher juristischer und staatstheoretischer Diskurse, bürokratischer Praktiken und standardisierter Verfahrensabläufe ein Wissen über die Querulanz in dieser Zeit aufzeichnenbar wurde. Nicht viel später, vor allem durch die sich ausbreitende und etablierende Psychiatrie, wird diese Aufzeichnenbarkeit der Querulanz immens verstärkt werden; ein Schulterschluss unterschiedlichster Institutionen wird eine Vielzahl von Aufttrittsformen der Querulanz im 19. Jahrhundert beobachtbar werden lassen.

³⁴ Zur Supplikationspraxis in Frankreich im 18. Jahrhundert siehe Arlette Farge und Michel Foucault: *Familiäre Konflikte: Die »Lettres de cachet«*. Aus den Archiven der Bastille im 18. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1989, S. 268–292 und Michel Foucault: *Das Leben der infamen Menschen*, in: Daniel Defert und François Ewald (Hg.): *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. 3, Frankfurt/M. 2003, S. 309–322.

³⁵ Malte Diesselhorst: *Die Prozesse des Müllers Arnold und das Eingreifen Friedrichs des Großen*. Göttingen 1984, S. 75–98 (Göttinger Rechtswissenschaftliche Studien Bd. 129).

3. Mimetischer Parasitismus

In diesen verwaltungstechnischen Bestimmungen, mit denen nachhaltig beschlossen wurde, wie ein querulatorisches Verhalten erkannt und was gegen seine Verbreitung unternommen werden kann, wurde der Querulant als Typus eines Klägers entworfen, der gegen den bürokratischen Herrschaftsapparat kämpft und gleichzeitig von ihm abhängig ist: Ein eingeschlossener Ausgeschlossener, der wiederholt und hartnäckig versucht, seine für ihn noch nicht angekommenen Rechtsbotschaften zu übertragen. Diese Kommunikationsversuche beobachtete die Psychiatrie, oder genauer: Sie begutachtete ihr Misslingen. Dabei ist von Interesse, dass die Psychiatrie mimetische Momente zu einem ihrer Hauptkenntnisinteressen bei der Identifizierung der Querulanten-Paranoia machte: Seit dem Zeitpunkt, ab dem die Psychiatrisierung der Querulanz vorangetrieben wurde, betraf dies die Kulturtechnik Schrift und die Performanz des Schreibens. So führte der erwähnte Rechtsmediziner Casper »Citate aus Gesetzbüchern und Handbüchern des Strafrechts«³⁶ als ein Erkennungszeichen im Entzifferungskatalog für querulatorische Schreiben ein. Diese mimetische Praktik, so wurde auch später angeführt, entwickelte sich daraus, dass Querulanten »nicht selten eine ausserordentliche Befähigung zur Wiedergabe von Gesetzesstellen«³⁷ hätten, die sie jedoch inhaltlich nicht korrekt anwenden könnten. Darüber hinaus wurden stilistische Untersuchungen vorgenommen, in denen die ungewöhnliche schriftliche Ausdrucksweise darauf zurückgeführt wurde, dass halbverstandene Redewendungen und Fachausdrücke aus der Rechtssprache entnommen wurden. Diese Form der Nachahmung wurde als ein Defekt angesehen, der Störungen in institutionellen Abläufen provoziere und die Arbeitskapazität der Verwaltung schmälere:

»Ein Kranker schrieb viel vom ›falschen Meineid; ein anderer gebrauchte mit Vorliebe den angeblich von mir geäusserten Satz: ›Juristenrecht geht über Reichsrecht‹. Die Paragraphen der Gesetzbücher, die Berufung auf die ›Acten‹ spielen eine grosse Rolle. Abschriften seiner Eingaben, Vorladungen, Bescheide pflegt der Kranke wohlverpackt mit sich herumzutragen und bei passender Gelegenheit auszukramen.«³⁸

Ein anderer wesentlicher Blickpunkt des psychiatrischen Erkenntnisrasters war das angenommene Gefahrenpotential, das laut einer Vielzahl gerichtsmedizinischer Abhandlungen vom Mimetismus hartnäckiger Kläger ausgehe. Diese – so die psychiatrischen Befürchtungen – richten sich gegen die staatlich legitimierten

³⁶ Casper: *Practisches Handbuch* (wie Anm. 4), S. 571.

³⁷ Hitzig: *Über den Querulantenwahnsinn* (wie Anm. 3), S. 62.

³⁸ Kraepelin: *Psychiatrie* (wie Anm. 3), S. 450.

Anwender des Rechts, indem einzelne die »Kenntnis des Gesetzes und der Rechtsmittel« als »Waffe«³⁹ gebrauchen. *Der Kampf um's Recht* – so auch der Titel der wohl berühmtesten rechtsphilosophischen Studie von Rudolf von Ihering, in der der Kampf, den das Recht erfordere, als Segen betrachtet wurde⁴⁰ – berührte jedoch nicht alleine Paragraphenreiter, die ihr exzessives Rechtsgefühl mittels amtlicher Eingaben zum Ausdruck brachten. In rechts- und psychiatrietheoretischen Diskussionen wurde vielmehr davor gewarnt, dass sich die Bevölkerung vor der Gefahr selbsternannter Richter schützen müsse; verfolgte Verfolger, die nicht alleine das Gesetz als Waffe benutzen, sondern das Gefahrenpotential in sich trugen, Amok zu laufen.⁴¹

Unter diesen Voraussetzungen beobachtete die psychiatrische Beobachtung das querulatorische Schreiben nicht alleine als eine mimetische, sondern auch als eine parasitäre Operation. Einerseits kann dies das psychiatrische Aufschreibesystem berühren, wenn der Schriftraum amtlicher Dokumente besetzt wird, wie dies der Psychiater Kraepelin bei der Analyse seines Untersuchungsmaterials anmerkte: »Manche Eingaben sind auf die Rückseite von Bescheiden und Erlassen anderer Behörden geschrieben.«⁴² Andererseits ist damit ein mimetischer Parasitismus angesprochen, dessen Zentrum dadurch bestimmt wird, dass Aktionen der Nachahmung ebenso als Aktionen der Störung, der Verlangsamung und Verzögerung in Kommunikationsprozessen verstanden werden. Querulatorisches Schreiben ist unter diesem Aspekt eine Nachahmung des Rechts und zugleich Relation des Menschen auf das Recht. Vor allem dann, wenn davon ausgegangen wird, dass die bürokratische Macht stärker und stabiler ist als die der Gewalt oder die des Rechts, weil sie auf Wissen und Erkenntnis und in einer reflexhaften Weise auf Information und Signal beruht.⁴³ In psychiatrischen Abhandlungen wurde der paranoide

³⁹ Richard von Krafft-Ebing: Über den sogenannten Querulantenwahnsinn, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medicin 35 (1879), S. 395–419, hier S. 400.

⁴⁰ Siehe etwa die Lektüre von Heinrich von Kleists *Michael Kohlhaas* in Rudolf von Ihering: *Der Kampf um's Recht*, Wien 1877, S. 60–64.

⁴¹ So in den öffentlichen Diskussionen über den Amoklauf des Berliner Kaufmanns Grosser, der am 16.11.1908 während seiner Verhandlung vor dem Reichsgericht auf sämtliche anwesende Richter schoss, diese verletzte und einen Gerichtsschreiber tötete. Vgl. Johannes Lehmann-Hohenberg: Ein Wort aus dem deutschen Volke!, in: Rechtshort. Unabhängige Zeitschrift zur Einleitung einer neuen Reformation durch Germanisierung des Rechts, 4. Jg./Nr. 21/24 (1908), S. 430–433 sowie Claudia-Regine Nerius: Johannes Lehmann-Hohenberg (1851–1925). Eine Studie zur völkischen Rechts- und Justizkritik im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt/M. 2000, S. 150ff. (Rechtshistorische Reihe, Bd. 217).

⁴² Kraepelin: Einführung in die psychiatrische Klinik (wie Anm. 18), S. 155.

⁴³ Vgl. Serres: Der Parasit (wie Anm. 15), S. 63.

Querulant sichtbar gemacht, indem seine Schreibstrategien als parasitäre Momente untersucht wurden. Das Rauschen dieser mimetisch-parasitären Operationen ist das Zusammenspiel jener Störkennzeichen, die das Potential mit sich führen, die Kommunikation zu beeinträchtigen, zu blockieren und letztlich zu unterbrechen: Schriftanomalien, die große Menge an Eingaben und die potentielle Gefahr, dass Laien des Rechts die Rechtsprechung gewaltsam übernehmen. Die gebrochene Stille des Rechts – oder: sein überstimmter Lärm – ist entscheidend, denn der mimetisch-parasitäre Lärm entzieht dem Anderen das Sprechen und Hören, erschüttert die bürokratische Kommunikation mittels ihrer Konfiszierung.⁴⁴ Der paranoide Querulant wurde in psychiatrischen Diskussionen als ein Gegenspieler der Ärzte aufgefasst, wobei medizinische und bürokratische Anstrengungen aufgewendet wurden, um den jeweils anderen zu verdrängen, hinauszuerwerfen, zu vertreiben oder zu entlassen, weil der Lärm des einen den Anderen störte, weil jede Position in dieser psychiatrischen Ordnung Sender, Empfänger und Störer gleichermaßen war. Dieses sich gegenseitig blockierende Kräfteverhältnis des Aus- und Einschließens wird gerade um 1900 durch die große Anzahl psychiatrischer Schriften über die Querulanten-Paranoia evident, die von einer Vielzahl psychiatriekritischer Schriften gegen diese Diagnose flankiert wurden.⁴⁵ Veröffentlichungen wie *Meine Amtsenthebung wegen beginnenden Querulantenwahns* (1892) von Karl Witte, *Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten* (1894) von Wilhelm Kuhne, *Die Entmündigung des Kreisarztes Dr. med. W. wegen Querulantenwahnes* (1913) von Ernst Böttger oder die von deutschvölkischen Ideen getriebene Weimarer Zeitung *Der Rechtshort* stellten die Macht der Ärzte und ihre Entscheidungen, einzelne als paranoide Querulanten in Psychiatrien zu internieren, vehement in Frage. Mit diesen psychiatriekritischen Veröffentlichungen wurde die Diagnose der Querulanten-Paranoia in der Öffentlichkeit diskutiert, was durch die Ausweitung des öffentlichen Kommunikationsraums (Presse, Verlage) befördert wurde. Der Querulantenwahnsinn wurde damit von den unvernünftigen Grenzen in das vernünftige Zentrum der Gesellschaft rückimportiert.

Der Fehler des Querulanten, so könnte man abschließend festhalten, ist sein Lärm, sein erregtes Rauschen, das von der Psychiatrie um 1900 beobachtet und sanktioniert wurde. Mit ihrem querulatorischen Schreiben führten Kläger um 1900 das Potential mit sich, die nachrichtentechnischen Kanäle des Rechtssystems zu überlasten und zu unterbrechen. Der Rechtsweg funktionierte (und funktioniert) aber nur, solange der Kläger nicht zu viel sagt bzw. zu viel schreibt, nicht

⁴⁴ Vgl. Michel Serres: *Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour*, Berlin 2008, S. 114 und ders.: *Das eigentliche Übel. Verschmutzen, um sich anzueignen?*, Berlin 2009, S. 57.

⁴⁵ Vgl. Cornelia Brink: »Nicht mehr normal und noch nicht geisteskrank ...«. Über psychopathologische Grenzfälle im Kaiserreich, in: *WerkstattGeschichte* 33 (2002), S. 22–44.

zu viele Eingaben an Institutionen sendet. Gerade hier liegt – leicht paradox formuliert – die offene Geschlossenheit des rechtlichen Systems, die durch die beschriebenen Rauscharten evident wird: Das Rechtssystem ermuntert zwar zur Produktion von Diskursen, etwa in Form von Einsprüchen, reglementiert diese aber zugleich. Die Freiheit des Rechtssystems wird so zu dessen Bedrohung. Mit diesen Bedingungen war die Psychiatrie um 1900 konfrontiert, als versucht wurde, die »eigenartigen Schriftstücke«⁴⁶ – die querulatorischen Schreiben und mit ihnen verbunden *das* querulatorische Schreiben – zu untersuchen, um den Wahnsinn während der Aktion des Schreibens und in den Schriftzügen zu enttarnen.

⁴⁶ Kruska: Ein Beitrag zur Lehre vom Querulantenwahn (wie Anm. 10), S. 13.

Im Archiv der Öffentlichkeit

Rückblick auf eine fixe Idee, die das demokratische Bewusstsein vor fünfzig Jahren heimgesucht hat

Rudolf Maresch

VOR GUT EINEM HALBEN JAHRHUNDERT veröffentlichte der damals 32-jährige Jürgen Habermas den *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, seine Habilitationsschrift. Damit verband er den Glauben und die Hoffnung, dass die Bürger einer Gesellschaft willens und in der Lage seien, sich darüber zu verständigen, wie sie ihr gemeinsames Leben gestalten, organisieren und entwickeln möchten.

Um dieses ›normative‹ Konzept einer ›bürgerlichen‹, später auch, ›deliberativen‹ Öffentlichkeit rational begründen zu können, verfiel der aufstrebende Sozialphilosoph Ende der 1950er auf die Historie. Statt aber, wie man hätte vermuten können, in der Antike anzudocken, bei der Idee der Polis, der Agora oder der res publica, suchte er den historischen Faden in der Geschichte der Moderne.

Die Souveränität franst aus

Als Modellfall galt ihm die englische Entwicklung, die Ende des 17. Jahrhunderts einsetzte und zu ersten Ansätzen einer Demokratisierung der Gesellschaft geführt hatte. In der Glorreichen Revolution von 1688/89 schufen die Gegner des englischen Absolutismus mit der *Bill of Rights* die Grundlage für den heute in westlichen Demokratien gängigen Parlamentarismus. Gleichzeitig raubten sie dem Monarchen Teile seiner Souveränität und sicherten sich eine erste Teilhabe an staatspolitischen Entscheidungen.

In diesem Übergang von der Souveränität zur Gouvernamentalität wollte Habermas den Beginn eines Liberalisierungsprozesses erkennen, der sich danach in Frankreich fortsetzte und schließlich auch in Deutschland zu so etwas wie einer ›öffentlichen Meinung‹ führte, einem medialen Raum, in dem literarisch gebildete Bürger über öffentliche Angelegenheiten disputieren und über deren Ausgestaltung in Rede und Gegenrede befinden.

Möglich machte dies laut Habermas eine neuartige Lese-, Brief- und Salonkultur, die von einer ausufernden Produktion von Zeitungen und Zeitschriften, Ver-

lagen und Buchhandlungen, Autoren und Bibliotheken begleitet, gefördert und geformt wurde. Bis auf den heutigen Tag ist der 83-Jährige der festen Überzeugung, dass in all diesen Lesezirkeln und assoziierten Verbänden bereits jene »politische[n] Gleichheitsnormen« eingeübt worden sind, die eine künftige liberale Gesellschaft auszeichnen.

Später traten zu den bekannten Organisations- und Vertriebsformen des Verlags- und Zeitschriftenwesens dann im 20. Jahrhundert elektronische Massenmedien hinzu, die den Kommunikationsbetrieb kanalisiert, zentralisiert und für wirtschaftliche Zwecke, für Reklame und Verkauf missbrauchten. Die damit rasant wachsende Kommerzialisierung, Professionalisierung und Verdichtung des Kommunikationsnetzes, die alsbald auch eine Fusion von Information, Unterhaltung und Werbung in Gang setzten, raubte dann laut Habermas »dem Prinzip der Publizität seine Unschuld«.

Seitdem wachsen sich laut Habermas die von massenmedialen Organen kolonialisierten Öffentlichkeiten zu »vermachteten Arenen« aus, in denen längst nicht mehr um das »beste Argument« und dessen »zwanglosen Zwang« gerungen wird, sondern allenfalls noch um Einfluss und Erfolg, um Beifall und Zustimmung des Publikums.

Besessen von einer Idee von Demokratie

Obwohl sein soziologischer Widerpart Niklas Luhmann ihn schon Mitte der 1990er dezent darauf hingewiesen hatte, dass es sich bei seiner »Forderung von Öffentlichkeit als Mittel zur Durchsetzung von Vernunft« um einen »verengten, gleichsam konstitutionalistischen Begriff von Öffentlichkeit« handelt, der von einem viel allgemeineren Begriff des Öffentlichen abzuheben sei, der sich einstmals gegen die »Strategien der Geheimhaltung und der Heuchelei« und den »Schutz einer Privatsphäre« wandte, hält der Philosoph weiter an seiner Idee fest.

Nach wie vor ist Habermas der Ansicht, dass sich jenseits »mediatisierter« Öffentlichkeit(en) »autochthone« Zirkel und Institutionen rechtlich eingerichtet und kontrafaktisch am Leben erhalten haben. Sein hoffnungsvoller Blick richtet sich auf die sogenannte Qualitätspresse und das öffentlich-rechtliche Staatsfernsehen, auf Wahlkämpfe und Parteitage, auf zivilgesellschaftliche oder radikal-demokratische Verbände, auf den Campus und auf Hochschulseminare.

Doch selbst in diesen Organisationen bzw. auf diesen Veranstaltungen fristet die »Macht des Arguments« ein jämmerliches Dasein. Auch hier findet häufig ein Hauen, Stechen und Treten um Posten und Privilegien, um Themen und Funktionen statt. So mancher Anführer und Gernegroß hat auf Parteitag oder ähnlichen Zusammenkünften schon sein persönliches Waterloo erlebt. In aller Regel

geht es auch dort um Anerkennung und Einfluss, um Profilierung und Eitelkeiten, um Animositäten und Kumpaneien.

Unterbelichtet blieb nicht nur die sogenannte »plebejische Öffentlichkeit«, die sich einst in der Französischen Revolution artikuliert hatte, mit den Jakobinern und dem Namen Robespierres verknüpft ist und im »ungebildeten Volk« sein »gebildetes Gewand« kurzzeitig abstreifen konnte; unberücksichtigt blieben auch die traditionellen Formen der »repräsentativen Öffentlichkeit«, bei der das Volk und/oder das Publikum zur Staffage, Kulisse oder zujubelnden Masse für den fürstlichen oder kirchlichen Würdenträger mutiert.

Während sie im Lichte elektronischer Echtzeitmedien längst eine neue Renaissance feiert – jeder Regierungschef, Firmenlenker oder Kirchenmann bedient sich ihrer lebhaft, um seine Macht und sein Ansehen zu bewahren oder zu steigern –, diente die repräsentative Öffentlichkeit Habermas immer nur als historisches Kontrastprogramm, um den annoncierten »Strukturwandel« herleiten und begründen zu können.

Hat es diesen Strukturwandel jemals gegeben?

Unbeachtet blieben schließlich auch die medien- und machtpolitischen Implikationen, die diesen »Strukturwandel« begleitet haben. Wie Friedrich Kittler auf eine entsprechende Frage meinerseits Anfang der 1990er einmal andeutete, sei eine solche »Öffentlichkeit«, die der Berliner Medienhistoriker lieber »postalisch« nannte, allein der Staatsräson geschuldet gewesen und keinesfalls einer plötzlich aufkommenden Lesesucht und/oder Salonkultur. Der Strukturwandel, den der Philosoph exklusiv entdeckt und aufgedeckt haben wollte, sei eher eine »Erfindung von Philosophen« und »ein Effekt absolutistisch-merkantilistischer Techniken etwa im Postwesen« gewesen. Diese politische Öffentlichkeit, die Habermas seinen Lesern als Erfolgsmodell einer freien Gesellschaft verkaufen will, sei vor allem aus »Steuergründen« und zur »Finanzierung von Kriegen« durchgesetzt worden, in deren Schlepptau sich dann diese von ihm beobachtete vormediale Öffentlichkeit gebildet hat.

In Deutschland etwa waren das Postwesen und der internationale Postverkehr, denen die bürgerliche Öffentlichkeit ihre Entstehung verdankt, fast dreihundert Jahre lang in den Händen der Thurn und Taxis, vom frühen 16. Jahrhundert bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dank der Napoleonischen Eroberungen und nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation verlor das Fürstengeschlecht, das in Regensburg residierte und damit auch zu Ruhm und Reichtum gelangt war, sein kaiserliches Reichspostmonopol und zugleich seine wichtigste Einnahmequelle. Der exorbitant hohe Schriftverkehr und die

ausgiebige Korrespondenz, die etwa der Geheimrat und Staatsminister Goethe mit unzähligen Leuten in ganz Europa unterhielt, war nur deswegen möglich, weil Karl Anselm von Thurn und Taxis, der seit 1773 Generaloberpostmeister der Kaiserlichen Reichspost war, den Dichturfürsten vom Briefporto befreit hatte. Diese ›Gebührenfreiheit‹ wurde zu dieser Zeit nur sehr wenigen Auserwählten zuteil und galt auch wegen der damit verbundenen Kostenersparnis als ungeheures Privileg.

Auch wenn sich Goethes Portofreiheit bis heute nicht hat nachweisen lassen, auch nicht in den Archiven der Thurn und Taxis in Regensburg, weist diese historische Begebenheit doch darauf hin, dass hinter dem umfangreichen Schrifttum, das allein der Großdichturfürst unterhielt, auch wieder so etwas wie eine diskursive Regel vermutet werden kann, ein medialer Effekt, der von einem Medienverbundsystem namens ›Post‹ erzeugt worden ist.

Emanzipation im Gestell der Kommunikation

Wie immer man sich zu all dem verhalten wird: Volker Gerhardt zum Beispiel spricht in seinem systematischen Versuch, das Wesen und die gesellschaftliche Funktion der Öffentlichkeit zu erfassen, Habermas das zweifelhafte Verdienst zu, mit seinem *Strukturwandel* die »am besten widerlegte Habilitationsschrift der deutschen Wissenschaftsgeschichte« verfasst zu haben.

Weder hat es den vielfach diskutierten Strukturwandel gegeben, noch findet sich dafür ein historischer Beleg. Es handelt sich vielmehr, je nach Perspektive, um eine »Ausdifferenzierung von Macht« (M. Foucault) oder des »politischen Systems« (N. Luhmann), aber nicht um eine neuartige »Institution« oder gar »vierte Macht« im Staat.

Das Potential zur Selbsttransformation, das Habermas den Diskursen der politischen Öffentlichkeit unterstellt, ist eher eine Notlösung, sie bietet weder Ausweg noch Alternative. Zum einen lernt nicht nur die Macht hinzu. Mittlerweile weiß jeder politische oder wirtschaftliche Führer, wie man Gefolgschaft erzeugen und Machterhalt und Machtgewinn medial organisieren muss. Zum anderen liefert das volkspädagogische Rahmenprogramm, das das deutsche Staats- bzw. Zwangsfernsehen in sonntäglichen ›Tatorten‹ und allabendlichen ›Talkshows‹ inszeniert, dafür den besten Anschauungsunterricht.

Hinzu kommt, dass die Verpflichtung auf vorab formulierte diskursive Grundregeln die angebliche Offenheit des Anfangs im Interesse einer vorgeblichen Emanzipation abwürgt. Sie kaschiert, dass es sich bei den kommunikativen Verfahren, die das Demokratiekonzept vorsieht, praktisch wie politisch um einen Fall von Parteilichkeit handelt. Bereits 1970 hatte Dietmar Kamper diesbezüglich den

Verdacht geäußert, dass eine Emanzipation, die dem Menschen angepasst werde wie ein fremdes Gewand, verfehlt sei. Zur Emanzipation gehöre vielmehr, »dass der Betroffene eine Chance habe, sie als seine Sache wahrzunehmen. Gerade als gut verpasste wäre sie verpasst.«

Der Erosionsprozess schreitet fort

In den letzten Jahren hat es den Anschein, als ob Habermas seine »weniger pessimistische Einschätzung«, die sich dreißig Jahre später im Vorwort zur Neuauflage findet, wieder aufgehoben hat. Weder in Blogs und Foren noch auf sozialen Plattformen wie *Twitter*, *Youtube* oder *Facebook* fänden echte Debatten statt, zumindest keine, die den diskursiven Regeln einer kritischen Öffentlichkeit entsprächen und genügen. Da sie keine »funktionalen Äquivalente« für eine deliberative Öffentlichkeit böten, setzten sie im Grunde jenen Verfalls- und Zerfallsprozess der Öffentlichkeit fort, der mit dem massenmedialen Kidnapping der kommunikativen Rationalität eingesetzt habe.

Das Publikum, das dort zugange sei, zerfalle in eine Vielzahl zersplitterter, allein durch Spezialinteressen zusammengehaltener Zufallsgruppen. Die »eine Öffentlichkeit«, die ihm als »Ideal« und politisches »Korrektiv« vorschwebt, habe sich in unzählige »Öffentlichkeiten« ausdifferenziert, die teilweise miteinander rivalisieren, sich ignorieren und beizeiten auch kooperieren. Wer Sender und was Quelle, wer Überbringer und Empfänger ist, lässt sich, auch wegen der dort herrschenden Anonymität, meist nur schwer ausmachen, zumindest für jene, die vor den Prints und Screens agieren.

Der Erfolg dieser Teilöffentlichkeiten bemisst sich vielmehr an Sparten und Programmen, die die Nutzer goutieren, oder an Quoten, Klicks und Likes, die sie verteilen. Mit einer solchen »Ansammlung« von Medien, Nachrichtenkanälen und unterschiedlichen Usern, die alles, nur keine »Versammlung« anstreben, ist kein Staat mehr zu machen, jedenfalls keiner, der seine Belange im Medium der Selbstverständigung organisieren möchte.

Diesen Beobachtungen, die Habermas sinngemäß wiedergeben, aber vielleicht auch etwas frei deuten und weiterdenken, ist zunächst kaum zu widersprechen. Die verstreute und zerstreute Vielheit der Meinungen und Stimmungen bringt gewiss kein *Wir* im klassischen Sinn mehr hervor. Doch das braucht es auch nicht. Schon längst wird die Welt, seitdem Massenmedien über sie berichten, von Themen, Programmen und Markennamen zusammengehalten, deren Formen, Stile und Inhalte allerdings ständig wechseln können.

Zudem gibt es dieses *Wir* in Wirklichkeit gar nicht, weder hierzulande noch in Europa oder gar auf dem Globus. Die »De-Programmierung« des Gemeinsinns,

die freilich mittels Skandalisierung kurzfristig auch in eine *Re*-Programmierung umschlagen kann (siehe NSU-Prozess, Euro-Rettung), wird von global agierenden Medienkonzernen sowie einem selbstreferentiell operierenden Mediensystem übernommen und geleistet.

De-Programmierung der kommunikativen Rationalität

»Das *Wir* entscheidet«, jener merkwürdige Slogan, mit dem die SPD den diesjährigen Wahlkampf bestritten hat, stimmt nicht mal für die Partei. Selbst die SPD, die sich dem Gemeinsinn und der Solidarität verpflichtet fühlt, besteht aus lauter Einzelwillen, die sich untereinander alles andere als grün sind. Die Troikas, mit denen die Partei sowohl in den 1970ern als auch in den 1990ern und zunächst auch in diesem Wahlkampf angetreten ist, haben nie lange gehalten. Nach einigen Jahren sind sie krachend auseinandergefliegen.

Zudem ist das Web mit all seinen Derivaten zwar ein Massenmedium, aber gewiss kein Träger kommunikativer Rationalität. Dafür fehlt nicht nur Zeit und Geduld, dafür mangelt es auch an Dauer und Beständigkeit, die ein Begründen und Überprüfen, Werten und Abwägen von Geltungsansprüchen erfordern. Die Währung, die in den Netzen hauptsächlich zählt und gehandelt wird, ist Aufmerksamkeit. Hier gilt es vor allem wahrgenommen zu werden, im positiven wie im negativen Sinn. Wem das nicht widerfährt, der ist nicht. Karrieren und soziale Abstiege können dabei ebenso in Gang kommen wie rasch wieder vergehen. Man denke an die kurzzeitige Prominenz einer Marina Weisband, Anne Wizorek oder eines Johannes Ponader.

Debatten, wenn sie denn stattfinden, werden in aller Regel von Stimmungen getragen, von simplen Klicks auf einen Button. Je nach politischem Erregungs- und Entrüstungsgrad können sie beizeiten in Schmähungen und Beschimpfungen oder in Huldigungen und das Hochjubeln von Personen, Themen oder Parteiungen ausschlagen.

In aller Regel ebbent derartige Empörungswellen, die sich häufig an moralisch inkorrekten Äußerungen oder Verhalten halbprominenter Personen entzünden und die Öffentlichkeit über Nacht in einen ›Lynchmob‹ verwandeln können, schnell wieder ab. Während der ›Skandal‹ im Nachlauf noch in Talkrunden mit den immergleichen Personen durchgenudelt und trivialisiert wird, wird anderswo, wie es im Volksmund heißt, bereits eine ›neue Sau durchs Dorf getrieben‹.

Auch die Ebenbürtigkeit, die ein Diskurs verlangt, sucht man im Netz eher vergebens. Hier prallen die unterschiedlichsten Charaktere und Gestalten aufeinander, Selbstdarsteller und Pseudointellektuelle, Hobbyphilosophen und Überzeugungstäter, Provokateure und passionierte Besserwisser. Recht hat in aller

Regel, wer den meisten Beifall einheimen und die User einer Plattform auf seine Seite ziehen kann. Folgt man Jaron Lanier, dann lädt das Mitmach-Web zum Ablästern und Verleumden förmlich ein. Es provoziert eine globale Flut sich gegenseitig bestätigender Zuschriften. Davon irritiert fragt Lanier, was Leute dazu brächte, dass so häufig das Übelste aus ihnen hervorbreche, wenn sie sich in sozialen Medien asozial äußern?

Was vor Jahren als ›basisdemokratische‹ Einrichtung gefeiert worden ist, als direkter Kontakt zum Leser oder Hörer, hat sich längst in sein Gegenteil verkehrt. Von einer Kultur des Streitens und Debattierens ist mitunter wenig geblieben. Der Umgangston ist oftmals rüde, der Stil verroht und die Sprache versaut.

Nur ein anderes Interface mit anderer Infrastruktur

Im Umkehrschluss muss das aber nicht bedeuten, dass Politik und Parteien vollkommen überflüssig werden, weil der »öffentliche Raum in Staub verwandelt wird« (Byung-Chul Han). Die Öffentlichkeit oder besser: die Öffentlichkeiten zerfallen nicht, sie bekommen nur eine andere Struktur, Organisation und Qualität. Im Grunde realisiert sich jetzt jene Vision, die linke Spontis in den 1970ern immer schon umgetrieben hat. Das Öffentliche und das Private, gemeinhin zwei essentialistisch getrennte Bereiche der modernen Gesellschaft, konvergieren. Das Private wird öffentlich, mithin politisch, und das Öffentliche privat.

Andererseits unterscheiden sich, bei Lichte betrachtet, Online-Medien nicht großartig von traditionellen Medien, zumindest was Inhalt und Form der Kommunikationen angeht. Auch da wird vorwiegend geschwätzt und getratscht, auch da werden Informationen ›hochgezogen‹ oder ›durchgestochen‹, Debatten lanciert oder verhindert.

Was sich hingegen geändert hat, ist die Geschwindigkeit und die Reichweite, mit der solche News in Umlauf gebracht werden, worunter vor allem ihre Qualität und Seriosität leidet. Das Prüfen einer Quelle auf Glaubwürdigkeit, Richtigkeit und Zuverlässigkeit fällt darum nicht nur häufig aus, dank des vielfältigen Mediensystems pflanzt sie sich auch sofort memartig fort.

Bekannt ist der Fall *Nena Soltani*, die 2009 zum Symbol der Grünen Revolution im Iran wurde. Ihr Tod auf den Straßen Teherans, mit einer Handykamera dokumentiert, wurde weltweit und auf allen Kanälen verbreitet. Erst später stellte sich heraus, dass die Unidozentin gar nicht in der Nähe der Demonstrationen war und heute noch lebt. Die Verwechslung hatte allerdings schlimme Folgen für sie. Bedroht von ihrer Regierung, blieb ihr nichts anderes übrig, als Wochen später nach Europa zu fliehen.

Selbstverständlich gilt nach wie vor, dass das avancierteste Medium Form und

Prozessieren der Kommunikationen bestimmt. Darum haben die klassischen Massenmedien auch begonnen, sich dem Rhythmus, dem Takt und dem Interface des Web 2.0 anzunähern und anzupassen. Ständig wird man seitdem zum Mittun, zum Anrufen oder Abstimmen animiert; immer wieder wird auf *Twitter* oder *Facebook* hingewiesen, es werden ausgewählte Botschaften eingeblendet, die von Laufbändern, Werbebannern und Split Screens begleitet werden. Allein am Fall Christian Wulff konnte man gut erkennen, wie die unterschiedlichsten Medien kooperierten, als es darum ging, eine in Ungnade gefallene Person medial »abzuschießen«.

Längst herrscht im Qualitätsjournalismus die Jagd nach dem Scoop. Auch in diesen (einstigen) »Leuchttürmen« des Nachrichtenwesens, die den Bürgern Sinn und Orientierung geben sollten, setzt sich im Feedback der Klicks und Likes, im Echtzeit-Screening und in Plebisziten, die allerorten auf Leser, Kunden und User lauern, der Trend zur Automatisierung des Nachrichtenwesens und Nachrichtenbetriebs durch.

Es gibt keine Kanalreiniger mehr

Müssen wir uns also vom Konzept *der* Öffentlichkeit verabschieden? Oder sollen wir ihr mit einer »Demokratieabgabe« auf die Sprünge helfen, wie Zeitungsverleger und Chefredakteure des deutschen Staatsfernsehen unisono vorgeschlagen haben, zum Unmut des Netzpublikums? Kann eine weitere Zwangsgebühr ihr Überleben sichern? Oder ist *die* Öffentlichkeit, wie Habermas sie sich ausgedacht hat, nicht längst ein Dinosaurier, dessen Skelett es nur noch in Museen zu bewundern gibt? Handelt es sich bei ihr nur um eine »Heimsuchung«, die dem »demokratischen Bewusstsein« und »Staatsdenker der Bundesrepublik« vor Jahren widerfahren ist?

»Was wir über die Welt wissen, wissen wir durch die Massenmedien.« Dieser denkwürdige Satz Luhmanns gilt für die Öffentlichkeit ebenso wie für den Strukturwandel, den Politik und Demokratie durch ihre Entstehung erfahren haben sollen. Zugleich wissen wir aber auch, wieder aus den Medien, dass wir von ihnen verdimmt und aufgeklärt, informiert und belogen, zerstreut und manipuliert werden. Aus all dem kann man mit Luhmann ableiten, dass Öffentlichkeit zuallererst ein Markt für Stimmungen und Meinungen ist, ein gesellschaftliches Reflexionsmedium, das das Beobachten von Beobachtern registriert. Medien beobachten Medien, die andere Medien dabei beobachten, *wie* und *was* sie genau beobachten. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Dies ist auch einer der Hauptgründe, warum wir immer wieder den Eindruck haben, dass trotz der allseits gerühmten Vielfalt der medialen Plattformen letztlich doch überall über die gleichen Themen und Personen berichtet und gesendet wird.

Mit dem Web 2.0 ist diese Familie nur größer geworden. Es sind alternative Medienformen hinzugekommen, die mal der gegenöffentlichen Variante, mal ihrer repräsentativen Form gleichen, während das Printwesen, die Buchbranche und das Zeitungsgewerbe ihrem Ende entgegensehen. Die Dauer ihrer Laufzeiten zeichnet sich jedenfalls am Horizont bereits ab.

Umgekehrt haben sich Perspektive und Richtung des Nachrichtenflusses. Aus vormalig One-Way- sind zunehmend Two-Way-Kommunikationen geworden. Der einst passive Empfänger, Konsument und Kunde ist zum aktiven Sender, Nutzer und Produzenten mutiert, ganz wie Brecht und Benjamin, Enzensberger und Glotz es sich im vorigen Jahrhundert gewünscht und ausgemalt hatten. Aber dies gilt auch für andere Sozialsysteme, für die Ökonomie, die Kunst, die Religion, den Sport usw. Ob man deswegen von einem »Strukturwandel 2.0« sprechen sollte oder gar muss, wage ich daher schwer zu bezweifeln.

Zugenommen hat allerdings das mediale Rauschen und damit zugleich die Unordnung und das »Maß der Unsicherheit darüber, ob das alles auch wirklich so ist, wie es vorgibt zu sein« (Bernhard Siegert), in Syrien und in Mali, im Pferdefleischskandal und beim Klimawandel, beim BER-Flughafen und in der EURO-Rettung. Strukturen, die die Kanäle von »sinnlosem Gezänk« reinigen, die Nachrichten werten und auf ihren Wahrheitsgehalt hin prüfen und den Blick des Publikums fürs »Wesentliche« schärfen, fehlen zusehends.

Medien senden und berichten. Sie selektieren, filtern und synthetisieren aber nur das Neue, Spektakuläre oder Anstößige, an Dauerhaftem oder am Gewöhnlichen sind sie nicht interessiert. Das mag man bedauern, es ist aber nicht zu ändern.

Kritische Öffentlichkeit und ihre Herstellung

Mercedes Bunz

ÖFFENTLICHKEIT IST EIN BEGRIFF IN UNORDNUNG. Schon ein kurzer Blick auf seinen unterschiedlichen Einsatz zeigt das. So diskutiert man beispielsweise das Phänomen des sogenannten Zeitungsterbens und erwägt den Status der Öffentlichkeit als ›bedroht‹. Zugleich erweitert sich Öffentlichkeit aber auch, vor allem durch digitale Medien, und diese neue Ausweitung wird im öffentlichen Diskurs u. a. durch den vielbeschworenen Verlust der Privatsphäre angezeigt. Wir haben also gleichzeitig ein Absterben von Öffentlichkeit (Zeitungsterben) und eine Ausweitung von Öffentlichkeit (in die Privatsphäre). Dies zeigt: Der Begriff »Öffentlichkeit« wird offensichtlich von divergenten Tendenzen durchzogen, die miteinander unvereinbar sind.

Der Begriff der Öffentlichkeit wurde von Habermas als ein ideeller Ort konzeptualisiert, an dem sich die Gesellschaft über sich selbst verständigt. Diese Annahme hat zu vielen produktiven Auseinandersetzungen geführt: Zuletzt haben Christian J. Emden und David Midgley die Geltung der Habermas'schen Herangehensweise an Öffentlichkeit 60 Jahre nach dem Erscheinen seiner Studie in Frage gestellt; Nancy Fraser hat dagegen ihre aktuelle Wertigkeit im Zeitalter der Globalisierung und Transnationalität betont; schon Habermas hatte in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* konzeptuelle Probleme seiner Annahmen benannt. Weil damit das Konzept einer gemeinsamen Öffentlichkeit ausgiebig untersucht und kritisiert worden ist, beginnt meine Argumentation an einer anderen Stelle: Öffentlichkeit, so lautet meine These im Folgenden, erscheint hier nicht als ›Ort der Bürger, sondern als Effekt der Medien. Inspiriert von einem ›Zeitungsterben‹, dem durch die Ausweitung der Öffentlichkeit in digitale Medien nicht geholfen wird, steht beim vorliegenden Beitrag im ersten Teil die ganz spezifische Herstellung von Öffentlichkeit durch Medien im Mittelpunkt, mit besonderem Blick auf die Zeitung. In einem zweiten Teil werden dann die Potentiale und Probleme des medial hergestellten öffentlichen Raums im Zeitalter seiner Digitalisierung diskutiert und abschließend für die Anerkennung verschiedener öffentlicher Räume und deren kritische Auslotung plädiert.

ZMK 2/2013

Die Herstellung der Öffentlichkeit

Der im 18. Jahrhundert auftauchende Begriff »öffentlich«, von dem sich das Substantiv der »Öffentlichkeit« ableitet, ist im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm als etwas definiert, das »allgemein verständlich oder bekannt, deutlich, offenbar« ist. Allen Öffentlichkeiten kommt damit konzeptuell zu, dass sie grundsätzlich durch etwas Offenes gekennzeichnet sind. Interessanterweise kann aber im medialen Raum die Beschaffenheit dieses Offenen unterschiedlich ausfallen und im deutschen Gerichtsverfassungsgesetz § 169 findet man eben diesen Umstand problematisiert. Dort heißt es: Die Verkündung und Verkündung von Urteilen und Beschlüssen sei öffentlich, aber die Aufzeichnung dieser öffentlichen Veranstaltung zu Zwecken der weiteren Verbreitung in der journalistischen Öffentlichkeit unzulässig. Das deutsche Verfassungsgericht hat das in seinem Urteil vom 24. Januar 2001 noch einmal mit einer ebenso klugen wie spitzfindigen Bemerkung bestärkt, mit der es Formate wie Gerichtsfernsehen grundsätzlich ablehnt und dabei uns Theoretikern bei der begrifflichen Differenzierung auf die Sprünge hilft: »Prozesse finden in der, aber nicht für die Öffentlichkeit statt.« (BVerfG, 1 BvR 2623/95 vom 24. 1. 2001) Etwas kann also öffentlich sein, aber nicht auf Öffentlichkeit abzielen – damit macht das Bundesverfassungsgericht auf einen wichtigen Umstand aufmerksam: Es gibt mehrere Öffentlichkeiten, deren Reichweite von ihrer jeweiligen medialen Herstellung abhängig ist. Die Begrifflichkeiten, die noch im Grimm'schen Wörterbuch in einer Reihe nebeneinander standen – »bekannt, deutlich, offenbar« – treten offensichtlich in unterschiedlichen Medien auseinander.

Blicken wir nun mit diesem Wissen kurz auf Habermas' Untersuchung zu dem *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Dort hat er ebenfalls die »hergestellte Öffentlichkeit« beschrieben, allerdings vor allem aus einer historisch-soziologischen Perspektive. Seine Untersuchung beschreibt deshalb das Entstehen dieser »Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft« als einen umfassenden gesellschaftlichen Prozess, der ganz grundsätzlich davon bedroht sei, »Idee und Ideologie« zu bleiben, wie Habermas das u. a. im vierten Kapitel ausführt. Führen wir uns sein Argument noch einmal kurz vor Augen: Von der Öffentlichkeit bzw. dem öffentlichen Rasonnement sind die meisten Menschen ausgeschlossen. Sie werden schlichtweg nicht erreicht. Dieses Problem ist bis heute virulent; laut diesjähriger Datenerhebung der Agentur Statista gab es 2011 eine verkaufte Auflage von 18,8 Millionen Zeitungsexemplaren täglich bei 82 Millionen Einwohnern bzw. 62,2 Millionen Wahlberechtigten zur Bundestagswahl 2009. Elektronische Massenmedien wie Radio oder Fernsehen scheinen auf den ersten Blick diese Fragmentierung der Öffentlichkeit auszugleichen. Tatsächlich ändert sich mit ihnen jedoch laut Habermas auch die Qualität der Öffentlichkeit, denn das Aufkommen des »Massen-

publikum(s) der Kulturkonsumenten« löse das kulturell rasonierende Lesepublikum ab, das mit dem Aufkommen des Buches entstanden war. Die Sphäre der »Publicity« verdränge das öffentliche Rasonieren, zugleich trete die Masse an die Stelle der kritischen Öffentlichkeit.

Aus Sicht von Habermas steht das Konzept einer Öffentlichkeit der Druckerpresse also zunächst vor dem Problem, einen großen Teil seiner Bürger auszuschließen. Mit der Etablierung einer breiteren Öffentlichkeit der Massenmedien wird dieses Problem zwar gelöst, jedoch umgehend durch ein neues ersetzt: Die Einrichtung einer Massenöffentlichkeit verändert die einstmals rasonierende in eine bloß konsumierende Rezeption der Bürger. Auch Zeitungen sind für Habermas von dieser Dialektik der Moderne nicht ausgeschlossen und haben Anteil daran, den Zerfall kritischer Öffentlichkeit voranzutreiben: In § 21 »Das umfunktionierte Prinzip der Publizität« macht Habermas deutlich, dass Public Relations und Meinungsmanagement erst auf Grund des Aufstiegs von Tageszeitungen entstehen konnten. Während Habermas noch unlängst mit deutlichen Worten das Schicksal der Demokratie an das von Zeitungen gebunden hat, findet man in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* für diese These eher wenig Anhaltspunkte. Wie oben schon angeführt: Wenn Habermas' Untersuchung so unterschiedlicher Medien wie Buch, Zeitung, Radio und Fernsehen diskutiert, spielt deren mediale Spezifität eine untergeordnete Rolle. Im Vordergrund seiner Untersuchung steht vielmehr der »politische Funktionswandel« vom Bürger zum Konsumenten, der sich am Mediengebrauch zeige.

Dass die jeweilige mediale Verfasstheit für die Herstellung bzw. Durchsetzung spezifischer Öffentlichkeiten zentral ist, wurde weitaus deutlicher von anderen Autoren herausgearbeitet: darunter Elizabeth Eisensteins umfassende Untersuchung über die Druckerpresse als ein gesellschaftlicher »agent of change« in der frühen Neuzeit oder Michael Warners Studie über die Entstehung des Nationalstaates und der amerikanischen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Er argumentiert gleichfalls, dass die Legitimität des amerikanischen Nationalstaates sich nicht nur auf das Volk und die Rechtsstaatlichkeit gründet, sondern auch die kulturelle Formation des gedruckten Diskurses eine große Rolle spielt. Beide Untersuchungen zeigen den Einfluss von Medien auf die Erzeugung bestimmter Öffentlichkeiten. Welche Rolle spielt also das Medium der Zeitung? Wie stellt es Öffentlichkeit her?

Die Rolle der Zeitung

Historisch hängt die gedruckte Zeitung eng mit der Entstehung der Meinungs- und Pressefreiheit zusammen. Noch lange nachdem Radio und Fernsehen die Reichweiten der Zeitungen übertroffen haben, gelten Zeitungen daher als ein demokratisches Leitmedium. Ihnen schreibt man ein Agenda Setting zu, dem andere Medien angeblich folgen. Für das demokratische System gelten sie zudem oft als zentraler Bezugspunkt für Fakten, Politikberichterstattung und kritische Öffentlichkeit. Um diesen Anspruch abzusichern, durchläuft das Melden einer Nachricht eine Qualitätssicherung, die der journalistischen Ethik verpflichtet ist. In ihrem Mittelpunkt steht die sogenannte wahrhaftige Berichterstattung: Journalismus ist verpflichtet, akkurat, unparteiisch und fair zu berichten und etwas nur als Fakt zu melden, wenn zwei voneinander unabhängige Quellen dasselbe bestätigen. Dass dieser Anspruch existiert, bedeutet aber nicht, dass sich die Journalisten daran halten – die kritische Öffentlichkeit ist nicht automatisch mit der Zeitungsöffentlichkeit deckungsgleich. Folgende drei Punkte verdeutlichen das:

1. Die demokratische Herstellung von Öffentlichkeit ist historisch zwar *mit* der Zeitung verbunden, aber nicht unbedingt *an* sie gebunden. Die Stimmungsmache reißerischer Boulevardblätter wie *Bild* oder *The Sun* sind nicht nur in der Vergangenheit als reales politisches Problem diskutiert worden, etwa beim Anschlag auf Rudi Dutschke 1968 und der damaligen antikommunistischen Hetzkampagne der Springerpresse. Auch im Frühjahr 2012 ist das Problem noch virulent, beispielsweise in Großbritannien, wo nach dem Murdoch-Abhörskandal eine Untersuchungskommission die britische Presse und ihre Verflechtungen zu Polizei und Regierung bis hin zum regierenden Premierminister durchleuchtete.

2. Demokratie wird nicht durch die Existenz freier Zeitungen gewährleistet. Ein Blick in die Geschichte bestätigt dies: Unter Premierminister Antonio Cánovas del Castillo hat es beispielsweise in Spanien unabhängige Zeitungen, aber keine Demokratie gegeben. Während seiner Regierungszeit Ende des 19. Jahrhunderts verteidigte er zwar das Konzept einer freien Presse, doch er ließ keine freien Wahlen zu.

3. Die Stimme der kritischen Öffentlichkeit kann in jedem Medium erschallen. Zwar würde man in Deutschland eher Zeitungen als das Fernsehen oder Radio zur Hochburg des unabhängigen und kritischen Journalismus erklären, doch in Großbritannien sieht das schon sehr anders aus: Unparteilicher und objektiver Journalismus ist dort vor allem Sache der BBC. Zudem bieten heute digitale Medien die Möglichkeit einer direkteren Beteiligung an der Öffentlichkeit, was deren demokratische Herstellung positiv verändert.

Während eine Demokratie ohne kritische Öffentlichkeit undenkbar und ihre Existenz für das demokratische Konzept zentral ist, ist diese kritische Öffentlichkeit nicht an ein bestimmtes Medium gebunden. Wie der arabische Frühling 2011 gezeigt hat, suchte sich in Ländern ohne freie Presse die kritische Öffentlichkeit alternative Wege, um ihren Willen kund zu tun. Im Folgenden soll deshalb diese neue digitale Öffentlichkeit kurz betrachtet werden.

Zur Digitalisierung von Öffentlichkeit

Der Politikwissenschaftler Christoph Bieber, der die Transformation von Politik durch digitale Medien erforscht, stellt als Merkmale einer digitalen Öffentlichkeit neben dem leichteren Äußern der Meinung auch eine intensivere Partizipation fest und spricht deshalb vom »Aufstand des Publikums«. Durch die Digitalisierung überlappen sich jedoch der Kommunikationsprozess und die Organisationsstruktur sehr viel stärker. Digitale Kanäle erlauben eine weitaus direktere Umsetzung des ersten Satzteils von Art. 5 GG, der in der deutschen Verfassung Meinungsfreiheit und Pressefreiheit sprachlich in einem einzigen Satz zusammenbindet: »Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten« (ebd.). Wie ich in meiner Untersuchung des digitalen Raums »Die Stille Revolution« im Detail gezeigt habe, kann dort ganz allgemein das Prinzip einer *höheren Eigenbeteiligung* durch eine aktivere Mediennutzung festgestellt werden. Vergleicht man die digitale mit der klassischen journalistischen Öffentlichkeit, wird schnell deutlich, dass *Wissen* im digitalen Raum beispielsweise nicht geliefert wird, sondern *evaluiert werden muss*. Dieser Umstand zeigt sich etwa bei der Benutzung von Suchmaschinen, deren Ergebnislisten wir nicht als Fakten verstehen; anstelle dessen erarbeiten wir das Faktische aus der Gemeinsamkeit, die wir beim Vergleich von mehreren aufgerufenen Links feststellen.

Auch beim Verfolgen öffentlicher Ereignisse auf sozialen Diensten wie Twitter zeigt sich eine erhöhte Eigenbeteiligung: Indem wir in den Schilderungen ein und desselben Ereignisses durch verschiedene Teilnehmer Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen herausfiltern, eruieren wir, was vor Ort passiert. Anstatt der klassischen Verifikation zweier Quellen durch einen Reporter liegt hier eine *Vielheit an unmittelbaren Stimmen* vor (so geschehen beispielsweise während des arabischen Frühlings in Ägypten 2011). An die Stelle der *Rezeption von Fakten* tritt damit die Partizipation an der *Schaffung des Faktischen*.

Diese aktivere Beteiligung hat einen interessanten Effekt auf ein zentrales Element der breiten Öffentlichkeit: die Masse.

Historisch findet man sie seit Charles Mackays Buch über »The Madness of

Crowds« von 1841 in keiner guten Verfassung. Quer durch die Literatur setzt sie sich aus passiven Rezipienten zusammen oder gilt sogar als »dumme Masse«, der man gerne den Begriff der Elite gegenüber stellt. Auch Habermas beschreibt das Massenpublikum als »große Masse von öffentlich rezipierenden Konsumenten«, die nicht mehr »rasonieren«. Digitale Medien stellen dagegen offensichtlich eine Masse anderer Qualität her, denn die Beschreibung der Masse weist dort eine neue Tendenz auf: Intelligenz. So spricht man von »Smart Mobs«, denen ein »Kognitiver Mehrwert« und sogar die »Weisheit der Vielen« zugeschrieben wird – Experten wie Howard Rheingold, Clay Shirky und James Surowiecki teilen hier dieselbe Beobachtung. Der Grund dafür ist, dass digitale Medien eine Reihe neuer Möglichkeiten in die Masse induzieren: Während Menschen Teil einer Masse sind, können sie zum einen ihre individuellen Eindrücke von der Situation vor Ort übermitteln. Umgekehrt kann man das Individuum dank digitaler Smartphones auch ständig in der Masse erreichen und auf dem Laufenden halten. Diese neuen Möglichkeiten, die heute im Alltag bei Protestaktionen, Verkehrsstörungen und Katastrophen praktiziert werden, mögen auf den ersten Blick banal wirken. Das der Masse zugrundeliegende Prinzip ändern sie jedoch fundamental. Der Einzelne ist nicht zu einer passiven Rolle verdammt und verschwindet nicht mehr in der Masse. Anders gesagt: Mit der Hilfe digitaler Devices kann man sich jetzt auch in der Masse des Verstandes bedienen. Digitale Medien verändern also die Beschaffenheit der breiten Öffentlichkeit, welche nicht mehr als passives Massenpublikum auftritt.

Trotzdem in diesem neuen öffentlichen Raum Fakten eruiert werden können, ist weiterhin ein Bedarf an seriösem Journalismus gegeben. Zum einen, weil Journalismus Hilfe bei der Orientierung in der neuen Informationsfülle versprechen kann, zum andern weil die digitale Öffentlichkeit nicht anders als die journalistische Öffentlichkeit kritischer Eruiierung und Beobachtung bedarf. Denn mit Sicherheit ist die Erweiterung des öffentlichen Raums in digitale Medien eine grundlegende gesellschaftliche Veränderung, die beobachtet werden muss. Abschließend will ich das an einem Aspekt zeigen: der Ausweitung von Öffentlichkeit, die wir mit der flächendeckenden Verbreitung digitaler Medien erleben und die kritisch evaluiert werden muss. Während eingangs die Ausweitung der Öffentlichkeit als Ergebnis sozialer Medien diskutiert wurde, will ich nun dafür den Blick ein wenig erweitern, auch weil die Diskussion im Bereich von »social media« augenblicklich einen ganz und gar festgefahrenen Eindruck macht: Eindringlichen Warnungen vor dem Verlust der Privatsphäre stehen Millionen sich mitteilende Facebook- und Twitter-Nutzer gegenüber. Aus diesem Grund wird die Ambivalenz der neuen Öffentlichkeit an anderer Stelle weitaus besser deutlich: im Bereich der Wissenschaft.

In seinem Essay »Epistemic Publics. On the Trading Zones of Knowledge« hat Christian J. Emdin die Rolle der Öffentlichkeit in der Wissenschaft am Beispiel

von historischen Experimenten untersucht. Bezugnehmend auf die Forschungen von Shapin und Schaffner, Gallison und anderen Wissenshistorikern macht er darauf aufmerksam, dass experimentelles Wissen schon immer verschiedene Öffentlichkeiten hatte: Im Labor arbeitet auch das Scheitern eines Experiments daran mit, die wissenschaftliche Untersuchung genauer auszurichten und einem Phänomen auf die Spur zu kommen. Öffentliche Experimente waren dagegen Demonstrationen, welche die Aufgabe hatten, das Publikum von der Korrektheit der wissenschaftlichen Annahme zu überzeugen. Schlug ein öffentliches Experiment fehl, war das für die Forscher schlichtweg peinlich. Wissenschaft zeigt sich also von verschiedenen epistemischen Öffentlichkeiten geprägt. Während ihr rationales Ideal dem normativen Rahmen einer kommunikativen Vernunft zu entsprechen scheint, zeigt sie sich von mehreren Öffentlichkeiten durchzogen, die auch verschiedenen Logiken folgen.

Emdens Forschung über die divergenten Öffentlichkeiten der Wissenschaft ist angesichts einer aktuellen Wissenschaftspolitik, welche die Öffnung der Wissenschaft durch Open Access fordert, von dringlicher Relevanz.

Einerseits ist es zu begrüßen, dass durch EU-Politik Konzepte wie Open Access, Open Science und Open Data vorangetrieben werden, weil dies Wissenschaftlern einen einfacheren und schnelleren Austausch ihrer Forschungen erlaubt und zugleich die staatlich getragenen Publikationsausgaben minimiert. Auf der anderen Seite ist jedoch die Forderung mit Vorsicht zu genießen, dass Forschungen, weil sie mit Staatsausgaben bezahlt werden, allen Bürgern zugänglich gemacht werden sollen, denn sie erweist sich im Detail als hoch problematisch: Der Wissenschaftler ist nicht mehr anderen Wissenschaftlern, sondern der breiten Öffentlichkeit verpflichtet. Zu Ende gedacht, kann eine solche Herangehensweise dazu führen, öffentliche Gelder nur für Forschung auszugeben, die allen Bürgern verständlich ist. Hier macht die Ausweitung der Öffentlichkeit durch digitale Medien den Bedarf nach einem geschützten Raum sichtbar, der *zwischen* Privatsphäre und breiter Öffentlichkeit angesiedelt ist.

Die Ausweitung der Öffentlichkeit durch digitale Medien muss von einer analytischen Sondierung dieses neuen Raumes begleitet werden. Der digitale Raum mit seinen Nischen und Ecken bietet viele Chancen, wenn man eine auf sie angepasste neue Politik des Offenen betreibt: Wie können wir offene und zugleich geschützte Räume herstellen? Werden sie durch Diskurse, Regelungen oder Gesetze gemacht? Kann journalistische Öffentlichkeit für die neue Relevanz der Privatsphäre ein Beispiel setzen, indem sie Äußerungen in sozialen Medien als Privatäußerungen behandelt, die nur mit Vorsicht in das Licht einer weitaus größeren Aufmerksamkeit gerückt werden sollten?

Am Beispiel der Privatsphäre sieht man: Die Verschiebung des öffentlichen Raumes mag mit der Debatte um das Zeitungsterben beginnen, aber sie ist mit

ihr noch lange nicht beendet. Vor uns steht ein fundamentaler Wandel. Habermas hat bereits 1962 in seiner immer noch herausragend genauen Untersuchung des »Strukturwandels der Öffentlichkeit« gezeigt, dass das Prinzip der »öffentlichen Gewalt« historisch auf einem Privatrechtssystem aufbaut, das im Merkantilismus entstanden und an den Warenausch geknüpft ist. Private und damit vom Staat unabhängige Medien schienen dieses Prinzip im Sinne des öffentlichen Interesses perfekt fortzuführen. In der digitalen Öffentlichkeit spielt allerdings das ökonomische System eine andere Rolle. Dort bildet nicht nur die Politik, sondern vielmehr auch die Wirtschaft die Reibungsfläche für den öffentlichen Raum, ist doch die Ausweitung der Öffentlichkeit stark von ökonomischen Interessen getrieben. Wir erleben hier den Einbruch einer neuen Diskurslinie in die Debatte um Öffentlichkeit: Deutlicher denn je tritt die Ökonomie hier neben die Politik. Erneut steht damit die Privatsphäre auf dem Spiel, dieses Mal jedoch weniger aus Gründen politischer Zensur. Sie wird ökonomischen Interessen gebeugt, die ein Erodieren produziert haben, das im ungünstigen Falle bald sogar gesellschaftlich wichtiger werden könnte als das Zeitungssterben. Genau deshalb ist es wichtiger denn je, die Unordnung des Öffentlichkeitsbegriffs ernst zu nehmen.

Sich quer durch die Kultur schlagen*

Über die französische Zeitschrift *Traverses*

Ulrich Raulff und Marie Luise Syring

IN FRANKREICH FINDET SICH DER ANSATZ zu einem neuen Denken, das sich nicht damit begnügt, seine Enttäuschung über das sogenannte »Versagen« der Ideologien auszudrücken, das nicht bei jeder Stellungnahme der üblichen Trennung zwischen strukturalistischen, semiologischen und marxistischen Theorien verhaftet bleibt und sich weiterhin von der Vergangenheit her aufbaut, sondern wesentlich prospektiver ist, seinen Ausgangspunkt in der Gegenwart nimmt und in dessen Mittelpunkt das steht, was unsere Gegenwart formt und umformt, nämlich die »Technik« im weitesten Sinne.

Und zwar geht es nicht um Untersuchung von Funktion, Evolution, Ökonomie und Auswirkung der Technik; es geht um die subjektiven Mächte, die sich ihrer bedienen, und diejenigen wiederum, die durch sie erst freigesetzt werden. Es geht um die Strukturen des Systems, die sich durch »Wissenschaftlichkeit« und »Objektivität« hindurch fortentwickeln. In den äußeren Erscheinungsbildern unseres Systems selbst liegen die Zeichen offen da, man muß sie nur zu lesen, zu dekodieren verstehen. Leicht faßbar wird das am Beispiel des *Beaubourg*, wie man das *Centre National d'Art et de Culture Georges Pompidou* in Paris nennt. Es ist geradezu ein Prototyp für das Verständnis, das wir von Funktionalität und Technik haben, und das uns in allen Bereichen und Medien und auf allen Ebenen vermittelt wird.

Das *Beaubourg* ist von allen Seiten kritischer Betrachtung unterzogen worden; das CCI dagegen, das *Zentrum Industrieller Kreation*, welches eine der vier Hauptsektionen des *Beaubourg* darstellt, hat man noch nicht zu analysieren versucht. Man könnte in ihm ein Gegenstück zum Deutschen Werkbund erkennen, jedoch ohne die in Deutschland lebendige Tradition des Bauhauses, das den Anspruch erhob, Kunst und Industrie zu einigen, mit dem Ziel, ein für die Gesellschaft tragbares Gleichgewicht zu schaffen zwischen dem Fortschritt der wissenschaftlich-technischen Revolution und den Produktions- und Umweltverhältnissen. In der

* Ulrich Raulff und Marie Luise Syring: Sich quer durch die Kultur schlagen. Über die französische Zeitschrift *Traverses*, in: Tumult. Zeitschrift für Verkehrswissenschaft, 1 (1979), S. 103–107.

Broschüre, die das CCI zur Information über seine Arbeit herausgegeben hat, kommt das Wort »Kunst« überhaupt nicht vor. Das CCI versteht sich als eine Art Sammelbecken mit enzyklopädischer Funktion: Alle Erscheinungsformen industrieller Produktion, zumal die des Urbanismus, der Architektur, des Design und der Kommunikationsmedien, werden sondiert und in bunter Folge in verhältnismäßig kleinen, häufig wechselnden Ausstellungen vorgestellt.

Es hat zahlreiche Ausstellungen gegeben über »Stadtlandschaft«, »Habitat«, »Zeit der Bahnhöfe«, über einzelne Persönlichkeiten wie Marcel Breuer, Moholy-Nagy und Oskar Niemeyer, über englisches Design, Comics, Alltag und Formen der Reklame usw. – eine Chronik des Produktionsalltags, mit der das CCI glaubt, Anstöße geben zu können und zur Verbesserung der Lebensqualität beizutragen.

Dabei fehlt allerdings der Ansatz zu einer gründlichen Analyse sowie die Bereitschaft zur Infragestellung der »Realitäten« und die Entwicklung eines Grundkonzeptes für eine mögliche neuartige industrielle Kreation, d. h. eigentlich alles, das für jegliche Innovation unentbehrlich und unumgänglich ist.

Demgegenüber gibt es *Traverses*, die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift des CCI, eine »Hauszeitung« sozusagen, deren spannungsvolles Verhältnis zum »Haus« von Anfang an deutlich wurde. Die Ausstellungen und Veröffentlichungen des CCI zeichneten sich durch unbekümmerte Technikbejahung aus, während *Traverses* die erste Nummer den »Orten und Objekten des Todes« widmete und seither eine zwar prospektive, aber gleichwohl katastrophische Vision der Technik und ihrer sozialen und politischen Einsätze entwarf: am augenfälligsten vielleicht in der unlängst auch in deutscher Übersetzung erschienenen Nummer 9, »Ville Panique« (Panik-Stadt), in der die Megalopolis der Neuzeit als selbstzerstörerische Maschine beschrieben wird.

Traverses zeigt, wie wenig die Erforschung der Technik sich auf die »anerkannter« Bereiche wie Computer- und Kernkraftnutzung beschränken läßt und wie eng technische und magische Praktiken im modernen Alltag verzahnt sind. Umrißhaft zeichnet sich – in Heften über Mode (Nr. 3), über versagende Funktionalismen (Nr. 4), über Schminke (Nr. 7), Design (Nr. 2) und Tiere (Nr. 8) – eine Bewegung ab, die *Traverses* vom Programm bekannter Fachzeitschriften für Philosophie, Kunstgeschichte, Urbanismus oder Design entfernt, eine bisweilen überstürzte, dann wieder tastende Bewegung auf unsicherem Boden: dem Alltagsleben, jener Grauzone um die Innenränder unserer Gesellschaften.

Man muß, um das Profil dieser Zeitschrift nachzuzeichnen, auf ein drittes Merkmal hinweisen. Es ist dies eine Art politisches Denken, das auf die Trugbilder und Spiele der Macht eingeht (Le simulacre, Nr. 10) und ihre netzartige Durchdringung des Gesellschaftlichen untersucht (Reseaux, Nr. 13), um zu beschreiben, wie mit jeder Verfeinerung dieser Netze auch zunimmt, was ihnen entrinnt (Le Reste, Nr. 11 und 12).

Ist es zufällig, daß der Kreis der ständigen Mitarbeiter von *Traverses* ebenfalls in drei Gruppen zerfällt? Huguette Le Bot und Mare Le Bot und Gilbert Lascaux denken und schreiben von der zeitgenössischen Kunst her, Michel de Certeau und Louis Marin als Historiker und Semiologen, Paul Virilio und Jean Baudrillard sind als Soziologen und – wenn man will – Futurologen beteiligt.

Die Konzeptionen der Nummern gehen aus Vorschlägen einzelner Mitarbeiter und oftmals langen Diskussionsprozessen hervor, an denen Theoretiker und Künstler aus unterschiedlichen Bereichen beteiligt sind. Jeder, der hier schreibt oder Text-Bild-Kombinationen entwirft, erarbeitet eine Sprache, die die geläufigen Jargons der Disziplinen und Schulen durchkreuzt, weil sie etwas beschreibt, das eben erst zutage tritt.

Modernität« zu erfassen, Dinge zur Sprache zu bringen, die noch »undeutlich und unwirklich« sind, wie Huguette Le Bot formuliert, ist eines der erklärten Ziele von *Traverses*. Die Schwierigkeit solcher Versuche bringt es mit sich, daß die Sprache – oder besser: die Sprachen, die in *Traverses* gesprochen werden, nicht einfache sind. Auch wenn nach Huguette le Bot die Zeit, in der ein gewisser Hermetismus in Mode war, vorbei ist. Hermetischer Geschlossenheit widerstreben auch die Bilder, hauptsächlich Schwarz-weiß-Fotos, mit denen *Traverses* arbeitet. Der Schrecken, mit dem diese Bilder häufig spielen, will nicht dem Leser seine Zudringlichkeit zum Text verweisen, sondern einen Choc auslösen, der für einen Augenblick die Dinge aus ihrem gewohnten Gefüge rückt und neue Assoziationen weckt. »Ich möchte«, sagt Huguette Le Bot, »daß das Bild nicht Illustration bleibt, sondern ein eigenes Spiel neben dem Text spielt«. Doch auch für die Photographie gilt, daß ihre Wirkkraft wesentlich von ihrer Plazierung abhängt. Die konventionelle Seitenaufteilung, das ein wenig langweilige Nebeneinander von Texten und Bildern in *Traverses* raubt den Photos die Kraft zu schockieren und läßt sie, allen Intentionen zuwider, schließlich doch zu Illustrationen einer Textzeitschrift werden.

TRAVERSE: Seitenstraße, Querverbindung, die kürzer ist als der Hauptweg oder die an einen Ort führt, zu dem der Hauptweg nicht führt.

»Unser erstes Wort wird also eine räumliche Metapher sein: Traverses, Wege, die abkürzen, durchkreuzen. Denn jede gesellschaftliche Ordnung läßt sich in Begriffen des Raumes denken: Sie stellt sich selbst zur Schau in der Ordnung dessen, was sie sichtbar macht, in den Wegen des Sinns oder Un-Sinns, mit denen sie ihr Feld von Sichtbarkeit durchzieht. Womit wiederum gesagt sein soll, daß jede räumliche Ordnung die Ordnung eines gesellschaftlichen Raumes ist, daß die Ordnung sich aber in dem Spiegelbild, in dem sie sich darstellt, den Anschein der Evidenz und vor allem das Alibi des Natürlichen zulegt. Tatsächlich ist kein Raum eine Naturgegebenheit. Jeder Raum ist immer schon ein institutioneller Raum, und was er den Blicken preisgibt – Orte, Objekte, rituelle Tauschvorgänge – ist stets nur Produkt seiner eigenen Logik.«

Mit diesen Worten beginnt das von Huguette le Bot, der Chefredakteurin von *Traverses*, verfaßte Editorial zur ersten Nummer, »Orte und Objekte des Todes«. Was bedeutet es, daß eine Zeitschrift, die im weitesten Sinne mit Kulturpolitik zu tun hat, sich schon vom Titel her einer räumlichen Betrachtungsweise verpflichtet? Nicht zuletzt bedeutet es Polemik, wie Michel Foucault des öfteren deutlich gemacht hat, denn die räumliche Metaphorisierung kultureller und soziopolitischer Phänomene setzt sich von vornherein in schroffe Opposition zur idealistischen wie zur herrschenden marxistischen Philosophie des Bewußtseins und zur evolutiven Konzeption der Geschichte. Polemik auch insofern, als – wiederum Foucault – diese räumlichen Begriffe weniger geologischer als vielmehr juristischer und militärisch-strategischer Herkunft sind und sich von daher besser zur Analyse von Machtbeziehungen und Kräfteverhältnissen eignen als die Begriffe der Entwicklung und der Erkenntnis, die alle Kämpfe sogleich wieder zu Kämpfen des Bewußtseins machen. Positiv bedeutet es, die Frage danach zu stellen, wie eine gegebene Gesellschaft sich ein »Feld von Sichtbarkeit« gibt und wie sie dieses Feld ausfüllt, das heißt, wie sie darüber befindet, was jeweils gesellschaftlich »dasein« soll, was sichtbar, benennbar und erkennbar sein soll.

Es bedeutet, sich an der Schwelle des »es ist« zu postieren und herauszufinden, welche Regeln, Gesetze oder Zwänge diese Schwelle beherrschen und darüber wachen, was als Ding, als Ereignis usw. sie überschreitet. Geht man nun davon aus, daß mit jedem Ding, das sichtbar wird, ein anderes unsichtbar gemacht wird, so verbindet sich die Frage nach der Wirksamkeit der Macht in einer Gesellschaft unmittelbar mit der Frage nach ihrer spezifischen Konstitution der Sichtbarkeit von Dingen, Dimensionen und räumlichen Beziehungen. Um aber in solcher »tiefen Oberflächlichkeit« seinen Weg nicht zu verlieren, bedarf man einer Methode, denn eine Methode ist nichts anderes als der Weg auf einer Landkarte.

Das Problem ist nun, daß die Seitenwege, die die neue Zeitschrift einschlagen will, oft noch auf keiner der bekannten Karten eingezeichnet sind. *Transversalität*, wie *Traverses* sie anstrebt, heißt ja nichts anderes als zum Prinzip erhobene Quertreiberei. *Traverses* will nicht die ihrer selbst gewissen Disziplinen und Sparten wie Kunst, Politik, Philosophie usw. auffordern, miteinander in einen Austausch zu treten, der ihrer Pseudoautonomie keinen Abbruch tut. Transversalität heißt nicht Interdisziplinarität. Es heißt, die verschiedenen »Wissensräume« einer Gesellschaft gleichsam quer zu durchlaufen, und Bereiche, die höchst *sophisticated* sind, kurz-zuschließen mit anderen, die unseriös, banal, alltäglich sind. Darin gleicht die Praxis von *Traverses* der des Bastlers, den Lévi-Strauss dem konsequenzlogisch verfahrenen Ingenieur gegenüberstellt. Und so wie der Bastler in seinem stets wachen Appetit auf immer neue, überraschende Materialverbindungen nach allen Materialarten greift, die ihm begegnen, setzt *Traverses* Bilder, Begriffe und Objekte zusammen, ohne sich um deren mehr oder weniger vornehme Herkunft

und unterschiedliche »Realität« (materiell oder ideell) zu scheren. Auch das heißt Transversalität: den gesellschaftlichen Raum als von Subjekten und Objekten, Beziehungen, Bildern und Begriffen bevölkert zu sehen, über deren Grad an Realität und Relevanz sich nicht a priori entscheiden läßt. In diesem Sinne verweist das Editorial auf Freuds Aussage über den Traum, der Banalstes mit Wichtigstem verquickt, weshalb die Traumanalyse häufig unter unscheinbaren, nebensächlichen Elementen auf Seitenwege trifft, die zu wichtigen Einsichten führen. Wer auf solche Weise traumanalytisch – Träumer und Analytiker zugleich – Seitenwege des sozialen Raumes geht, der mag unverhofft an etwas stoßen, das uns ebenso vertraut wie fremd ist: Dinge.

Traverses – das ist auch der Versuch, die Dinge sprechen zu lassen und ihre Sprache zu hören, ein Versuch, die Dinge als Dinge, als nicht nur vor uns stehende, als »Vorstellungen«, sondern auch als um uns stehende, umständliche zur Kenntnis zu nehmen, als schlichtweg daseiende, deren Dasein sich nicht rasch mit einem Spruch hinwegzaubern, mit einer Interpretation hinweginterpretieren läßt. Es ist der Versuch, die Dinge in ihrer FAKTIZITÄT zu nehmen, und das heißt zweierlei: in ihrem schieren stofflichen Dasein, das uns so unfaßlich bleibt, daß wir es durch zahllose Rituale und magische Praktiken zu meistern suchen, die uns allesamt weniger zu Meistern als zu Sklaven der Dinge machen. Und in ihrem Gemachtsein, ihrer sozialen Herkunft und ihrer Lokalisierung in den Machtverhältnissen, in den Kräften, den Lüsten, den Werten einer Gesellschaft. Dieser Versuch, sich den Dingen zu nähern, sie im Augenblick ihres Auftauchens zu überraschen oder auch nur mit geschärften Sinnen zwischen ihnen Platz zu nehmen, ist nicht einfach. Denn sicherlich leben wir in einer vollständig interpretierten Welt, in der jedes Ding seinen bedeuteten Platz hat. Eben darum aber erscheint uns bei näherem Hinsehen die Welt, erscheinen die Dinge uns fremder denn je. Allzu viel ist uns klargemacht worden von großen Interpretationssystemen wie der Psychoanalyse und dem institutionalisierten Marxismus, so klar, daß uns vor lauter Klarheit das Sehen vergangen ist. Geblendet von purer Evidenz, haben wir verlernt, Einzelnes zu erblicken und zu berühren, zwischen den Dingen Halt zu machen und zu spüren, wie sie um uns herum mächtig werden, wie sie wachsen, aber auch wieder schrumpfen und wie sie Konturen bilden, die im wörtlichsten Sinne um-gangen, erfahren werden wollen.

Darum, so möchte man wünschen, müßte *Traverses* nicht nur eine Schule des Lesens und Sehens, sondern auch eine des Hörens (auf das, was die Dinge einander und uns zu sagen haben) und eine der Bewegung und des Umgangs sein, eine Schule, die unsere Aufmerksamkeit schärft für die Vielzahl der Kontaktflächen und die Medien, auf denen und durch die uns heute die Dinge begegnen.

In »Die Ordnung der Dinge« zeigt Foucault, wie nach dem Zerfall der mittelalterlichen Ordnung der Ähnlichkeiten die Wörter ihr pralles, erhabenes Sein

zwischen den Dingen der Welt verlieren und gleich Don Quichote zu ausgemergelten Figuren auf den Seiten eines Buches werden (objektive, klassische Repräsentation), bis sie schließlich, mit Anbruch der Moderne, zu den Zeichen des Menschen, den Zeichen seiner subjektiven, mentalen Repräsentation werden – auch wenn diese sich rasch um ein Unbewußtes verdoppelt, das den Menschen seinerseits überschwemmt. Damit aber verliert nicht nur die Sprache ihre »Mächtigkeit«, verlieren nicht nur die Wörter ihr rohes, materielles Sein. Umgekehrt verlieren auch die Dinge ihre Sprache, verstummen und werden zum dumpfen, dummen »Material«, dessen sich der souveräne Mensch zum endlosen Spiel seiner Interpretationen bedient – oder zu bedienen meint. Ding soll nur noch sein, was der Mensch dafür befindet. Ihm allein soll das Herrenrecht auf Namensgebung zukommen.

Seitdem aber den Dingen die Sprache genommen und ihnen ein Platz in einem anthropozentrischen Weltbild zugewiesen wurde, sind sie uns ferner denn je gerrückt. Und die beherrschenden Interpretationssysteme unserer Zeit vergrößern eher noch die Distanz, als daß sie sie aufheben: die Psychoanalyse, der die Dinge nur als die symbolischen Ableger eines menschlich – allzu menschlichen Unbewußten gelten; der konventionelle Marxismus, der in ihnen nur die Kristallisationen menschlicher Arbeitskraft sieht, wobei freilich die Kapitallogik bewirkt, daß der Mensch die Dinge aus der Hand verliert und sie sich gegen ihn kehren – weshalb es für diesen Marxismus keine »guten« Dinge gibt und ihm Verdinglichung sogar als Metapher zur Bezeichnung des Bösen schlechthin dient.

Wie soll man die Sprache der Dinge hören? Wie die Sprache finden, die über Dinge spricht, ohne über die Dinge hinwegzusprechen? Das ist die Frage, die sich nicht nur *Traverses* stellt, sondern jedem, der versucht, sich, einem Wilden ähnlich, quer durch die Kultur zu schlagen.

Das Unbehagen der Suhrkamp-Kultur

Kommentar zu Ulrich Raulffs und Marie Luise Syring

Porträt der französischen Zeitschrift *Traverses*

Philipp Felsch

BEI GEORGE STEINER, dem wir das Wort von der »Suhrkamp-Kultur« verdanken, finden sich die ersten versteckten Hinweise. Als Rezensent des *Times Literary Supplement* sorgte er sich 1973 darum, die soeben in der stw-Reihe gestartete Adorno-Werkausgabe möge ihren Autor in den Himmel der ungelesenen Klassiker befördern: »Zwanzig Bände Adorno sind eine ganze Menge«. ¹ In der Tat ließ die Suhrkamp-Kultur einen Zug ins Monumentale erkennen. Das Standbein der neuen Reihe bildeten große Werkausgaben, zwei Jahre vor Adorno waren gerade erst zwanzig Bände Hegel erschienen. Es mag sein, dass dieser Stil mit der Theoriekultur der westdeutschen Studentenbewegung brach, die gegen den Muff der akademischen Philosophie auf den Essay, das Fragment und das Paperback gesetzt hatte. Auf der anderen Seite erscheint er wie deren folgerichtige Konsequenz. Bedienten Suhrkamps gewichtige Gesamtausgaben nicht die Lesewut einer Generation, deren archäologische Grabung in den »Textkellern der Väter« das Projekt der Revolution sukzessive in Philologie verwandelt hatte?²

Ozeanische Textfluten. Und zwischen tausend Zeilen kaum ein Bild. Im Rückspiegel unserer ikonophilen Gegenwart fällt besonders die Textlastigkeit der Suhrkamp-Kultur ins Auge. Der Kanon, den Siegfried Unseld für die alte Bundesrepublik verbindlich machte, war eine Bleiwüste. »Allein die Schrift!« lautet das Credo seiner Witwe und Nachfolgerin bis heute. ³ Der Imperialismus der Schrift wird dort umso augenfälliger, wo sich Suhrkamp dazu herabließ, Bilder abzudrucken. Die Reproduktion von Velasquez' »Las Meninas« in Foucaults *Ordnung der Dinge* ist so miserabel, dass man Mutwillen unterstellen muss. Die Hälfte von dem, was auf den 15 engbedruckten Seiten der Einleitung erörtert wird, lässt sich bes-

¹ George Steiner: Adorno: Love and Cognition, in: *Times Literary Supplement* (09.03.1973), S. 255.

² Helmut Lethen: Unheimliche Nähe: Carl Schmitt liest Walter Benjamin, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (16.09.1999), S. 56.

³ Das Zitat entnehme ich ebenso wie die folgende Beobachtung Jost Philipp Klenner: Suhrkamps Ikonoklasmus, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 6/4 (2012), S. 82–91.

tenfalls erahnen. Einen Höfling der spanischen Infantin haben die Grauschleier komplett verschluckt. Sie bildeten das Medium von Suhrkamps Ikonoklasmus. Er war dem Glauben an die Macht der Theorie geschuldet und wirkt aus heutiger Sicht so nüchtern wie eine protestantische Kirche. Was bleibt, ist der Eindruck intellektueller Strenge, die ans Frugale grenzt. In den grau kartonierten Zeitschriften aus der Blütezeit des Neomarxismus erreichte sie ihren Höhepunkt. Im Schrifttum von Achtundsechzig firmierten Bilder als Medien des schönen Scheins.

Irgendwo auf der Strecke zwischen damals und heute muss sich ein Paradigmenwechsel ereignet haben. Im Vergleich zu den 1970er Jahren wirken die Produktionen der Kulturwissenschaften unserer Tage so üppig wie Coffee Table Books. Das gilt erst recht für die bunte Auslage flankierender Kulturzeitschriften. Genau wie der Siegeszug der Bildwissenschaften signalisiert ihr aufwendiges Layout, dass wir aus dem ikonoklastischen Universum der Suhrkamp-Kultur ausgebrochen sind. Und zwar nicht erst in den frühen 1990er Jahren, als die Rede vom *pictorial turn* aufkam. Der Begriff ratifizierte eine intellektuelle Entwicklung, die längst im Mainstream angekommen war. Um den Fluchtimpuls aus der Bleiwüste der Gesellschaftskritik dingfest zu machen, muss man auf das Jahrzehnt der Ausbruchphantasien zurückblicken.

Es gab die Flucht in die Drogen. Es gab die Aussteiger. Es gab die Abtrünnigen des Marxismus. Gilles Deleuze, den Theoretiker der Wunschrevolte, erfüllten diese Absetzbewegungen mit politischer Hoffnung. »Es gibt Leute, die auf alle mögliche Weise flüchten«, bilanzierte er den Geist der Zeit auf einem Kongress italienischer Antipsychoiater im Jahr 1973.⁴ Und sein Koautor Guattari präzisiert: »Die revolutionären Wahrscheinlichkeiten bestehen nicht in den Widersprüchen des kapitalistischen Systems, sondern in den Fluchtbewegungen.«⁵ Ein paar Jahre später hätten die beiden ihre Eloge auf die Drop-Outs auch auf die Aussteiger aus der westdeutschen Suhrkamp-Kultur ausdehnen können. Während das Theorieprogramm aus Frankfurt mit dem Erfolg der stw-Reihe zum ersten Mal ein großes Publikum erreichte, begannen die avancierten Kader bereits, sich abzusetzen. Das Zersplittern der theoretischen Orthodoxie und das Abschmelzen des marxistischen Hintergrundkonsenses sorgen innerhalb der Linken für Zustände, wie sie typisch für Glaubenskriegssituationen sind. Nicht umsonst ist einer der beliebtesten Begriffe aus dem Theorievokabular dieser Zeit der »Krieg«.

Der »Ansatz zu einem neuen Denken«, den der Foucault-Übersetzer Ulrich Raulff und die Kuratorin Marie Luise Syring 1979 in Paris ausmachen, besticht

⁴ Gilles Deleuze zitiert nach Armando Verdiglione (Hg.): Antipsychoiatrie und Wunschökonomie. Materialien des Kongresses »Psychoanalyse und Politik« in Mailand 8.–9. Mai 1973, Berlin 1976, S. 24.

⁵ Felix Guattari: Mikro-Politik des Wunsches, Berlin 1977, S. 11.

aber nicht in erster Linie durch seine Begriffe. Ihre Faszination gilt dem, was Ludwik Fleck so treffend als Denkstil bezeichnet hat. Beim Blättern in der Hauszeitschrift des Centre Pompidou, *Traverses*, die seit einigen Jahren unter Federführung von Huguette le Bot, Jean Baudrillard, Paul Virilio und Michel de Certeau erscheint, blicken die westdeutschen Leser ins Jenseits der Suhrkamp-Kultur. Im Impressum firmiert Bernard Lagneau, der Art Director, auf Augenhöhe mit den Redakteuren. Wie passend – baut er in seinem Hauptberuf als bildender Künstler doch Maschinen aus Pappmaché! Auch das Papier von *Traverses* scheint sich in die dritte Dimension erheben zu wollen, es ist gummiert und haptisch, dazu aufwendig gestaltet und voller Abbildungen. Mit Gerard Genette, der just in dieser Zeit begann, über das Beiwerk des Buches nachzudenken, könnte man von einer Wucherung der Paratexte sprechen. Paul Virilio verriet im Interview, er habe nur deswegen zugestimmt, bei *Traverses* mitzumachen, »weil man da mit Bildern arbeitet«. ⁶ Genau wie Baudrillard ließ er seinen Diskurs ins Grafische wachsen, streute Fotos, Ausschnitte und Fundstücke ein, deren Verhältnis zum Text, um das Mindeste zu sagen, undeutlich war. Bei *Traverses* mündete dieser neue Theoriestil in eine affirmative Abbildungspolitik. In den »Text-Bild-Kombinationen«, die Theoretiker im Wechselspiel mit Künstlern entwarfen, in den »Materialverbindungen« aus »Bildern, Begriffen und Objekten«, die Syring und Raulff faszinieren, sollten die Sprache des Sag- und die Sprache des Sichtbaren kollidieren. Wie anderswo auch wirken die 1970er dabei wie ein Zitat der 1920er Jahre. Der »Choc«, den die *Traverses*-Redaktion ihren Bildern zutraute, war von den historischen Avantgarden entlehnt. Multimedia, wie man neuerdings sagte, Genremischung, Durchbrechung der Grenzen von high and low: Es gehe darum, erläutern Syring und Raulff, »Bereiche, die höchst sophisticated sind, kurzzuschließen mit anderen, die unseriös, banal, alltäglich sind«. Das Ethos des Bastelns unterwanderte das Genre der Theorie. Es ist in der Zwischenzeit geläufig geworden, dass eine bestimmte Spielart der theoretischen Reflexion sich in enigmatischen Bildern und Objekten spiegelt – und umgekehrt. Im »International Art English«, jüngst von den amerikanischen Soziologen Alix Rule und David Levine diagnostiziert, scheint die Verbindung von Theorie und Kunst auf den Hund gekommen. ⁷ Auf den Seiten von Zeitschriften wie *Traverses* wurde sie in den 1970er Jahren allererst gestiftet.

Den deutschen Beobachtern ging die Abkehr vom Schriftprinzip trotz allem nicht weit genug. Angesichts ihres »ein wenig langweiligen Nebeneinanders von

⁶ »Versuche, per Unfall zu denken. Gespräch mit Paul Virilio«, in: Tumult 1 (1979), S. 86.

⁷ Alix Rule und David Levine: international art english. On the rise-and the space-of the art-world press release, in: Triple Canopy 16 (30.07.2012), unter: http://canopycanopy.com/16/international_art_english (06.07.2013).

Texten und Bildern« handele es sich bei *Traverses* »allen Intentionen zuwider« letztendlich doch nach wie vor um eine »Textzeitschrift«. Doch wie weit ließ sich den Texten entkommen – auf Papier? Man spürt ein diffuses Verlangen, ein Bedürfnis nach Medienwechsel: Theorie, von Suhrkamp am Buchmarkt eingeführt, lässt in den 1970er Jahren eine Tendenz erkennen, ihrer beschränkten Existenz als Flachware zu entkommen. Wo Texte waren, sollten Dinge werden. Auch in dieser Hinsicht war das Vorbild Paris. Die Ausstellungen über Alltag, Design, Comics und Reklame, die das Centre de Création Industrielle seit den mittleren siebziger Jahren ausrichtete, erschienen Raulff und Syring zwar von »unbekümmerter Technikbejahung« geprägt. Doch war es dasselbe Centre Pompidou, das in den Jahren um 1980 die Theorieausstellung erfand. Virilio, der Dromologe, präludierte 1976 mit seiner Bunkerarchäologie. Es folgten Jean-François Lyotard mit *Les Immatériaux* in den Achtzigern und Bruno Latour, der das Genre mit *Iconoclash* zurück ins »Jenseits der Bilderkriege« führte. An dieser Stelle schließt sich der Kreis.

Das Bedürfnis, »die Dinge als Dinge [...] zur Kenntnis zu nehmen«, das Syring und Raulff in ihrer Eloge auf die französische Zeitschrift artikulieren, ist ohne Zweifel ein materialistisches. Es handelt sich um jenen Materialismus der kleinen Form, der als *material turn* in den Genpool der Kulturwissenschaften eingegangen ist. Die Wucherung der Paratexte, die Entdeckung der Alltagspraxis, die Privilegierung des Raumes und die Präferenz für Dinge haben sich zu einem Denkstil verbunden, der bis heute Forschungsprogramme zu generieren vermag. In den späten 1970er Jahren feierte er seine Urstände als Polemik: Der Materialismus à la *Traverses* ist auf den Trümmern seines älteren Namensvetters erblüht. Als Tanz auf den erloschenen Vulkanen des Marxismus. Um den Dingen endlich Recht widerfahren zu lassen, schreiben Syring und Raulff, müsse man damit aufhören, sie als Verdinglichungen zu behandeln – für den dialektischen Marxismus bekanntlich Metapher »für das Böse«. Es scheint, als hätten sich die Begriffshülsen der »großen Interpretationssysteme« im Lauf der siebziger Jahre gegen sie gekehrt. Als hätten wir es, wenn wir heute von »Materialitäten« und von »Praktiken« reden, mit abgesunkenem linken Kulturgut zu tun. Bis in die siebziger Jahre leistete die Erzählung vom Klassenkampf eine erstaunliche Temporalisierung von Komplexität. Typografisch entsprach ihr das lineare Schriftbild. Im Zuge ihrer Erosion setzte diese Ordnung des Diskurses eine Fülle von ungebundenen Materialien frei, die sich zu jenen Mille Tableaux anordneten, die Raulff und Syring auf den Seiten von *Traverses* bewunderten.⁸

⁸ Zur Archäologie des sogenannten *material turn* gibt es jetzt ein Forschungsprojekt in Kooperation mit Anke te Heesen und dem Berliner Werkbundarchiv: Das Dingjahrzehnt. Eine Archäologie des *material turn* in den 1970er Jahren.

»Quer« ist der räumliche Vektor, den sie dem neuen Denken zuordneten. Bevor das »Querdenken« während der 1980er Jahre in der Management-Literatur auftauchte, symbolisierte es den subversiven Bruch mit dem Marxismus. Sich »quer durch die Kultur« zu schlagen, das war um 1980 eine kaum missverständliche Absage an die großen Längsschnitte der Geschichtsphilosophie, eine Aufforderung, dem neuen Erfahrungshunger stattzugeben.⁹ Die Lust am Material, die mit der »theoretischen Verwahrlosung« zunahm,¹⁰ lässt sich in dieser Zeit an einer Vielzahl von Entwicklungen ablesen: an der Konjunktur der Flohmärkte ebenso wie am Historismus der Popkultur oder an Daniel Spoerri's *Musée Sentimental* von 1979, das den Beginn einer neuen Ausstellungsästhetik markiert.¹¹ Man ist geneigt, der Diagnose von Georg Diez und Christopher Roth zuzustimmen: Mit dem Anbruch der 1980er Jahre begann die Gegenwart.¹²

Eine junge Generation von Kulturzeitschriften bürgerte den neuen Denkstil damals in die Bundesrepublik ein: Wagenbachs *Freibeuter*, das *Konkursbuch* aus Tübingen sowie *Tumult*, die Westberliner *Zeitschrift für Verkehrswissenschaft*, in deren Startnummer von 1979 Raulffs und Syring's Physiognomie von *Traverses* erschien. »Schon die Titel der neuen Zeitschriften sprechen«, schrieb der *Spiegel*: »Reflexion der Gesellschaft soll eine fröhliche Wissenschaft sein.«¹³ Man sieht den Willen zur Gestaltung, die Inklusion der Kunst, den Hang zur Materialcollage. Enzensberger selbst, der Erfinder des *Kursbuchs*, bastelte 1979 an einem neuen Magazin, das, stärker an amerikanischen Vorbildern orientiert, Theorie und Glamour fusionieren sollte. Karl Löwith hat auf die Bedeutung der journalistischen Form für die Ausdifferenzierung des Links-Hegelianismus hingewiesen. Die Beobachtung lässt sich ohne weiteres auf die Ära der Theorie übertragen, die in der Bundesrepublik mit der Suhrkamp-Kultur anhebt. Ihre Schulen, ihre Stile und Paradigmenwechsel ergeben ein Zeitschriftenmosaik.

⁹ Vgl. Michael Rutschky: Erfahrungshunger. Ein Essay über die 70er Jahre, Köln 1980.

¹⁰ So Manfred Frank über Baudrillard, zit. nach Klaus Laermann: Das rasende Gefasel der Gegenauflklärung. Dietmar Kamper als Symptom, in: *Merkur* 39/3 (1985), S. 215.

¹¹ Vgl. Wolfgang Müller: Subkultur Westberlin 1979–1989, Hamburg 2012, S. 28; Diedrich Diederichsen: *Sexbeat*. 1972 bis heute, Köln 1985; Anke te Heesen und Susanne Padberg (Hg.): *Musée Sentimental* 1979. Ein Ausstellungskonzept, Ostfildern 2011.

¹² Vgl. Georg Diez und Christopher Roth: 80*81, Bde. 1–11, Zürich 2011.

¹³ N.N.: Kulturzeitschriften für die 80er Jahre, in: *Der Spiegel* 52 (1979), S. 145.

Den Kühen ihre Farbe zurückgeben

Von der ANT und der Soziologie der Übersetzung zum
Projekt der Existenzweisen

Bruno Latour im Interview mit Michael Cuntz und Lorenz Engell¹

1. Medien, Mediation, Übersetzung – Goody, Debray, Serres

Engell: Wo haben die Medien (*médias*) und der Medienbegriff, wo haben mediale Phänomene in der Akteur-Netzwerk-Theorie und im AIME-Projekt ihren Ort und was ist ihre Funktion? Welche Beziehung besteht zwischen der Mediation und den Medien, wenn man unter Mediation die Emergenz von etwas aus etwas anderem versteht? Sind diese zwei Versuche, die Funktion der Konnektivität zu beschreiben, einerseits die Mediation, andererseits die Medien, miteinander kompatibel?

Latour: Paradoxerweise spielen die Medien an sich, wenn man unter ›Medien‹ das versteht, was die *Media Studies* unter ›Medien‹ verstehen – Zeitungen, Fernsehen, Internet, etc. –, keine übergeordnete Rolle in meiner Landschaft der Akteur-Netzwerk-Theorie und der Existenzweisen. Wenn man aber ›Medien‹ als Mediation betrachtet und vor allem die entscheidende Differenzierung zwischen Mediator (*médiateur*) und Zwischenglied (*intermédiaire*) berücksichtigt, dann treten sie dort direkt auf. Gerade im Fall der Wissenschaften, die gewissermaßen unsere *Drosophila* waren, haben wir die Definition der wissenschaftlichen Praxis verändert, insbesondere durch die Konzepte der Inskription, des wissenschaftlichen Texts, der Instrumente, der Visualisierung, der unveränderlichen mobilen Elemente (*immutable mobiles*) und anderer Konzepte. Auch diese sind ja, neben dem Fokus auf die Massenmedien, aus den *Media Studies* hervorgegangen oder mit diesen zumindest noch kompatibel: mit den traditionellen *Media Studies* eines McLuhan und erst recht mit den avancierteren Untersuchungen einer Elisabeth Eisenstein, eines Jack Goody und aller anderen, die in diese Richtung gearbeitet

¹ Dieses Interview führten Michael Cuntz und Lorenz Engell am Rande eines Workshops zur Existenzweise der Fiktion [FIC], den Bruno Latour im Rahmen des AIME-Projektes am 13. und 14. Juni gemeinsam mit Antoine Hennion am IKKM abgehalten hat.

haben. Es besteht aber immer noch eine referentielle Verwirrung zwischen Medium (*média*) im engen und konventionellen Sinn und den uns interessierenden umfassenderen Operationen der Mediation (*médiation*), weshalb wir uns in der Regel nicht für die Medien im Besonderen interessiert haben. Tatsächlich sind die Wissenschaften der einzige Ort, wo wir uns wirklich für Medien im Sinne der *Media Studies* interessiert haben, würde ich sagen.

Engell: Um die Terminologie hier noch einmal zu klären: Medien im Sinne der *Media Studies* bedeuten für Sie in erster Linie Massenmedien und Kommunikationsmedien?

Latour: Zwar nicht nach Ihrem Verständnis, aber nach dem Verständnis der *Media Studies*. Um genauer zu sein: Ich denke, dass die *Medienstudien* [auf Deutsch] unserem Konzept der Mediation viel näher stehen. Jedes Mal, wenn man es mit einem Dispositiv zu tun hat, sei es ein Diagramm oder ein Schaubild wie bei Goody, eine Gleichung wie bei Netz,² wird man danach fragen müssen, was daraus emergiert, das durch nichts anderes hätte hervorgebracht werden können. Also nach dem komplexen Spezifikum des Mediums. Ich habe den Eindruck, dass man über diese Art von Spezifikum, und bei diesem handelt es sich um eine allgemeine Eigenart der Metaphysik des Akteur-Netzwerks, eine Verbindung zwischen den Analysen der deutschen Medienwissenschaft und der wichtigen Unterscheidung herstellen kann, auf die wir so viel Wert gelegt haben: jene zwischen Zwischenglied (*intermédiaire*) und Mediator (*médiateur*). Das Zwischenglied ist das, was ohne Mediation präzise überträgt. Der Mediator ist derjenige, der unterbricht, verändert, Komplikationen verursacht, ablenkt ...

Engell: ... transformiert ...

Latour: ... und etwas anderes emergieren lässt. Und hier haben wir eine Definition von ›Mediation‹ im Sinne von Antoine Hennion, die aber gleichzeitig immer noch ein zweideutiger Begriff ist. Dies trifft aber auch auf die *Medienstudien* [auf Deutsch] zu, da man sich Mediation immer als etwas ›zwischen zwei Elementen‹ vorstellt und man kann zehn Mal erklären, dass es nicht um das ›Zwischen-zwei-Elementen-Sein‹ geht, sondern dass es das Element selbst ist, welches die beiden Elemente davor und danach erzeugt. Aber das will nie jemand verstehen. Der

² Anm. MC: Latour bezieht sich auf Reviel Netz: *The Shaping of Deduction in Greek Mathematics: A Study in Cognitive History*, Cambridge, MA/New York, NY 1999, vgl. dazu auch den Rezensionssaufsatz Bruno Latour: *Un livre de Reviel Netz. Pour une approche non formaliste des formalismes*, in: *Revue anthropologique des connaissances* 2 (2009), S. 185–206.

Schatten der *Media Studies* im Sinne der Massenmedien liegt also immer über den *Medienstudien* und auch über den Fragen des Akteur-Netzwerks. Deswegen würde ich weder den Begriff ›Medien‹ noch den der ›Mediation‹ überhaupt noch verwenden, da beide Begriffe zu ambivalent sind.

Engell: Trotzdem kann man im Falle der Massenmedien die alte Bedeutung von Medien nicht ganz aufgeben, weil diese immer noch existieren, funktional sind, Macht haben und etwas *machen*. Das macht es so schwierig, auf einen Medienbegriff zu verzichten.

Latour: Ein Aspekt der Medien ist, dass man sie wieder in der Materialität der intellektuellen Aktivitäten im Sinne der *intellectual technologies* verorten sollte. Dieses Konzept haben wir ja gemeinsam. Auf diese Weise lässt sich das bewahren, was in vielen Arbeiten über Medien und Mediation sehr wichtig ist. Das sind die interessanten Aspekte, angefangen bei *The Domestication of the Savage Mind* von Jack Goody, sogar in einigen frühen Arbeiten von Bourdieu, in semiotischen Arbeiten, wenn man den Begriff der Semiotik weit fasst, wie wir es selbst auch getan haben – und Derrida darf man natürlich auch nicht vergessen. All das, was die Materialität der intellektuellen Technologien hervorhebt, bleibt extrem wichtig. Aber es stimmt, dass dies alles durch die Rede vom Medium erdrückt wird, weil man sofort von der Frage nach den Massenmedien eingefangen wird.

Cuntz: Es ist also auch ein Problem der französischen Sprache. Wenn man ›*média*‹ sagt, denkt man sofort an Massenmedien. Es gibt den Vorschlag, der aus der Mediologie von Régis Debray stammt, zwischen ›*média*‹ und ›*médium*‹ zu unterscheiden. Finden Sie, dass diese Unterscheidung sinnvoll ist?

Latour: ›*Médium*‹ erscheint mir sehr gut, aber das Problem entsteht, wenn man den Plural bildet: Man fällt wieder auf ›*médias*‹ zurück und damit auf das gleiche Problem.

Engell: Auf Englisch sagt man ›*mediums*‹, um die Differenz zu *media* zu markieren.

Latour: Ja, aber im Französischen weiß man nicht, wie man es ausdrücken soll. ›*Les médiums*‹ mit einem ›s? Das klingt merkwürdig – und schon ist man wieder bei ›*médias*‹ und es herrscht allgemeine Verwirrung.

Cuntz: Gibt es überhaupt eine gewisse Nähe zwischen Debrays Mediologie und der Akteur-Netzwerk-Theorie? Debray hat einmal diese Nähe zwischen seinen und Ihren Arbeiten behauptet. Sehen Sie das auch so?

Latour: In jedem Fall hat er das richtige Wort gefunden: »Mediologie«, das war sehr gut. Das Problem ist, dass er sich diesen Begriff zu stark angeeignet hat, auf eine gleichzeitig zwar sympathische, aber auch sehr oberflächliche Weise, also im Sinne der großen Kategorien der Medienwissenschaften. Es wäre besser gewesen, wenn er den Begriff stärker geöffnet hätte, damit er hätte zirkulieren können, dann hätte man den Begriff benutzen und erweitern können, nämlich um die Wissenschafts- und Technikforschung, für die es immer noch keine Übersetzung im Französischen gibt, die die Rolle der »médiums« betont. Besonders die »médiums« wissenschaftlicher Praktiken sind sehr wichtig. Diese haben Debray auch interessiert, aber nur am Rande, weil er Rationalist bleibt. Er ist Franzose, also bleibt er Rationalist. Die Wissenschaften wurden in der Mediologie also ein bisschen beiseitegelassen.

Engell: Wie auch die Kunst und der ästhetische Bereich ...

Latour: Ja, das stimmt, Kunst und Ästhetik werden auch wenig thematisiert. Aber Mediologie ist ein guter Begriff. In unserem Media Lab sagen wir uns immer: »Wenn wir »Mediologie« verwenden könnten, wäre es perfekt«, weil »Mediologie« nicht direkt mit Massenmedien, sondern mit der ganzen Diskontinuität eines Handlungsablaufs verknüpft zu sein scheint. Das ist Mediation, also sehr gut. Und »Mediologie« ist sogar noch besser als »Mediation«, weil »Mediation« immer auf ein Zwischenglied verweist. Selbst wenn man zwischen Zwischenglied und Mediator unterscheidet, stößt man unweigerlich auf dieses Missverständnis: »Sie interessieren sich also für Mediation«, als für den, der zwischen zwei Elementen ist. Im Allgemeinen ist das dann übrigens ein subjektiver Sprecher, welcher selbst durch eine Gesellschaft beeinflusst wird und am Ende der Nachricht, in der Antwortposition ins Spiel kommt – eben das ganz klassische Szenario.

Engell: Wenn man auf dieser Unterscheidung insistiert, stellt sich vielleicht die Frage, ob es überhaupt Zwischenglieder *gibt*? Existieren Zwischenglieder in diesem Verständnis von »etwas einfach transportieren«, »vollständig durchlassen«? Oder müsste man nicht jeden Zwischenglied-Prozess oder Medienprozess – im Sinne der *Media Studies*, im Sinne von Kommunikationsmedien – direkt gemäß der Logik von Medium oder Mediation untersuchen?

Latour: Das ist eine sehr heikle Frage – und Sie sind genauso in der Lage wie ich, diese zu bearbeiten –, weil es nie Zwischenglieder gegeben hat, außer vom Standpunkt des Doppelklicks, vom Standpunkt einer gewissen Philosophie aus. Genau darüber versuche ich seit dreißig Jahren anhand der unveränderlichen mobilen Elemente nachzudenken. Wenn man unveränderliche mobile Elemente als

gegeben annimmt, sagt man: »Ja natürlich, das ist der normale *flow* des Diskurses und der Praxis, das sind Zwischenglieder, die sich ohne Veränderung aneinanderreihen.« Aber natürlich ist der Begriff ›*immutable mobile*‹ eine Unmöglichkeit, weil man diese Bewegung nicht ohne Veränderung durchführen kann, deswegen die Verwendung des Begriffs der ›Übersetzung‹ (*traduction*), den ich von Michel Serres übernommen habe. Serres spielt eine entscheidende Rolle in dieser Angelegenheit, weil für Debray Mediologie ein Begriff ist, um ›Hermes‹ auszudrücken, dieses schöne Konzept, das Serres erfunden hat. Aber es gibt eben verschiedene, jeweils besondere Übersetzungsmodi. Das muss man verstehen, wenn man die verschiedenen Modi zum Schwingen bringen will, wobei man alle Mediatoren berücksichtigt. Nehmen wir das Beispiel eines Instruments: Wenn man einen Film zeigt und der Mediator Mikrophon eine Rückkopplung erzeugt, hält man es nicht für einen guten Mediator. Man befiehlt ihm, wieder in den Zustand des Zwischenglieds zurückzukehren. Deswegen sind wir zu ›Modus‹ (*mode*) übergegangen, weil in jedem Modus eine andere Definition der Kapazität eines Mediators steckt. Ich benutze in diesem Zusammenhang nicht mehr das Wort ›Mediator‹, sprechen wir also stattdessen von einem Akteur, der seine Eigenschaften zum Vorschein bringen muss. Wenn man das Instrument im wissenschaftlichen Sinn, das Instrument im technischen Sinn und das Instrument im künstlerischen Sinn miteinander vergleicht, wird deutlich, dass sich deren Eigenschaften und auch die Störeffekte unterscheiden, die sie produzieren. Nehmen wir zum Beispiel den Aufbau eines Instruments im künstlerischen Sinn: Wenn die Sopranstimme heiser ist, gilt sie nicht als guter Mediator – allerdings muss man sich bei Künstlern immer in Acht nehmen, da sie immer in der Lage sind, etwa aus der Heiserkeit der Stimme eine Eigenschaft zu machen, die den Modus [FIC] erzeugt. Wenn man es dagegen mit dem äußerst eigenartigen Mediator wissenschaftliches Instrument zu tun hat, ist es notwendig, dass die Instrumente im technischen Sinne stabilisiert sind. Denn es ist klar, dass man sonst keine Referenzketten erhält. Um also die Frage wieder aufzunehmen, und es ist eine grundsätzliche und sehr komplizierte Frage: Historisch betrachtet hat es nie ein Zwischenglied gegeben, tatsächlich waren alle immer Mediatoren. Aber beim Auffalten – es ist bisschen wie bei einem Akkordeon, das man auseinanderzieht – variiert das Aufgebot von Mediatoren, die ein Zwischenglied ermöglichen, je nachdem welchen Modus wir haben. Man muss sich nicht darum bemühen, herauszufinden, ob dieses Sofa, auf dem ich sitze, von der Kuh designt wurde, die ihm seine Haut gegeben hat [Latour streicht über das Sofa, auf dem er sitzt], die Kuh gibt es nicht mehr, sie ist nicht mehr gegenwärtig, außer vielleicht, wenn man sich eine Fiktion über dieses Sofa ausdenkt. Aber auch wenn man die allgemeine Feststellung getroffen hat, dass es nur Mediatoren gibt, da ein Aktionsablauf immer unvollendet ist, man diesen immer mit einer zusätzlichen Handlung weiterführen, supplementieren muss – das ist ein Argument,

das man à la Whitehead oder mit jeder anderen pragmatischen Position machen kann – ändert es nichts daran, dass sich trotzdem die Art und Weise unterscheidet, wie die Mediatoren ihre Obertöne zum Schwingen bringen oder auch nicht, das ist bei jedem Mediator völlig anders. Und man verlangt nicht das Gleiche von einem fiktionalen Mediator wie von einem technischen Mediator oder einem wissenschaftlichen Mediator, beispielsweise einem Gas. Deswegen kann in meinem Denken der Begriff ›Mediation‹ nicht mehr wirklich diese Frage erfassen.

Cuntz: Das heißt also, dass je nach Modus, in dem man operiert, der Mediator sich bisweilen durch Störeffekte und manchmal durch eher positive Effekte bemerkbar macht, die gewollt sind, ohne dass man sie vorhersehen könnte. Das ist etwas, das auch Teil der Definition der verschiedenen Existenzweisen sein könnte, oder?

Latour: Ja, aber das ist fast schon eine ästhetische Version von dem, was Mediation sein soll. Nehmen wir die berühmte Episode, in der eine Dame Bach Blasphemie vorwirft, weil seine Musik zu schön sei. Das geschieht, weil es zu viel Resonanz gibt. Die Kantate erklingt in einer Art und Weise, die die Dame in einen Zustand mit sich fortreißt, der sich der Kontrolle und Sittenstrenge dessen entzieht, was sie als einzig gültigen Mediator für ihren Kontakt mit Jesus ansieht. Hier sieht man dies deutlich, und deshalb habe ich meine Argumente zu den verschiedenen Modi auf den Kontrast, den Zusammenprall aufgebaut. Denn bei jedem Zusammenprall erkennt man eine Definition von ›Mediation‹, die über eine andere Mediation verstanden und von dieser umfasst wird. Trotzdem wissen wir natürlich sehr gut, dass eine Rückkopplung absichtlich von einem Musiker benutzt werden kann, um einen Effekt zu erzeugen, weil sich der [FIC]-Modus aus allem speisen kann. Aber das ist genau die Eigenheit der fiktionalen Wesen: Je mehr es davon gibt, desto mehr schwingen sie, desto mehr vibriert es in alle Richtungen, und umso merkwürdiger es ist, umso mehr funktioniert es auch. Aber gleichzeitig wünscht man sich, dass ein Künstler sehr genau kontrolliert, wo, wann und wie diese Treffer oder Schläge auftreten. Und wenn es darum geht, sind ›Medien‹ und ›Mediation‹ zu allgemeine Begriffe, um diese Unterschiede abzudecken. Deswegen habe ich den ›Doppelclick‹ als echte Existenzweise etabliert. Er ist selbst ein paradoxer Begriff, weil es natürlich in der Praxis sehr schwierig ist, einen Doppelclick auszuführen. Man benötigt Patente für alles Mögliche, damit man in die Lage versetzt wird, einen Doppelclick auszuführen, der funktioniert. Dieser Doppelclick entsteht also durch eine Unzahl von Mediationen, aber das Ergebnis ist ein einfaches ›Tack-Tack‹, das mir scheinbar sofort Zugang zu einer Information ohne Transformation verschafft. Und es ist gibt keinen Gegenstand, der nicht von dem Verlangen nach Doppelclick kontaminiert wäre.

Cuntz: Der Doppelklick besteht also wirklich darin, die Medien und Mediatoren zu ignorieren. Wenn man etwas als Teil der Kategorie ›Doppelklick‹ begreift, dann nur, weil man vergessen hat, den Medien Rechnung zu tragen.

Engell: Man hätte die Blackbox öffnen müssen.

Latour: Der technische Begriff für Doppelklick lautet auf Französisch und Englisch *immédiat* bzw. *immediate*, der Doppelklick ist die Leugnung der Vermittlung ... all das kann man auch mit Derrida sagen. Aber auch wenn man diese Feststellung getroffen hat, besteht trotzdem die ganze Philosophie in der Hoffnung, dass es einem gelingen wird, zu etwas Unmittelbarem zu gelangen, einem Transport ohne Transformation, und das gleiche gibt es in der Politik, der Religion, den Wissenschaften, und heutzutage ist es der Fundamentalismus. Die neue Version von all dem ist der Fundamentalismus: Gebt uns unmittelbaren Zugang zu Adams Sprache, der wissenschaftlichen Wahrheit, zur politischen Aktion, zur Transparenz. Und sobald es Medien (*médias*), Zwischenglieder, Transformationen gibt, bezichtigt man sie der Manipulation, der Lüge etc. Man sucht nach einem Stück Frankfurter Schule und schon ist die Angelegenheit erledigt.

2. Fiktion, Technik, Sprache – Souriau, Greimas, Simondon

Cuntz: Sie haben die Existenzweise ›Fiktion‹ erwähnt und ich glaube, wir benötigen noch weitere Erklärungen zu diesem Modus. Einerseits gehen Sie offenbar vom Buch über die Existenzweisen von Étienne Souriau aus, der bei Fiktion vor allem etwa an Romane oder Theaterstücke denkt. Es gibt also fiktionale Wesen. So nennen Sie in Ihrem Kommentar *Le sphinx de l'œuvre*³ (2009) etwa Tim und den Kapitän Haddock von Hergé als Beispiele für fiktionale Wesen, die eine sehr spezielle Ontologie besitzen. Das veranlasst zu dem Gedanken, dass es sich tatsächlich um eine Vorstellung von Fiktion handelt, die von einem fiktionalen Universum ausgeht, welches durch eine Narration geschaffen wird, in einem Comic, einem Film, einer Fernsehserie etc. Andererseits gehen Sie auch von dem zweiten Text Souriaus aus, den Sie für dieses Buch ausgewählt haben, *Du mode d'existence de l'œuvre*. Ich habe den Eindruck, dass dort ein anderer Begriff von Fiktion ins Spiel kommt. Was ist also genau *Ihr* Begriff von Fiktion?

³ Anm. MC: Bruno Latour und Isabell Stengers: *Le sphinx de l'œuvre*, in: Étienne Souriau: *Les différents modes d'existence suivi de De l'œuvre à faire*, hrsg. v. B.L. u. I.S., Paris 2009, S. 1–75, hier S. 46–50.

Latour: Merkwürdigerweise, und das ist mir vor kurzem im Gespräch mit Antoine Hennion klar geworden, eignet sich Souriau nicht allzu gut dafür, über Fiktion zu sprechen. Ich habe meine Meinung, was ihn anbetrifft, geändert, denn ihn interessiert die Vollendung der Seele, eine merkwürdige Angelegenheit, die er letztlich auf die Fiktion übertragen hat. Ich glaube, dass mein Modell der Fiktion eher von Greimas und den Semiotikern herkommt, und folglich beruht es auf dem Begriff des Auskuppelns (*débrayage*), aber einer sehr speziellen Form des Auskuppelns.⁴ Dieses Auskuppeln [klopft einen Rhythmus auf den Tisch], welches wir erzeugen, bedarf weder einer bildlichen Darstellung noch einer Narration. Es handelt sich darum, dass aus einem Material eine Form emergiert, und zwar so, dass die Form sich nicht vom Material trennen kann. Es ist die Unterscheidung zwischen Signifikat und Signifikant, und die fiktionalen Wesen sind eben diese Weise der Emergenz. Dahinter steckt das, was ich Alteration nenne, aber eine sehr merkwürdige Form der Alteration, die nicht in der Technik enthalten ist, aber natürlich ist die Technik dafür notwendig, eine Alteration, die bewirkt, dass ein Material (*matériau*) – nicht die Materie oder der Stoff (*matière*), sondern ein Material – etwas auf eine bestimmte Weise aus einer Form auskuppelt, von der man gleichwohl weiß, dass sie sich nicht von diesem Material (unter)scheiden lässt. Man müsste eine bessere Formulierung finden. Anthropologisch ist sie zwar verständlich, aber sie bleibt von der Unterscheidung zwischen ›Form‹ und ›Stoff‹ belastet, die seit Beginn der Ästhetik eine Quelle vollständiger Widersprüchlichkeit ist.

Cuntz: Dies erinnert mich an die Kritik des Hylemorphismus durch Simondon, die auf dem Argument beruht, dass es unmöglich ist, Form und Materie zu unterscheiden oder gar zu trennen.

Latour: Nur dass er dies auf die Technik bezieht, und natürlich ist es im Falle der Technik noch eine andere Sache, weil es ein anderer Form–Stoff–Bezug ist, in dem beide noch stärker miteinander verbunden sind, da die Elemente zusammenhalten müssen.

Cuntz: Aber Sie gehen, mit Souriau, unter anderem vom klassischen Beispiel des Lehms aus, um die Kreuzung zwischen [TEC] und [FIC] und die Untrennbarkeit von Form und Material zu erläutern, ähnlich wie auch Simondon anhand der

⁴ Anm. d. Übers.: Der Begriff ›débrayage‹ wird auch mit ›Verschiebung‹, ›Hinausverlagern‹ und ›Hinausversetzen‹ ins Deutsche übersetzt (vgl. beispielsweise in Gustav Roßlers Übersetzung von Bruno Latour: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt/M. 2002, S. 382). Bei der vorliegenden Übersetzung wurde, nicht zuletzt aufgrund der Betonung der technischen Herkunft durch Latour selbst, die wörtliche Übersetzung ›Auskuppeln‹ bevorzugt. Im Englischen verwendet Latour auch ganz analog *to shift out* und *to shift in*.

Herstellung eines Ziegels, in der der Lehm auch nicht als passiver Stoff gedacht werden darf, der nur eine Form empfängt, den Hylemorphismus revidiert.⁵

Latour: Ja, das ist interessant, weil das Beispiel bei ihm viel besser funktioniert als bei Souriau. Was wiederum einmal mehr beweist, dass es Souriau letztendlich nicht um die Fiktion geht, sondern um etwas ganz anderes, um eine fast psychologische Bewegung, vielleicht eine Bewegung hin zur Vollendung. Das ist eine sehr interessante Frage, weil man genau deswegen diese Kreuzungen zwischen den Existenzweisen wagen muss, und gerade diese Kreuzung ist besonders interessant. In meinem Jargon nenne ich sie [TEC · FIC], und genau diese Kreuzung ist es, die zu verstehen von Greimas und der Semiotik unmöglich gemacht wurde. Diese benutzen ja den Begriff des ›Auskuppelns‹ (*débrayage*), eine technische Metapher, eine Metapher des Autos, um etwas zu benennen, das im Tatsächlichen nicht machbar ist, das aber sehr oft in der Narration eingesetzt wird und stark mit dem Buch verknüpft ist, also mit einer sehr speziellen Technik. Aus diesem Grund sieht man sich, wenn man Techniksemiotik betreibt, immer noch mit dieser Verwirrung konfrontiert zwischen dem, was durch das technische Auskuppeln ermöglicht wird, also die Tatsache, dass der Herr oder die Dame, die dieses berühmte Sofa hergestellt haben [klopft auf das Sofa], nicht da ist, aber wir schon, dass wir also auf diesem Sofa sitzen können. Dieses Auskuppeln ermöglicht es also, dass die Stoffe, die Materialien sich gegenseitig zusammenhalten, während der Hersteller sich zurückgezogen hat. Es hält und es hält auch in einer Narration, aber da hält es aufgrund der Arbeit, die diesmal der Empfänger leistet, derjenige, der die Form machen soll, es ist also eine andere Weise des Zusammenhaltens.

Aus diesem Grund ist der Begriff des Auskuppelns bei den Semiotikern immer unklar, denn zum Großteil beruht das, was sie ›Narration‹ nennen, auf technischem Auskuppeln, was Simondon sehr gut erkannt hat. Man muss es schaffen, die Fiktion von der Kunst zu lösen. Man braucht natürlich erst einmal die Kunst, aber Kunst ist nur eine sehr besondere Version der Fiktion. Man muss sie auch von der ›Narration‹ und von einem Verständnis von ›Fiktion‹ im Sinn von: »Die Welt der Fiktion ist nicht schön« lösen, auch wenn diese sehr interessant ist. Man muss Fiktion als etwas viel Grundlegenderes ansehen und darf nicht vergessen, dass sie der Menschheit vorausgeht, es gab sie bereits vor den Menschen, die Fiktion ist eine weitaus ältere Eigenschaft. Wenn das Argument zutrifft, und das hat bereits Greimas sehr schön ausgeführt, dann hängt ein Teil der Subjektivität von diesem

⁵ Anm. MC: Vgl. Bruno Latour: *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*, Paris 2012, S. 247f.; Gilbert Simondon: *Die Existenzweise technischer Objekte*, Zürich 2012, S. 224 und vor allem Gilbert Simondon: *L'individu et sa genèse physico-biologique (L'Individuation à la lumière des notions de forme et d'information)*, Paris 1964, S. 27–39.

Auskuppeln ab. Derjenige, der eine Form transformiert [klopft im Rhythmus auf den Tisch], entdeckt dabei überhaupt, dass er dazu in der Lage ist, und im Gegenzug konstruiert er sich als ein Subjekt, das diese Sache empfängt, die es gleichzeitig aussendet, das ist eine äußerst merkwürdige Situation. Aber im Gegensatz zum technischen Objekt hält das, was er aussendet, nicht von selbst [klopft wieder], weil in dem Moment, in dem ich frage: »Was ist das eigentlich, außer Geräusch?«, nichts mehr da ist. Die Hypothese, die sehr technisch, aber interessant zu diskutieren ist, besagt also, dass die Sprache selbst, der Begriff der Sprache im letzten Jahrhundert überall in übertriebener Weise idealisiert worden ist. Tatsächlich geht es um eine Eigenschaft der Fiktion, das heißt, das, was wir Sprache nennen, ist eine sehr spezielle Bewegung der fiktionalen Wesen. Bezogen auf die Unterscheidung zwischen Signifikant und Signifikat... sagen wir einfach, dass es *flatus vocis* sind, die etwas anderes zur Folge haben.

Deswegen darf man nie in die Sprachtheorie einsteigen, weil sie zu kompliziert ist. Es ist einfach schon zu viel dazu gemacht worden. Und gleichzeitig ist es interessant, sich zu sagen, dass es immer dann, wenn es eine Form gibt, die unablässig mit ihrem Material verbunden ist, und zwar in der sehr speziellen Form dieser Unablösbarkeit, die sich von jener der Technik unterscheidet, um fiktionale Wesen geht. Die Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat im Zeichen ist nur ein Beispiel von vielen. Folglich muss man die Bestimmung der fiktionalen Wesen ausweiten: Sie sind überall und überall notwendig, aber sie sind jeweils auf ganz unterschiedliche Art und Weise gearbeitet. So wird einem bewusst, dass die fiktionalen Wesen etwa auch in der bürokratischen Praxis notwendig sind, aber diszipliniert, gewissermaßen im Zaum gehalten.

3. Existenzweisen: Präposition, Netz, Recht – Luhmann

Engell: Bezüglich der Unterscheidung der diversen Existenzweisen habe ich den Eindruck, dass in jeder Existenzweise jeweils alle anderen Existenzweisen enthalten sind. Eine Existenzweise existiert nicht als einzelner Modus, sondern in einer Konfiguration, Konstellation, Interaktion zwischen verschiedenen Modi. Das heißt: In den Praktiken der Wissenschaft, in den Praktiken der Erzeugung von Fiktion, in den Praktiken der Administration sind immer alle Modi präsent und es gibt ein Wechselspiel zwischen ihnen. Ich frage mich, ob der Charakter des Spiels in jedem der Fälle jeweils anders ist, ob eine Existenzweise jeweils ein spezifisches Zusammenspiel zwischen den verschiedenen Existenzweisen ist? Wie soll man diese Modi unterscheiden, wenn jede Existenzweise in jeder Existenzweise wiederkehrt?

Latour: Jeder Aktionsverlauf (*cours d'action*) umfasst alle Modi, da stimme ich zu, diese schwingen in ihm mit. Aber, um ein Beispiel zu geben: Als die Dame in dem Film, den wir heute gesehen haben,⁶ das Geld in den Opferstock legt, um die Kerze zu bezahlen, hört man zwar das Geräusch des Geldes. Das wird aber die Situation nicht komplett verändern, es wird nicht dazu führen, dass diese in eine Handelsbeziehung umschlägt, man bleibt in einer religiösen Atmosphäre. Natürlich weiß man, dass auch Geld im Spiel ist, aber es ist vor allem ein religiöser Akt. Es gibt den Oberton der Existenzweise einer Warenbeziehung, aber es gibt ihn in Gegenwart des [REL]-Modus. Dagegen ist die Beziehung, den diese Rituale mit den religiösen Wesen des REL herstellen, die, per definitionem gemäß [REL], die besondere Gabe besitzen, uns als Personen existieren zu lassen, an die sich ein Wesen richtet, absolut spezifisch für den [REL]-Modus. Das AIME-Projekt besteht also darin, durch Kontraste die Spezifika der Modi zu extrahieren. Ein weiteres Beispiel: Als Martin Luther den Papst beschuldigt, sich die Ablassbriefe bezahlen zu lassen, bringt er eine Anschuldigung vor, mit der er sagt: »Hier gibt es keinen Transport im [REL]-Modus mehr, ihr, die Kirche, macht nur noch Geschäfte!«. Dies ist eine sehr präzise Anschuldigung. Hier sind verschiedene Modi mit ihren Interferenzen beteiligt, die Interferenzen lassen sich also erkennen. Es ist folglich absolut legitim zu sagen: »Das hier ist nicht mehr [REL]«. Auch wenn alle Modi noch im Spiel sind, handelt es sich nicht mehr um Religion, sondern um ein Geschäft. Man muss also sehr wohl die Spezifität eines jeden Modus erkennen, das Lastenheft eines einzelnen Modus, das, was ich seine Spezifikationen oder seine Auflagen nenne. Ich behaupte, dass man diese definieren kann. Die Art und Weise, wie ein Modus jedes Mal verlangt, dass etwas durchgelassen und eine Lücke übersprungen wird, und die Kluft selbst, die es ihm erlaubt, sich fortzusetzen, sind absolut spezifisch. Die Kuh [er klopft wieder auf das Sofa], die ihre Haut hergegeben hat, die Festigkeit dieser Haut in diesem technischen Objekt [streicht über das Sofa], hängt von einer Existenzweise ab, die sich sehr von dem technischen Modus unterscheidet, nämlich vom [REP]-Modus. In dem, was sich darin fortsetzt, stecken hundert Millionen Jahre der Entscheidungen, die in dieser Haut bewahrt sind, sich in ihr halten, damit diese Haut hält.

Engell: Noch eine Frage zu diesem System der verschiedenen Existenzweisen, die so intensiv miteinander verkehren: Könnte man sagen, dass dies ein wenig dem Gebäude der Subsysteme bei Niklas Luhmann ähnelt? Dieser hat ja ein Gesellschaftsmodell skizziert, in dem die Gesellschaft sich aus Subsystemen zusammensetzt – Wirtschaft, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Politik, Intimität,

⁶ Anm. MC.: Es handelt sich um einen Dokumentarfilm von Lisa Bergmann über religiöse Praktiken.

Liebe etc., die miteinander interferieren, aber trotzdem unterscheidbar sind, weil sie sich verschiedener Codes und Medien bedienen. Auch wenn Deflation und Inflation vorkommen, was besagt, dass es eine Extension von einem Bereich in einem anderen Bereich gibt und umgekehrt. Ähnelt dies ein wenig den Existenzweisen?

Latour: Im Ansatz des Klassifizierens gibt es einen sehr vagen Bezug, eine gewisse Resonanz. Die stärkste Resonanz gibt es aber mit Boltanski und Thévenot und ihrem System der Klassifizierung der Rechtfertigungsmodi, ebenso mit John Austins Sprechakten. Aber die Annäherung an Luhmann ist gleichzeitig unvermeidlich und nicht gut, weil sich Luhmann zuallererst für die Gesellschaft interessiert und überhaupt nicht für die anderen Modi, die der nichtmenschlichen Wesen. Vor allem interessieren ihn Bereiche. Der Vorteil des Begriffs der Existenzweisen ist, meiner Meinung nach, dass sie vom Konzept des Akteur-Netzwerkes die Möglichkeit übernehmen, diese Bereiche zu durchqueren und sie nicht als geschlossene Situationen anzunehmen. Es gibt nichts Wissenschaftliches in den Wissenschaften. Die Wissenschaft als Institution besteht aus x verschiedenen Dingen, es wäre sehr schade, dies unter dem Begriff des wissenschaftlichen Bereichs, des juristischen Bereichs etc. zu vereinheitlichen, wie Luhmann es tut. Zudem ist die Metasprache, die er verwendet, eine sehr spezielle Sprache, eine Art Kreuzung aus Informationstheorie und Biologie, die er auf alle Bereiche anwendet.

Engell: Eine Supertheorie eben ...

Latour: Die Metasprache ist sehr gefährlich, weil sich jeder Modus über den Charakter der anderen Modi täuscht. Luhmann hofft, dass er dadurch etwas Allgemeingültiges erhält, eine allgemeine Theorie des Sozialen durch die Definition von Bereichen – es ist absolut nicht das, was wir versuchen. Und selbst wenn die Bereiche bei ihm miteinander interferieren, weiß er doch, dass er sie relativ einheitlich konstruieren musste. Ich hatte kein Glück mit Luhmann. Jedes Mal, wenn ich versucht habe, seine Theorie anzuwenden, ob im Fall der Wissenschaften oder ganz besonders im Fall des Rechts,⁷ weil er da am nächsten an dem war, was ich untersucht habe, war sie absolut unbrauchbar, denn in den Rechtswissenschaften sagt Ihnen jeder: »Aber das Recht ist aus allem Möglichen zusammengesetzt, es besteht aus allem und nichts«. Und das ist wahr, es setzt sich wirklich aus allem und nichts zusammen. Nur der Konnektor, über den man sagt: »Ah ja, das ist das

⁷ Anm. MC: Vgl. Bruno Latour: *La fabrique du droit. Une ethnographie du Conseil d'État*, Paris 2002 sowie ders.: *Eine seltsame Form von Autonomie*, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung [ZMK]* 2 (2011), S. 113–140.

Recht«, ist absolut besonders und einzigartig. Bei Luhmann gibt es nichts, um auszudrücken: »Diese Existenzweise ist absolut besonders und einzigartig«. Aber damit nicht genug, der Konnektor interpretiert zudem auch alle anderen Bereiche gemäß seinem Modus. Der Rechtsmodus sieht in allen anderen Bereichen immer Recht, juristische Verbindungen. Ebenso wird der Fiktionsmodus alle anderen Verknüpfungen als Ästhetisierungen interpretieren und etwas für ihn Spezifisches davon auffangen. Mit Luhmann ist es nicht möglich, das zu machen. Außerdem gibt es bei ihm keine Metaphysik, seine Theorie ist keine Theorie über die Welt, es geht eben um Gesellschaft. Und Gesellschaft steht nicht mehr wirklich im Zentrum meines Interesses. Aber tatsächlich gibt es eine Resonanz.

Cuntz: Es ergibt sich eine weitere Frage zum Thema der Existenzweisen: Wenn man sich Ihr Tableau der Existenzweisen am Ende des Buchs anschaut, bemerkt man, dass es einerseits Existenzweisen wie Recht, Religion oder Fiktion gibt und andererseits eine andere Form von Existenzweisen, wie beispielsweise das Netz. Situieren sich diese alle auf der gleichen Ebene? Bei Souriau gibt es die Unterscheidung zwischen den Morphemen und andererseits den Semantemen, wenn er vom Synaptischen spricht.⁸ Könnte man eine derartige Unterscheidung auch auf die Existenzweisen anwenden? Worin besteht zum Beispiel die Beziehung der Existenzweise des Netzes zu der Existenzweise von Recht oder Politik?

Latour: Netz (*réseau* [RES]) und Präposition (*préposition* [PRE]), letztere habe ich von James übernommen, sind Ermittlungs-Modi (*modes d'enquête*). Das entspricht nicht wirklich den Metasprachen im Sinne der Luhmannschen Theorie, aber man benötigt diese, um in den Ermittlungen mit [RES] die Assoziationen im Sinne des Akteur-Netzwerkes reinsten Wassers auffinden zu können und mit Präposition [PRE] den Konnektor. Die Idee ist folglich, dass man nicht verlernen soll, was man vom Netzwerk-Akteur gelernt hat, also dass es sich in einer bestimmten Situation der Technik, des Rechts etc. nicht um Bereiche handelt. Die Situation setzt sich aus allen möglichen, völlig heterogenen Assoziationen zusammen, von denen man uns nie erzählt hat, dass sie heterogen sind. Man hat uns nie gesagt, dass die Wissenschaft aus all diesen Dingen besteht, die durch Ermittlung preisgegeben werden – und jedes Mal ist man erstaunt darüber, was man vorfindet. Aber wenn man nur das tut, findet man sich in der Situation wieder – und ich bin mir erst sehr spät darüber klar geworden, aber in den Populärverwendungen des Akteur-Netzwerkes ist das einigermmaßen offensichtlich –, dass dann alles auf die

⁸ Anm. MC: Vgl. Souriau: *Différents modes d'existence* (wie Anm. 3), S. 149–164, vgl. dazu Latour/Stengers: *Sphinx* (wie Anm. 3), S. 53–64. Dort wird explizit die Verbindung zwischen den »synaptiques« und James' Präpositionen hergestellt.

genau gleiche Weise ein Netzwerk-Akteur ist. Alles sind Akteur-Netzwerke und also ist es, wie Hegel sagt: Alle Kühe – und alle Sofas – sind grau.

Also hab ich mich gefragt: Was geschieht hier? Irgendetwas stimmt nicht. Es ist sehr gut, ein Akteur-Netzwerk zu bilden, man muss das machen, das faltet die Assoziationen auf, ja, aber es *qualifiziert* nicht die Assoziationen, unterscheidet also nicht ihre Qualitäten. Darin gehe ich über die Reduktion hinaus, die das orthodoxe Akteur-Netzwerk vornimmt. Bei [PRE] und [RES] handelt sich um dienende Modi. Das sind Modi, um zu arbeiten, deshalb stehen sie auf dem Tableau bei Doppelklick, also unter den Modi ...

Engell: die operational sind, experimentell ...

Latour: ... Ja, operational. Das trifft allerdings für den Modus »Präposition« nicht ganz zu. Präposition spielt doch eine sehr wichtige Rolle, weil dieser Modus die Aufgabe dessen übernimmt, was ich Diplomatie nenne. Diese Aufgabe besteht darin, die Diversität der Modi zu bewahren. Man muss dahin gelangen, dass man diese Diversität bewahrt, die von Doppelklick ständig niedergewalzt wird, aber auch, das muss man zugeben, vom Begriff des Netzes, denn die Existenzweise »Netz« allein besitzt nicht die Fähigkeit, dafür zu sorgen, dass die Leute, denen man die Macht der Definition zurückgibt, deren Definitionen man wieder ins Recht setzt, sich auch respektiert fühlen. Es bleibt also ein kritisches Element, sagen wir, die Akteur-Netzwerk-Theorie bleibt ein kritisches Denken. Man kann sie nicht benutzen, um über die Kritik hinauszugehen.

Cuntz: Wie Sie sehr deutlich erklärt haben, geht es immer um Verflechtungen zwischen verschiedenen Existenzweisen, aber in jeder Situation gibt es eine Existenzweise, die mit [PRE] wie eine Art Notenschlüssel funktioniert. Ist dies auch ein Ansatz, um etwas an der Vorstellung zu ändern, die Netze seien flach?

Latour: Es stimmt, die Flachheit des Netzes hatte zwar eine heilsame Wirkung, um vom Begriff des »Bereichs« loszukommen, weil es ermöglicht, genauso viele merkwürdig vernetzte Wesen darin aufzunehmen, wie die Akteure selbst vernetzt haben. Es ist nicht unsere Aufgabe, darüber zu urteilen, ob es normal ist oder nicht, wenn der Leiter eines Labors an Geld interessiert ist, dass es bei Forschung auch um Patentprobleme geht. Darüber wird das Feld, das man untersucht, selbst entscheiden, und die Diversität kann dabei beliebig groß sein. Aber trotzdem hat man damit nicht den Moment herausgehört, wenn der Forscher sagt: »Das ist nicht wissenschaftlich«. Wenn er das sagt, tut er etwas, das zu erfassen man in der Lage sein muss. Es muss gelingen, die Konnektivität selbst zu fassen, ohne zu leugnen, dass dieser Satz innerhalb einer extremen Unordnung, in einer unüber-

sichtlichen Situation ausgesprochen worden ist. Nehmen wir noch einmal den Fall des Rechts, denn mein Projekt hat sich durch die Arbeit über das Recht stark konkretisiert. Der Vorteil des Rechts besteht nämlich darin, dass es sich wirklich sehr von all dem, was man im allgemeinen über die Welt sagt, unterscheidet, aber gleichzeitig als ein vollgültiges Regime von Richtig und Falsch angesehen wird, nur dass es unverständlich für all jene ist, die keine Juristen sind. Es hat also gegenüber den Naturwissenschaften alle Vorteile, um als Vergleichsgrundlage zu dienen. Nachdem ich zwei Jahre die Juristen habe sagen hören: »Das ganze Recht setzt sich aus tausend Sachen zusammen«, aber auch gleichzeitig: »Ah ja, nun werden wir versuchen, Recht herzustellen (*faire le droit*)«, muss ich zwischen den beiden Aussagen auswählen. Warum ist das Recht? Man sieht schnell sehr deutlich, dass es im Falle des Rechts einen gänzlich spezifischen Konnektor gibt. Deswegen sind die zwei etwas merkwürdigen Existenzweisen, Netz und Präposition, sehr hilfreich. Ja, wir haben hier ein komplett heterogenes Netz, aber wenn Sie sagen, dass die Nanotechnologien der Europäischen Kommission über eine bestimmte Größenordnung des »Nano« definiert werden, oder wenn Papst Alexander VI. im Jahr 1494 verkündet, Portugal bekomme diesen Teil von Südamerika hier und die anderen diesen Teil dort zugesprochen, dann definiert diese Verbindung hier etwas, das seine eigene Existenzweise hat. Auch wenn jeder anerkennt, dass es ein Gemisch ist, gleichzeitig politisch, juristisch und religiös. Man kann also beides gleichzeitig machen, das ist die Ambition des Projekts: Man kann die Unterschiede herausstellen und trotzdem das Netz beibehalten. Es ist also nicht flach, weil es wirklich – und ich hoffe, darin Souriau treu zu bleiben, denn James ist nicht gelungen, was ihm gelungen ist – einen Pluralismus an Existenzweisen in einem Pluriversum gibt, das es aufzufalten gilt. Es ist also das Gegenteil von flach. Jeder Modus hat seine eigene Definition davon, was existieren heißt, es gibt also wirklich mehrere Existenzweisen und nicht bloß Subjekt versus Objekt. Ich glaube, das ist ein methodischer Zugewinn. Das schafft Luft und gleichzeitig erlaubt es Präzision. Das ermöglicht es, einen metasprachlichen Begriff oder eine Objektivität über den jeweiligen Modus zu qualifizieren, die juristische Objektivität bleibt also vollständig erhalten. Ich habe zweihundert Richter dabei beobachtet, wie sie versucht haben, die Objektivität in den Regeln des Rechts zu umgehen, also soll man mir nicht erzählen, es sei nicht objektiv. Es ist eine Objektivität, aber man kann sie jetzt qualifizieren. Aber wenn man sich bei der Analyse auf die Wissenschaften als Maßstab bezöge, wäre es keine objektive Aktivität, weil die wissenschaftliche Objektivität nichts mit der juristischen Objektivität gemeinsam hat ... die eben auch ihre eigene Existenzweise, den Modus [DRO] hat.

4. Prozess, Renovierung, Diskontinuität – Jullien, Deleuze, Whitehead

Cuntz: Ich habe eine Frage, die sich über *Was ist Philosophie?* von Deleuze und Guattari ergibt, ein Buch, das ebenfalls eine gewisse Rolle für ihr AIME-Projekt spielt. Deleuze und Guattari beziehen sich mehrere Male in *Was ist Philosophie?* auf ein Buch von François Jullien, *Procès ou Création*.⁹ Darin macht Jullien einen Vorschlag, der insofern sehr interessant ist, als er sich gewissermaßen komplementär zu Souriaus Rekonzeption der Vorstellung von Werk und Schöpfung verhält. Er skizziert nämlich ein chinesisches Denkmodell, in dem die Vorstellung der Schöpfung komplett fallen gelassen wird. Anstelle dessen steht ein Prozess, der weder Anfang noch Ende hat, der deswegen jedem Begriff von Determinismus oder Finalismus zu entkommen scheint. In den Beziehungen zwischen den Entitäten, die in einen solchen Prozess eintreten, gibt es keine unilaterale Dominanzbeziehung, in der wir auf der einen Seite reine Aktivität hätten und auf der anderen nur Passivität. Sie haben aber an anderer Stelle angemerkt, dass es ein Problem mit dem Konzept ›Prozess‹ bei Whitehead gibt, aber vielleicht geht es bei Jullien ja um eine andere Art von Prozess. Wäre es für Sie vielleicht auch eine Möglichkeit, vom Ausgangspunkt der Prozessualität her zu denken?

Latour: Ich habe alle Bücher von Jullien gelesen, was er macht, ist sehr interessant. Aber das, die Vorstellung des Prozesses, ist auch das Problem der Analyse von Deleuze, nun, es ist ein Problem von einem ganzen Teil der französischen Philosophie dieser Zeit, vor allem, weil sie nicht dem Umstand Rechnung trägt, dass wir keine Chinesen sind. Nun, Julliens Chinesen sind zudem wirklich *seine* Chinesen, also sehr eigentümliche Chinesen. Aber sie sind als Kontrast äußerst interessant. Das Problem besteht aber darin, dass er zwar zeigt, dass man die Idee des Prozesses braucht, wenn man sich von einer ganzen Menge von Vorstellungen befreien will, dafür ist sie sehr hilfreich. Aber dann muss man trotzdem wieder zu einer ganzen Menge von Begriffen zurückfinden – Ziel, Ende, Abschluss, Verfall –, die einem Modus von enormer Wichtigkeit angehören, der scheinbar sehr einfach zu definieren ist, aber ihn Wahrheit furchtbar kompliziert ist: der Modus ›Organisation‹, der in der Biologie zum Begriff des Organismus geführt hat. Kurzum, alle Fragen, denen sich Gabriel Tarde gestellt hat. Deswegen würde ich nicht ›Prozess‹ als Metasprache für das Ensemble des Dispositivs der Existenzweisen benutzen. Denn er ist eine schlechte Metasprache für das Ensemble dieser Modi, weil er gerade auf die Kontinuitäten, die Bewegungen insistiert – zu Recht,

⁹ Anm. MC: François Jullien: *Procès ou création*, Paris 1989. Deleuze/Guattari behandeln ihn an zwei Stellen, vgl. Gilles Deleuze und Félix Guattari: *Was ist Philosophie?*, Frankfurt/M. 1996, S. 84 u. 105.

wenn man mit China als Kontrast arbeiten will. Als Frage ist das sehr spannend. Es ist sehr erhellend, sich vorzustellen, dass man eine ganze Zivilisation errichten kann, ohne sich für Aktion, Kreation, Objekt-Subjekt zu interessieren, aber das schafft absolut kein Werkzeug, um zu verstehen, dass *wir* um Objekt-Subjekt, Technologie, Organisation etc., eine ganze Architektur errichtet haben ... Meine Metapher ist die der Restaurierung eines Denkmals: Sie restaurieren ein Denkmal, selbst wenn es ein Denkmal mit seltsamen Bögen wäre, auf denen alles ruht. Sie wollen diese irgendwo in dem neuen Gebäude bewahren, damit man sich daran erinnert: »Ah ja, wir haben auf ›Subjekt-Objekt‹ eine ganze Infrastruktur aufgebaut«. Ich glaube, es ist nicht sehr hilfreich, Chinese werden zu wollen, das ist auch die Idee von Whitehead. Die Idee des Prozesses ist ja schön und gut – aber es geht schon damit los, dass niemand verstanden hat, was Whitehead eigentlich damit sagt –, aber seine anderen Ideen wie z. B. ›Gesellschaft‹, ›actual entities‹ waren viel nützlicher. Der Prozess ist auch eine zentrale Vorstellung bei Deleuze. Es geht darum, noch einmal den Eindruck erweckt zu haben, dass man etwas ausgesagt hat, wenn man diese Fließbewegung über große Distanzen hinweg zurückgewonnen hat. Das ist die vitalistische Wette, die Deleuze eingeht, und natürlich ist der Bergsonismus bei Deleuze sehr ausgeprägt. Aber vom Standpunkt der Existenzweisen aus betrachtet ist das nicht differenziert genug. Selbst wenn es in *Was ist Philosophie?* durchaus vier Modi gibt, die spezifisch als solche definiert sind. Das ist wiederum sehr stark von Souriau beeinflusst, meine ich. Ich weiß gerade nicht, ob Deleuze und Guattari ihn in diesem Buch zitieren ...

Cuntz: Ja, sein Buch über die *Instauration philosophique*.¹⁰

Latour: Es ist deutlich, dass es das ist, was in diesem Buch im Gang ist. Aber trotzdem sind es zum einen eben nur vier Existenzweisen und zum anderen drohen diese, wie immer übrigens, auf eine Existenzweise reduziert zu werden. Es ist die Vorstellung von der Wiederkehr der Kontinuität, mit der sich die Idee des Prozesses anzustecken droht.

Cuntz: Es ist sehr einleuchtend, mit diesem Konzept der Restaurierung zu arbeiten, um so den Akzent auf die Brüche und die Notwendigkeit der Stabilisierung zu legen, jede Idee eines kontinuierlichen Flusses zurückzuweisen. Ich habe den Eindruck, dass dies etwas ist, das für mehr und mehr Leute offensichtlicher wird. Ich frage mich, ob das an einem sehr profanen Phänomen liegt: Dass die Infrastrukturen, also Autobahnen, Brücken, aber auch Institutionen zusammenbre-

¹⁰ Anm. MC: Etienne Souriau: *L'instauration philosophique*, Paris 1939. Die Referenz bei Deleuze/Guattari (wie Anm. 10) findet sich auf S. 49.

chen, jene Dinge, die für uns selbstverständlich waren und von denen wir glaubten, dass sie ganz von selbst ihre Existenz aufrechterhalten können – siehe die berühmte Autoreproduktion der Systeme bei Luhmann. Wir sind also an einem Punkt angekommen, wo all dies beginnt, auseinanderzufallen, und es sichtbar wird, dass das alles eben nicht von selbst hält.

Latour: Ich glaube, dass das gar nicht so profan ist, das Einbrechen der Welt ins Denken hängt komplett an der Tatsache, dass es nicht einfach so weitergehen wird. Die Nicht-Kontinuität und die Unterbrechung sind in allen Köpfen. Diese Dinge hätte man nicht sagen können, als ich jung war. Man hatte den Eindruck, dass die Kontinuität gegeben war. Die Kontinuität ist eine große, verlockende Reise, wie in einem TGV. Tatsächlich rührt die Rückkehr der *agency* an allen möglichen Punkten sicherlich von der Tatsache her, dass wir in apokalyptischen Zeiten leben, im technischen Sinne. Genau das wird es ermöglichen, die ganze Philosophie zu revidieren und deswegen sind die apokalyptischen Zeiten interessante Zeiten. Alles beginnt von neuem.

Aus dem Französischen von Julia Tarsten

Wie Netzwerkuntersuchungen zu Ermittlungen über Existenzweisen führen

Anmerkungen zur *Enquête sur les modes d'existence*
anlässlich eines Interviews mit Bruno Latour

Michael Cuntz

HEUTE VON DER ›ANT‹ ZU SPRECHEN hat etwas von der Beobachtung ferner Galaxien – das Licht ihrer Sterne kündigt von einem Zustand, der in der Vergangenheit liegt. Einerseits ist es, schon aus Gründen der Verständigung über den Gegenstand, geradezu eine Notwendigkeit, weiter ›Akteur-Netzwerk-Theorie‹ zu sagen: Jeder weiß, auf welche theoretische Konstellation der Finger zeigt. Wenn aber andererseits nach dem Verständnis dessen, was wir als Akteur-Netzwerk-Theorie adressieren, gilt, dass »[d]ie Objekte [...] provisorische Resultate eines heterogenen Beziehungsgewebes [sind], welches unaufhörlich geprüft und erfahren, getestet, neu modelliert wird, um andere Objekte herzustellen«¹, so trifft dies auch auf das Objekt ›ANT‹ selbst zu: Dessen Beziehungsgewebe hat sich verändert und es ließe sich sagen: Es ist dichter geworden, hat an Farbe und Volumen gewonnen, eben weil die unablässigen Prüfungen und Tests es notwendig gemacht haben, über den Status quo eines Bildes hinauszugehen, das alle immer noch im Kopf haben. Oder, um einen wichtigen Begriff aus Latours aktuellem Buch, der stark von Etienne Souriau beeinflussten² *Enquête sur les modes d'existence* aufzunehmen: Der Fortbestand von etwas erfolgt durch seine Alteration, weil Entitäten nur subsistieren können, wenn sie *durch* und *als* andere – schon hier zeigt sich die Bedeutung von Präpositionen – ihre Existenz fortsetzen (»être en tant qu'autre«).³ Dies ist, bei aller Differenz zwischen den insgesamt 15 Existenzweisen, die Latour in diesem Buch unterscheidet und

¹ So Antoine Hennion in dieser Nummer, S. 12. Diese Formulierung ist eine signifikante Verschiebung der Bestimmung, die John Law vor einigen Jahren gegeben hat: »ANT suggests that an object [...] remains an object while everything stays in place and the relations between it and the neighbouring entities hold steady«, John Law: Objects and Spaces, in: *Theory, Culture & Society*, 19 (5/6) (2002), S. 91–105, hier S. 93.

² Vgl. Etienne Souriau: *Les différents modes d'existence suivi de De l'œuvre à faire*, hrsg. v. Isabelle Stengers und Bruno Latour, Paris 2009.

³ Bruno Latour: *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*, Paris 2012, S. 118f.

untersucht,⁴ die Gemeinsamkeit in der *Diskontinuität*, im *Hiatus*, aller, auch der vermeintlich stabilsten dieser Existenzweisen. Es ist die diskontinuierliche Sub-Sistenz über die Sprünge der Alterationen hinweg, die in diesem Entwurf einer anderen Ontologie an die Stelle der Substanz tritt: Erklärungsbedürftig ist, wie etwas stabilisiert wird, wie sich die Akteure wechselseitig zusammenhalten, in der Existenz halten. Dies gilt für Liebhaber, ihre Gegenstände und ihren Geschmack ebenso wie für Gott: Ein empirischer Pragmatismus der Attachements und der Existenzweisen ist die jüngste Version dessen, was einmal die ANT war.

Die Gründe, warum Bruno Latour und Antoine Hennion in diesem Heft vor allem im Rückblick über die ANT sprechen, liegen zum einen im Fluch des Erfolgs, den der Netzwerkbegriff hatte, der banalisiert und nicht immer von gewünschter Seite aufgenommen wurde.⁵ Übersehen wurde im Übrigen häufig auch die Ap-positionslogik, die *acteur-réseau* im Französischen hat: Nicht, dass Netzwerke sich aus Akteuren zusammensetzen, sondern vielmehr, dass jeder Akteur und somit jedes Individuum sich aus einer Vielzahl heterogener Netzwerke zusammensetzt, Akteur-Netzwerk ist, war die eigentliche Pointe von *ontologischer* Reichweite.

Auf diese Missverständnisse reagierte man schon früh mit dem Versuch eines ›Rebranding‹, das für den wissenschaftssoziologischen Hauptstrang der ANT, also besonders bei Latour, Callon, Akrich, unter dem Label *sociologie de la traduction*,⁶ also Soziologie der Übersetzung und, alternativ dazu bei Antoine Hennion, dem

⁴ Diese Modi notiert Latour durchgehend mit Kürzeln in eckigen Klammern. Im Interview angesprochen werden Fiktion [FIC], Technik [TEC], Religion [REL], Recht [DRO], Organisation [ORG], Reproduktion [REP], indirekt Referenz [REF] und [POL], sowie Doppelklick [DC], Netz [RES], und Präposition [PRE]. Hinzu kommen noch Metamorphose [MET], Gewohnheit [HAB], Moralität [MOR], sowie Attachment [ATT]. Während Latour [RES] und [PRE] als dienende Modi bezeichnet und [DC] als böser Dämon fungiert, klassifiziert er die anderen Modi wie folgt: [REP], [MET] und [HAB] situieren sich vor jeder Subjekt/Objekt-Konstitution; [TEC], [FIC] und [REF] betreffen die Quasi-Objekte, [POL], [DRO] und [REL] die Quasi-Subjekte, [ATT], [ORG] und [MOR] schließlich die Weisen, in denen Quasi-Objekte und Quasi-Subjekte verbunden werden, vgl. Latour: *Enquête* (wie Anm. 3), S. 285–293, S. 357–379. Vgl., nicht nur dazu, auch Antoine Hennion: *Review Essay: Bruno Latour's Enquête sur les modes d'existence*, in: *Science, Technology, & Human Values* 38/4 (2012), S. 588–594. In keinem Fall will Latour diese Liste als erschöpfende Klassifikation verstanden wissen, auch darin Souriau folgend, der seine eigene Differenzierung verschiedener Existenzweisen als kontingent markiert. Mag Latour die seine nicht als kontingent betrachten, so doch als erweiterbar und erweiterungsbedürftig. Auch diese Erweiterung ist Bestandteil der kollektiven Ermittlung, für die das Buch als Ausgangspunkt fungiert und die über die Website modesofexistence.org sowie über eine Workshopreihe an verschiedenen Orten funktioniert.

⁵ Vgl. hierzu schon Latour: *On recalling ANT*, in: John Law und John Hassard (Hg.): *Actor Network Theory and After*, Oxford 1999, S. 15–25.

⁶ Vgl. etwa Madeleine Akrich, Michel Callon und Bruno Latour: *Sociologie de la traduction. Textes fondateurs*, Paris 2006.

Musik- und Kunstsoziologen des CSI,⁷ unter *sociologie de la médiation*, also Soziologie der Mediation oder der Vermittlung, stattfand (aber weitgehend auf Frankreich beschränkt blieb). Mit Übersetzung und Mediation erfolgte das Umschalten von zwei Entitäten, Akteur und Netzwerk, auf zwei *Operationen* der Transformation, die sich, so Hennion, symmetrisch ergänzten. Die Betonung des Operationalen, das dem von Latour, Callon, Akrich, etc. verfolgten Ansatz immer schon eigen war, erscheint nur als konsequent. Die darin implizierte Ent-Substantialisierung hat nicht zuletzt auch Konsequenzen für den Status der Medien. So ist es nicht überraschend, dass Latour den Anknüpfungspunkt zur deutschen Medienwissenschaft in der Nachfolge Nietzsches, Foucaults, Kittlers dort sieht, wo sie sich für *Prozesse* der Mediation interessiert, und, einhergehend damit, für ›unscheinbare‹ und meist gar nicht als solche wahrgenommene Medien⁸ im Gegensatz zu Massenmedien. Wenn diese Spielart der Medienwissenschaft regelmäßig Dinge als Medien beschreibt, die nicht a priori als solche verstanden werden, sondern erst in der Untersuchung konkreter Prozesse, Handlungs- oder Operationsketten als solche erscheinen, so zieht Latour daraus letztlich die Konsequenz: Weshalb überhaupt bestimmte Entitäten oder Akteure als ›Medien‹ herausdeuten, wenn man Mediation und Übersetzung als aktantielle Rollen aufzufassen hat, die potentiell von jedem Akteur übernommen werden können? Ebenso wie es für die Logik des Parasiten von Michel Serres – als Urheber des allumfassenden Übersetzungsparadigmas Hermes wichtiger Impulsgeber der *sociologie de la traduction* – konstitutiv ist, dass alle Beteiligten jederzeit in die Parasitenposition einrücken können, kann *jeder* Akteur Mediator für andere Akteure sein. Zwischen Akteuren einerseits und Medien oder auch Mediatoren andererseits *kategorisch* zu unterscheiden, führt dann eine falsche ontologische Differenz ein. Wenn Latour im Interview daher Medien, Mediatoren und sogar die Operation der Mediation als für seine heutige Arbeit unzureichende Begriffe verwirft, so liegt dies eben daran, dass dieses semantische Feld allen Versuchen der Differenzierung zum Trotz die Zwischengliedslogik nicht los wird: Dabei geht es um mehr als um das Wecken jener irreführenden Assoziation, die an Mediation im Sinne eines Konfliktmanagements zwischen zwei Personen oder Parteien denken lässt, also ausgerechnet an die ›Behebung einer kommunikativen Störung‹. Fundamental ist das Missverständnis, Medien oder Mediatoren ›vermittelt‹ zwischen Akteuren oder auch einem Subjekt und einem Objekt, die der Operation der Vermittlung vorgängig sind und lediglich in Beziehung zueinander gesetzt würden, auch wenn die Dissemination ihrer Inten-

7 Wobei dieser sich im Grunde nie als ANTler verstanden hatte – ganz streng genommen ist dieser Begriff also immer noch mit den *Science and Technology Studies* assoziiert.

8 Vgl. Lorenz Engell und Bernhard Siegert: Editorial in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung (ZMK) 1 (2010), S. 5–9, hier S. 5 f.

tionen und Aktionen in Inskriptionen, Delegationen, Übersetzungen dabei immer betont wird. Die Semantik von Medium und Mediation trüge demnach gerade zur Befestigung der Vorstellung von stabilen Subjekten und Objekten bei, während Medien in Differenz dazu eine Logik der Latenz, der Ungreifbarkeit, der relationalen Existenz zugeschrieben wird. All das aber gilt eben auch für jeden Netzwerk-Akteur. Worum es hier also geht, und dies ist die pragmatistische Wende der Ex-ANT, die gerade in Hennions Ausführungen zur Bedeutung von William James deutlich wird, ist eine Ontologie, in der Entitäten nicht gegeben sind oder auf einer Substanz beruhen, sondern sich in Handlungen, Operationen, Erfahrungen wechselseitig konstituieren und beständig transformieren: Ohne diese Konstitutionsarbeit existiert nichts. Die Topologie des ›Zwischen‹ ist also auch deshalb falsch, weil das Geschehen nicht vor den Subjekten und Objekten halt macht. Schon hierfür ist der Bezug auf Schriften des Philosophen Étienne Souriau aus den 1930er und 1940er Jahren, ihrerseits vom frühen Pragmatismus beeinflusst, zentral: Denn eben für die Beschreibung solcher wechselseitiger Konstitutionen hat er Begriffe wie *Instauration*, *Trajektorie* und *anaphorische Variation*⁹ geprägt. So sind etwa Werk und Künstler, unter Beteiligung einer Vielzahl weiterer Akteure, einander Medium nicht in der Realisation eines Projekts oder Vorbilds, sondern in einem Prozess, in dem sich beide transformieren und herausbilden.

Denkt man ausgehend von diesen Begriffen und nimmt zudem jene *Auffaltungen* vor, von denen sowohl Latour als auch Hennion sprechen, und die verdeutlichen, dass sich die vermeintlichen Zwischenglieder, die reibungslos als Übermittler funktionieren, tatsächlich aus einer Vielzahl von Mediatoren – oder eben Akteuren – zusammensetzen, so fällt auch die Vorstellung des Unmittelbaren, des In-Mediaten in sich zusammen. Der Schatten, den die Medien werfen, ist vor allem der ihrer Kehrseite, die Vorstellung, es gäbe ihr anderes, so wie die Rede von der ›Mediengesellschaft‹ in der wir ›heute‹ leben, suggeriert, es hätte einmal Zeiten der Unmittelbarkeit gegeben: »Doppelklick«, der bereits in *Paris invisible* auftaucht¹⁰ und nun zur gewissermaßen kontrafaktischen Existenzweise [DC] wird, vereint als Abstoßungsfigur alle Züge der uns vertrauten, substantialistischen Ontologie auf sich: Identität des Gleichen, das immer schon gegeben ist, in seiner Buchstäblichkeit und Bruchlosigkeit, Identität einer Wahrheit zu der man, wenn man nur die Störungen der Mediatoren neutralisieren oder am besten noch umgehen kann,

⁹ Vgl. Etienne Souriau: *L'Instauration philosophique*, Paris 1939, ders.: *Du mode d'existence de l'œuvre à faire*, in: Souriau: *Différents modes* (wie Anm. 2), S. 195–217, ders.: *Les différents modes d'existence*, ebd., S. 77–193. Vgl. dazu Isabelle Stengers und Bruno Latour: *Le spinx de l'œuvre*, in: ebd., S. 1–75, hier v. a. S. 4–21.

¹⁰ Bruno Latour und Émilie Hermant: *Paris, ville invisible*, Le Plessis-Robinson/Paris 1998, S. 38.

unverfälscht Zugang erhalten könnte. So ist auch die für Latour negative Seite des Informationsbegriffs zu denken: ihrerseits als Negation der Formation, als Illusion der In-Formation, der Nicht-Formation, also der Möglichkeit, etwas könne zirkulieren, ohne erst gebildet, umgebildet, trans-formiert werden zu müssen. Wenn Latour auf der Website des AIME-Projektes zudem klarstellt, dass die Konservierung einer Information durch die Transformationen in der Referenzkette hindurch als Sonderfall des wissenschaftlichen Existenzmodus [REF] betrachtet werden muss, der zu Unrecht nach Aristoteles in der westlichen Tradition verabsolutiert wurde, obwohl er für keine andere Existenzweise gilt – erst recht nicht für [TEC] und [FIC], wie man mit Blick auf das Interview ergänzen kann – dann schließt er sich auch darin *de facto* der Simondonschen Kritik am Hylemorphismus an.¹¹

Zieht man an dieser Stelle also eine Zwischenbilanz hinsichtlich der vier Begriffe, welche die aus dem CSI hervorgegangenen Arbeiten einmal charakterisiert haben – Akteur, Netzwerk, Mediation, Übersetzung –, so fällt diese, unter vorläufiger Aussparung von Netzwerk, wie folgt aus: Der Begriff der Akteure wird generalisiert und verdrängt bei Latour wie Hennion die Begriffe Mediation und Mediator. Einerseits deswegen, weil letztere eine falsche Abgrenzung implizieren – das Prinzip der Mediation wird auf alle Akteure ausgeweitet, andererseits, und dies betrifft Latour, weil sie eine falsche Einheit suggerieren – die Spezifik dessen, was zuvor Mediatoren hieß, muss demnach für alle Existenzweisen differenziert werden. In jedem Fall aber könnte keine gesonderte Existenzweise *[MED] beschrieben werden, sondern was Medien zugeschrieben wird, ist allen Existenzweisen inhärent. In jeder Existenzweise scheint es darum zu gehen, dass etwas Medium für die Emergenz von etwas anderem ist. So charakterisiert Latour im Interview Fiktion [FIC], und auch hier geht es um einen Prozess der wechselseitigen Konstitution, unter anderem als Medium der Emergenz von Subjektivität. Der Begriff der Übersetzung, *traduction*, aber wird im Sinn der hier skizzierten neuen Ontologie radikalisiert im neuen Schlüsselbegriff der Alteration, der zufolge jede Entität sich *selbst* in etwas anderes (das Sein-als-Anderes) übersetzen muss, um sich fortsetzen zu können.

Wendet man sich nun noch einmal Hennions Erklärungen zu Übersetzung und Mediation und somit der Tatsache zu, dass ›Übersetzung‹ zur Beschreibung musikalischer, und somit ästhetischer Objekte denkbar wenig geeignet war, so wird schließlich deutlich, warum, auch jenseits der Missverständnisse, die sich am Begriff festmachten, Netzwerk als Begriff nicht mehr ausreichend war: Die Netzwerke, die (nicht nur) Latour und Hennion beschrieben, waren einfach zu verschieden, als dass ihnen mit der gleichen Herangehensweise beizukommen gewesen wäre, ohne dass Entscheidendes verloren ging. In der indifferenten Beschreibung

¹¹ Lemma »information«, www.modesofexistence.org (13. 11. 2013).

als Netzwerke gingen entscheidende Differenzen verloren, was die *Qualität* der Assoziationen zwischen den Akteuren anbetraf. Zwar ließen sich potentiell alle Akteure in die jeweiligen *accounts* einbeziehen, aber, wie Latour auch hierin durchaus in Anlehnung an Souriau anmerkte, blieben die Netzwerke grau. Worum es ging, war ihren unterschiedlichen Färbungen gerecht zu werden. Ausgehend von Michel Callon einigte man sich zunächst auf das Konzept des Attachement. Während Hennion es bis heute facettenreich ausarbeitet, schlug auch Latour es zunächst als Ersetzung für Netzwerk vor.¹² Wenige Jahre später erzeugte die über Isabelle Stengers vermittelte Begegnung mit Etienne Souriau, vor allem mit *Les différents modes d'existence*, dann offenbar eine Initialzündung.¹³ Latours Adaption des Konzepts der Existenzweisen erlaubte es nun nämlich, zwei Dinge zusammenzubringen: Eine qualitativ differenzierte Beschreibung verschiedener Assoziationstypen *und* den Versuch einer vorläufigen Systematisierung jener Anthropologie der Modernen, an der Latour seit Jahrzehnten arbeitet, so dass in die *Enquête* natürlich eine Vielzahl früherer Arbeiten einfließt.

Dabei soll nun abschließend noch zweierlei interessieren: Wie ›Struktur‹ und Zusammenspiel der Existenzweisen grob funktionieren und wie Medien – und insbesondere ein Medium – faktisch die verschiedenen Existenzweisen charakterisieren bzw. wie sie in der gesamten Konstruktion der *Enquête* ins Spiel kommen. Zum einen gibt es bestimmte Modi, die deutlich von einem bestimmten Medium charakterisiert werden, im Grunde auf einem Medium beruhen. Dieses Medium ist, nicht ganz zufällig, die Sprache. So ist der Modus der Konstitution des Kollektivs, Politik [POL], für Latour jener des sophistischen, öffentlichen und gebogenen¹⁴ Sprechens, das den Zirkel abläuft, der eine Gemeinschaft im fortgesetzten Dissens zusammenhält. Vielleicht etwas erstaunlicher ist, wie Latour den Modus

¹² Bruno Latour: *Factures/fractures*. De la notion de réseau à celle d'attachement, in: André Micoud und Michel Peroni (Hg.): *Ce qui nous relie*, La Tour d'Aigues 2000, S. 189–208.

¹³ Die sich 2006 in einem aufschlussreichen unveröffentlichten Text niederschlägt: Bruno Latour: *Sur un livre d'Étienne Souriau: Les différents modes d'existence*, <http://www.bruno-latour.fr/fr/node/207> (13. 11. 2013). Veröffentlicht ist eine englische Übersetzung: Bruno Latour: *Reflections on Etienne Souriau's Les différents modes d'existence*, übers. v. Stephan Muecke, in: Graham Harman u. a.: *The Speculative Turn. Continental Materialism and Realism*, Melbourne 2011, S. 304–333.

¹⁴ Stark beeinflusst ist dies von Barbara Cassins Modell der *Epideixis*, vgl. etwa Barbara Cassin: *Sophistics, Rhetorics, and Performance, or: How to Really Do Things with Words*, in: *Philosophy and Rhetoric* 42/4 (2009), S. 349–372. Wenn Latour Politik als *parler courbe* bezeichnet (Latour: *Enquête* (wie Anm. 3, S. 349), ist dies nicht nur der Gegensatz zu einem vermeintlich »direkten Sprechen«, *parler droit*, sondern darin schwingt natürlich auch die sophistische Absage an den Vorwurf mit, die Politik sei *fourbe*, also falsch, geheuchelt.

des Religiösen [REL] fasst: Als jene Existenzweise, in der Menschen sich durch eine Gabe von Außen als Personen konstituieren, und zwar, weil sie von Entitäten adressiert werden, die nichts anderes als »*façons de parler*« sind: Was wir Gott nennen, ist also ganz buchstäblich und nichts anderes als *logos*, also eine Redensart.¹⁵ In diesem Modus ist das Sprechen selbst die immer wieder zu erneuernde und zu modifizierende Botschaft – auch wenn ganz andere Praktiken wie etwa Kaufen und Aufstellen einer Kerze darin offenbar auch ihren Platz haben.

Für jede Existenzweise unterscheidet Latour ihren Hiatus, ihre Trajektorie, die Bedingungen ihres Glückens und Missglückens (hier kommt mit Austins Theorie des performativen Sprechakts erneut die Sprache ins Spiel), die zu instaurierenden Wesen (hier findet sich also Souriaus Instaurationsbegriff wieder) sowie die Weisen der Alteration. Gegen Ende des Interviews erwähnt Latour den Modus der Organisation [ORG]: Diesen extrahiert Latour als einen von drei Modi, die in der Vorstellung der Modernen von der Ökonomie *amalgamiert* worden sind (die Ökonomie ist für Latour im Buch also gerade *keine* Existenzweise). In ihm geht es darum, wie wir uns raumzeitlich durch Skripte, d. h. eine Form von Geschichten, die uns performativ zu etwas verpflichten, organisieren, mittels derer wir uns als Autoren selbst etwa in zukünftige raumzeitliche Situationen projizieren: Wir sind also gleichermaßen Autoren (jetzt, hier) und Figuren (später, dort) dieser Skripte, die sich heillos überlagern und deren Interferenzen und Konflikte wir permanent austragen müssen. Das von Latour so genannte Lastenheft für einen Aktionsverlauf in [ORG] sieht dann wie folgt aus: Hiatus: Verwirrung zwischen verschiedenen Ordnungen und Befehlen (die man sich selbst gibt) (*ordres*), Trajektorie: Herstellen und Nachverfolgen von Skripten, Glücken/Missglücken: Die Skripte beherrschen/sich in ihnen verlieren, Instaurations: Rahmungen oder Einstellungen (*cadrajes*), Organisationen, Reiche, Alteration: Größe und Ausdehnung der Rahmungen/Einstellungen verändern. Heißt das entsprechende Kapitel »Parler l'organisation dans sa langue«, so verweisen auch die Skripte wiederum auf die Sprache.¹⁶

Latours expliziter Skepsis gegenüber der Isolierung und Überhöhung der Sprache steht seine beständige Arbeit mit Sprache und sprachtheoretischen Figuren gegenüber, was sich, wenn man dies denn auflösen will, durch eine Generalisierung anhand der Sprache aufgestellter Theoreme auf andere Formen und Medien erklären ließe.

¹⁵ Latour: *Enquête* (wie Anm. 3), S. 311. Allerdings handelt es sich um ganz besondere Redensarten: »des mots porteurs d'êtres capables de renouveler ceux à qui ils s'adressent«, ebd., S. 305.

¹⁶ Zumindest was seine Trajektorie angeht, ist auch der Modus Fiktion [FIC] stark von der Semiotik Greimas' und ihrer Beschreibung sprachlicher Aussageregime geprägt: Sie beruht auf dem dreifachen Auskuppeln aus einer »aktuellen Situation« (das berühmte *hic – nunc – ego*), nämlich hinsichtlich von Zeit, Raum und Aktant.

Vermutlich zeigt sich darin die Schwierigkeit, in der Analyse nicht von sprachlichen Kategorien auszugehen. Dass dies für Latours Projekt der *modes d'existence* schwierig ist, so dass man bisweilen den Eindruck hat, mit *modes d'énonciation*, also mit der sprachlichen Pragmatik von Aussageweisen konfrontiert zu sein, liegt nicht zuletzt daran, dass sich zum starken Einfluss von Greimas mit Souriaus Buch zu den Existenzweisen ein Modell gesellt, das seinerseits stark vom Modell der Sprache ausgeht. So spricht Souriau ganz explizit davon, dass es ihm um die Entzifferung einer »Grammatik der Existenz« gehe.¹⁷

Wie er diese organisiert, ist für Latour modellbildend. Denn es reicht eben nicht nur für die Akteure, sondern auch für die Existenzweisen nicht (mehr) aus, nur einen *account* zu geben:

»Zählen Sie so viele ontische Modi, wie sie wollen, häufen Sie diese zu Pyramiden auf, bedeutet uns Souriau, so haben Sie immer noch nicht definiert, wie man vom einen zum anderen gelangt. Nun besteht aber die Erfahrung eben aus dem Übergehen, Abbiegen, Gleiten von einem Modus in den anderen.«¹⁸

Dies bedeutet, dass die 15 Existenzweisen sich nicht nur hierarchisch, sondern auch kategorial unterscheiden. *Hierarchisch* gibt es einen Aufstieg von jener Dreiergruppe, die sich vor jedem Quasi-Objekt und jedem Quasi-Subjekt situiert, bis zur wichtigsten Dreiergruppe, jener, welche die Verbindung zwischen Quasi-Objekten und Quasi-Subjekten stiftet.¹⁹ Nicht zufällig findet sich hier neben Organisation und Moral auch das Attachement, dessen Wichtigkeit somit einmal mehr bestätigt wird. *Kategorial* unterscheiden sich aber [RES] und [PRE] (und ex negativo [DC]) von den anderen 12 Modi, denn sie helfen, die Funktionsweise jener Modi zu ergreifen.

Damit greift Latour die Unterscheidung zwischen Semantemen und Morphemen auf, die Souriau seiner Existenzgrammatik zugrunde gelegt hat:

»Auf der einen Seite [...] die Semanteme der Existenz, unter denen das reine Phänomen recht gut das reine und autonom gewordene Adjektiv repräsentiert, das von jeder substantiven Ordnung ablösbar ist, die das ontische repräsentiert. Auf der anderen Seite entspräche das Synaptische, die Ordnung der Morpheme all jenem grammatikalischen Material (Konjunktionen, Präpositionen, Artikel, etc.) dem man das Ereignis als dasjenige gegenüberstellen würde, das dem eigenen Wesen des Verbs entspricht (wobei man es in die gleiche morphematische Ordnung einschlösse).«²⁰

¹⁷ Souriau: *Différents modes* (wie Anm. 9), S. 154.

¹⁸ Stengers, Latour: *Sphinx* (wie Anm. 9), S. 54, Übers. MC.

¹⁹ Und die somit gewissermaßen Morphem-Züge innerhalb der Semantem-Gruppe hat.

²⁰ »D'un côté [...] les sémantèmes de l'existence, parmi lesquels le phénomène pur présenterait assez bien l'adjectif pur, et devenu autonome, séparable de tout l'ordre substantif

Deutlich lässt sich im Setzen auf Phänomen und Adjektiv die empirisch-pragmatische Dimension erkennen, die Latour (wie Hennion) aufgreift: Die Dinge sind *pragmata*, sie haben keine Substanz jenseits der Erfahrungen, in denen sie uns begegnen und wir sie konstruieren. Auf der anderen Seite zeigt sich hier, dass der Modus [PRE] sich nicht, wie man auch denken könnte, von Michel Serres herschreibt, der den Präpositionen seinerseits die allergrößte Aufmerksamkeit schenkt,²¹ sondern, wie Latour im Interview erklärt, von William James – und eben von Souriau, der als *link* zwischen James und Latour ins Spiel kommt.

Während der böse Dämon Doppelclick [DC] in seinem Substantialismus die Seinsvergessenheit der allgegenwärtigen Assoziation, Alteration und Diskontinuität markiert, sind [RES] und [PRE] die synaptische, also die Verknüpfungsdimension, die Morpheme, die erklären, wie die Modi sich aufbauen und wie sie interagieren. Der Netzwerkbegriff ist also nicht verabschiedet, sondern eingeordnet und ergänzt: Während das Netzwerk es erlaubt, die quantitative – und auch die topologische Dimension, denn nie geht es um abgesonderte ›Bereiche‹, sondern eben um eher unübersichtliche Verzweigungen, Stränge, Überlagerungen – der Modi zu erfassen, erlaubt der Modus [PRE] ihre qualitative Differenzierung.

Anders als bei Souriau bezeichnet [PRE] nun aber nicht mehr direkt Prä-Positionen, wohl aber was der *énonciation* eines Modus voransteht.

So wird aus [PRE] ein Notenschlüssel, der den Modus bestimmt. Denn nicht in einer etwaigen Substanz der Elemente ließe sich aufspüren, was eine Existenzweise ausmacht. »Es gibt nichts Wissenschaftliches in den Wissenschaften«, wie Latour sagt, kein Element, das zwingend als juristisch herausgehoben werden könnte, das juristische Mittel hin oder her. Latour scheint die zitierte Passage aus Souriau ganz im Sinne des Operationalen zu lesen und für das Synaptische die Elemente anders zusammensetzen: Erwähnt Souriau schon das Verb – und somit das Ereignis –, wird für Latours Untersuchungsmodus [PRE] das Adverb zur Entsprechung des Adjektivs in den Semantemen, also eben ganz buchstäblich die modale Bestimmung der Weise: *juridiquement*, *techniquement*, *religieusement*, etc., was im Deutschen unsichtbar und unhörbar bleiben muss.

Doch noch in anderer Hinsicht erweitert Latour Souriaus Vorschläge eines synaptischen Modells erheblich: Was dieser mit den Transitionen zwischen den Existenzweisen im Blick hat, ließe sich mit Latours *Kreuzungen*, also jenen Punkten identifizieren, an denen eine Existenzweise auf eine andere stößt – etwa

que l'ontique représente. De l'autre, le synaptique, dans l'ordre des morphèmes, correspondrait à tout ce matériel grammatical (conjonctions, prépositions, articles, etc.) auquel on opposerait bien (tout en le comprenant dans le même ordre morphématique) l'évènement comme correspondant à l'essence propre du verbe», Souriau: *Différents modes* (wie Anm. 9), S. 154.

²¹ Vgl. etwa Michel Serres: *Etre hors là*, in: ders.: *Atlas*, Paris 1996, S. 61–85.

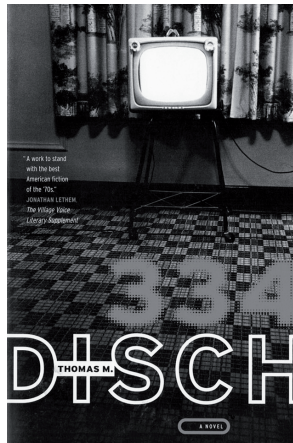
[TEC · FIC] – und wo jene Zusammenstöße sich ereignen, die im Kontrast die jeweiligen Existenzweisen »in Reinform« erkennbar machen. Darüber hinaus aber geht es Latour darum, dass (fast) nie eine Existenzweise in Reinform vorliegt. Stattdessen kommt es zum einen zu *Interpolationen*, d.h. ein Modus integriert eine Sequenz eines anderen Modus (wofür es interessanterweise keine gesonderte Notation gibt) und es scheint so, dass gerade [FIC] immer wieder interpoliert werden muss, um andere Modi am Laufen zu halten.²² Schließlich aber gibt es beständig auch Überlagerungen. Diese können disharmonisch und verstellend sein wie Souriaus aufgehäufte Pyramiden – dann nennt Latour sie *Amalgame* und die beiden wichtigsten dieser Amalgame sind uns bereits begegnet: Ökonomie, Latour zufolge ein Amalgam aus Moral, Organisation und Attachement, sowie Materie, ein hylemorphistisches Amalgam, für dessen Auflösung Latour den Begriff des Materials vorschlägt. Kommt es hingegen zu positiven »Rückkopplungseffekten«, dann spricht Latour im Interview von Resonanzen: Ein Modus schwingt in einem anderen mit. Hier also, im synchronen Gleichklang, kommt ein Volumen ins Spiel, das dem Netzwerk fremd war. Im Buch heißt dies, wie auch im Interview, *harmoniques*, das französische Wort für *Oberton*. An entscheidenden Stellen der Konstruktion der Modi und ihrer Relationen ist es also das Medium des Klangs und der Musik, welches weiterhilft.

²² So wie im Modus [ORG], wo bestimmte Erzählungen über die Zukunft und somit das für [FIC] typische raumzeitlich-aktantielle Auskuppeln für die Skripte benötigt werden.

Jedes Medium braucht ein Modicum

Zur Behelfstheorie von Akteur-Netzwerken

Tristan Thielmann



Eingang der 334 East 11th Street (li.) und Apartment des ersten öffentlichen MODICUM-Programms (re.). In der Science-Fiction-Novelle *334* ist MODICUM eine allumfassende Agentur, die sich um sämtliche grundlegenden menschlichen Bedürfnisse kümmert. Links der Umschlag der Originalausgabe (1972), rechts die Taschenbuchausgabe (1999).

1. Hilfsmedium (der ANT)

Für eine Reihe von Phänomenen, die derzeit die Medienwissenschaft beschäftigen, wie die Durchsuchbarkeit von Welt und Wissen, *Big Data*, *Crowdsourcing*, *Sharing*, Kollektion, Kooperation, Koproduktion etc., wird eine kritische Masse konstitutiv für die Form der Medialität, die es zu beschreiben gilt.¹ Diese neuen digitalen Medien benötigen ein Mindestmaß, eine Mindestmenge und einen Funken – kurz gesagt: ein Modicum – um ihre Wirkmacht zu entfalten. Medientheoretisch lässt sich dies durch eine Akteur-Medien-Theorie (AMT) beschreiben, in der die Handlungsinitiative *maßgebend* für die Emergenz und das Voranschreiten eines Medienphänomens ist.

¹ Vgl. Philippe Aigrain: *Sharing: Culture and the Economy in the Internet Age*, Amsterdam 2012; *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 2/2012, Schwerpunkt »Kollektiv«; Nacim Ghanbari et al.: *Was sind Medien kollektiver Intelligenz? Eine Diskussion*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 8 (1/2013), S. 145–155; Geert Lovink und Miriam Rasch (Hg.): *Unlike Us Reader: Social Media Monopolies and Their Alternatives*, Amsterdam 2013.

Die AMT vereint zwei Bereiche, die zuvor von der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) und ihren Hauptprotagonisten Michel Callon, Bruno Latour, Madeleine Akrich und John Law einerseits sowie Antoine Hennion andererseits getrennt behandelt wurden: a) die unabsehbar und vielfältig zum Einsatz kommenden Medien von primär nicht-menschlichen Handlungsträgern sowie b) die menschliche An-/Einbindung von Medien und deren Einrichtung zu Agenturen.²

Relevant wird dieses Zusammendenken³ beispielsweise in der Prozessanalyse der quantitativen Fernsehforschung. Das Messinstrument (GfK-Meter) tritt hier als Akteur auf, der ein disperses Fernsehpublikum zu einem berechen- und weiterverarbeitbaren Maß kondensiert, das damit als quasi-epistemologische Größe in Erscheinung tritt.⁴ »Die abstrakte und aus dem Zusammenhang gerissene Definition des ›Fernsehpublikums‹ als eine taxonomische Gemeinschaft mag zwar epistemologisch gesehen begrenzt sein, doch gleichzeitig steigert sie die Möglichkeiten der Institutionen«⁵ und steht damit in einer Wechselbeziehung zu Agenturbildungen wie der *Gesellschaft für Konsumforschung* (GfK) oder die sie beauftragende *Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung* (AGF).

Wie das Beispiel belegt, entbirgt die AMT primär Hilfsmedien und legt damit die soziotechnischen Bedingungen und Strukturen codierter Vermittlungssysteme offen. Die durch die ANT bislang beschriebene Praxeologie von Elektrofahrzeugen,⁶

² Vgl. Erhard Schüttpelz: Elemente einer Akteur-Medien-Theorie, in: Tristan Thielmann und ders. (Hg.): Akteur-Medien-Theorie, Bielefeld 2013, S. 9–78, hier S. 14 ff. Agenturen stellen ein zentrales Protolaboratorium der medienwissenschaftlichen Analyse dar. Sie verleihen der Vagheit und dem In-Rechnung-Stellen der Medien sowie deren Handlungsiniziativa und -anknüpfungspunkte eine Organisationsform. Vgl. insbesondere Antoine Hennion und Cécile Méadel: In den Laboratorien des Begehrens: Die Arbeit der Werbeleute (franz. 1988), in: ebd., S. 341–376

³ Die (Neu-)Zusammenführung beider Bereiche menschlicher und nicht-menschlicher *agency* kann aus Perspektive der *Science and Technology Studies* auch als Folge des *ontological turn* in den Kultur- und Sozialwissenschaften beschrieben werden. Vgl. Bas van Heur, Loet Leydesdorff und Sally Wyatt: Turning to Ontology in STS? Turning to STS through ›Ontology‹, in: *Social Studies of Science*, 12. 10. 2012, unter: <http://sss.sagepub.com/content/early/2012/10/12/0306312712458144> (12. 04. 2013).

⁴ Vgl. Matthias Wieser: Wenn das Wohnzimmer zum Labor wird. Medienmessung als Akteur-Netzwerk, in: Jan-Hendrik Passoth und Josef Wehner (Hg.): Quoten, Kurven und Profile – Zur Vermessung der sozialen Welt, Wiesbaden 2013, S. 231–254.

⁵ Ien Ang: Zuschauer, verzweifelt gesucht, in: Ralf Adelman et al. (Hg.): Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft. Theorie, Geschichte, Analyse, Konstanz 2001, S. 454–483, hier S. 476.

⁶ Vgl. Michel Callon: Die Soziologie eines Akteur-Netzwerkes: Der Fall des Elektrofahrzeugs (1986), in: Andréa Belliger und David J. Krieger (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 175–193.

Karten,⁷ Pinnwandzetteln,⁸ Photovoltaikanlagen,⁹ Kunstreproduktionen¹⁰ etc. enthalten allesamt materiale, navigatorische, organisationale, strukturelle Vorschriften, wie Informationen in einem Zielsystem (einem Netzwerk) zu übersetzen sind. Nicht zuletzt durch digitale Medientechnologien und deren Praxen wird deutlich, dass es sich bei diesen technischen Objekten nicht nur um Zwischenglieder (*intermediaries*) und Mittler (*mediators*), sondern um Hilfsmedien handelt. Die AMT reformuliert, dass sich die ANT mit der Analyse von Hilfsmedien befasst und dabei selbst ein Hilfsmedium ist – ein »Denkwerkzeug«,¹¹ das dazu dient, disziplinäre und wissenschaftstheoretische Trennungen einzuebenn, die ehemals grundlegender Natur zu sein schienen.

Der Begriff des Hilfsmediums kommt ursprünglich aus der Verfahrenstechnik und bezeichnet ein Arbeitsmittel, Leit-, Träger- und Zwischenmedium, welches einen chemischen oder physikalischen Prozess (bspw. mit Hilfe von Druckluft, Heizwasser, Wärmeöl) unterstützt.¹² Damit trägt die AMT dem Umstand Rechnung, dass Bruno Latour in *Wir sind nie modern gewesen* den Ursprung der modernen experimentalwissenschaftlichen Verfahrenstechnik und die Mediationsleistung von Laboratorien mit dem ersten Subjekt-Objekt-Hybrid der Wissenschaftsgeschichte genealogisch verbindet:¹³ Erst durch den »künstlichen Intermediär«¹⁴ der Luftpumpe konnten Fakten fabriziert (*les faits sont faits*) und Zeugen diszipliniert werden, die Torricelli-Leere mit Hilfe »optischer Mittel«¹⁵ zu sehen. Als deutlich

7 Vgl. Bruno Latour: Die Logistik der *immutable mobiles* (1987), in: Jörg Döring und Tristan Thielmann (Hg.): *Mediengeographie. Theorie – Analyse – Diskussion*, Bielefeld 2009, S. 111–144.

8 Vgl. John Law: Pinnwände und Bücher (2007), in: Friedrich Balke, Maria Muhle und Antonia von Schönning (Hg.): *Die Wiederkehr der Dinge*, Berlin 2011, S. 21–45.

9 Vgl. Madeleine Akrich: Die De-Description technischer Objekte (1992), in: Belliger, Krieger (Hg.): *ANThology* (wie Anm. 6), S. 407–428.

10 Vgl. Bruno Latour und Adam Lowe: Das Wandern der Aura – oder wie man das Original durch seine Faksimiles erforscht (2011), in: Thielmann, Schüttelpelz (Hg.): *Akteur-Medien-Theorie* (wie Anm. 2), S. 511–530.

11 Klaus Amann und Stefan Hirschauer: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm, in: dies. (Hg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, Frankfurt/M. 2007, S. 7–52, hier S. 37.

12 Im Bereich der optischen Sensortechnik zählen Mediatoren ebenfalls zu den Hilfsmedien. Vgl. Peter Gründle: *Chemische Sensoren: Eine Einführung für Naturwissenschaftler und Ingenieure*, Berlin/Heidelberg/New York, NY 2004, S. 208.

13 Vgl. Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie* (1991), Frankfurt/M. 2008.

14 Im Englischen »artificial intermediary«; vgl. Bruno Latour: *We Have Never Been Modern*, Cambridge, MA 1993, S. 18.

15 Bruno Latour: *Drawing Things Together: Die Macht der unveränderlich mobilen Elemente* (1986), in: Belliger, Krieger (Hg.): *ANTHology* (wie Anm. 6), S. 259–308, hier S. 283.

wurde, dass man den wissenschaftlichen Streit um das Medium Äther vs. das Nicht-Medium Vakuum nicht durch die Analyse und den Vergleich von Makrotheorien lösen kann, musste ein (weiteres) Hilfsmedium konstruiert werden: eine Luft-/Vakuumpumpe, mit deren Hilfe man eine Mikrotheorie (per)formiert. Oder um es mit Latour zu formulieren: »Zum ersten Mal in den *science studies* werden alle Ideen über Gott, König, Materie und Wunder in die detaillierte Funktionsweise eines Instruments übersetzt und transkribiert; sie müssen die Luftpumpe durchlaufen.«¹⁶ Die historische Rekonstruktion dieses Vorgangs durch Steven Shapin und Simon Schaffer lässt das Medium zu einer irreduziblen Größe der ANT werden.¹⁷

Seit Robert Boyles erster *Luftpumpe* 1659 wurde die Welt überschwemmt von Mischwesen (Quasi-Objekten), wie Datenbanken, digitalen Maschinen, Robotern, Messgeräten, Sensor- und Trackingsystemen, deren Vermittlungsleistung sich für Latour nur anhand der Einzeichnung von Hilfslinien zwischen ihrer modernen und nichtmodernen Dimension darlegen lässt.¹⁸ Die »variable Geometrie« der Akteur-Netzwerk-Theorie, wie sie in *Wir sind nie modern gewesen* skizziert wird, kann demnach nur mit Hilfe eines Geodreiecks das »Weltbild von Modernisierungstheorien« dekonstruieren: durch ein Hilfsmedium, mit dem Hilfslinien zwischen Naturpol und Gesellschaftspol sowie der Achse ihrer Stabilisierung nachgezeichnet werden.¹⁹ Erkenntnis, so Latour, ist immer nur anhand der Erscheinungen im »Reich der Mitte«²⁰ zwischen diesen Polen möglich. Mit Hilfsmedien wurde demnach die Moderne und das Weltbild von Modernisierungstheorien begründet und zugleich in Frage gestellt.

In dem verfahrenstechnischen Begriff des Hilfsmediums entlarvt sich dessen Doppelrolle als *Intemediär* und *Mediator*,²¹ die derzeit für eine Reihe medien-, aber auch kunstwissenschaftlicher Analysen nutzbar gemacht wird. So zeigt Ann-Sophie Lehmann, dass die Malsubstanz Öl nicht nur als Bindemittel fungiert (als Intermediär, der Bedeutung lediglich transportiert), sondern auch als »verzauberte Technologie«, die (als Mediator, der eine zu transportierende Bedeutung auch transformiert) eine aktive Rolle im Malsystem einnimmt, in dem sie den gesamten Malprozess steuert, aber darüber hinaus auch die Ausstellungs-, Interpreta-

¹⁶ Latour: *Wir sind nie modern gewesen* (wie Anm. 13), S. 31.

¹⁷ Vgl. Steven Shapin und Simon Schaffer: *Leviathan and the Air Pump*, Princeton 1985.

¹⁸ Vgl. Latour: *Wir sind nie modern gewesen* (wie Anm. 13), S. 67–69.

¹⁹ Vgl. Erhard Schüttpelz: Übung an Weltbildern. Bruno Latours Diagramm der Modernisierungstheorien, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1/2013, Thema »Reinigungsarbeit«, hrsg. v. Nacim Ghanbari und Marcus Hahn, S. 145–166.

²⁰ Latour: *Wir sind nie modern gewesen* (wie Anm. 13), S. 106.

²¹ Vgl. auch Bruno Latour: *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005, S. 37 ff.

tions- und selbst die Restaurierungsweise lenkt.²² Auch die digitalen Verheißungen der Internetkultur haben an dem hilfsmedialen Charakter, der Latours Netzwerkverständnis prägt, nicht rütteln können:

»A network [...] is more like what you record through a Geiger counter that clicks every time a new element, invisible before, has been made visible to the inquirer. To put it at its most philosophical level [...], I'd say that network is defined by the series of little jolts that allow the inquirer to register around any given substance the vast deployment of its *attributes*. Or, rather, what takes any *substance* that had seemed at first self-contained (that's what the word means after all) and transforms it into what it needs to *subsist* through a complex ecology of tributaries, allies, accomplices, and helpers.«²³

Während die ANT sich als »Soziologie der Übersetzung«²⁴ versteht, definiert sich die AMT durch die Historiographie und Praxeologie subalternen Medien(systeme), die für delegierte Handlungen konzipiert und ausgerichtet sind. Damit stellt die AMT ganz im Sinne von Markus Krajewski ein zwischen Dienstsubjekt und Dienstobjekt changierendes Zwischenstadium sowie »Agenturen der Dienstbarkeit«²⁵ in den Mittelpunkt der Betrachtung, durch die bspw. Beistelltische, Drehtüren, Kleiderständer, Lastenaufzüge als Delegierte vormals menschlicher Wesen (stummer Diener) erscheinen. Solchermaßen konturierte »Quasi-Objekte des Service« haben den Status eines Mediums, »nämlich dichotomisch geschiedene Bereiche zu verknüpfen, zwischen dem Getrennten zu vermitteln und kraft seiner Übersetzungsarbeit das Entlegene zu verbinden«.²⁶

2. Mediensemantik der ANT

Als die ANT Anfang der 1980er Jahre am *Centre de Sociologie de l'Innovation* (CSI) der Pariser *École des Mines* entwickelt wurde, war eine solche medienwissenschaftliche Inanspruchnahme noch nicht absehbar. Denn die ANT ist keine monolithi-

²² Ann-Sophie Lehmann: Das Medium als Mediator. Eine Materialtheorie für (Öl-)Bilder, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 57/1 (2012), S. 69–88.

²³ Bruno Latour: Networks, Societies, Spheres: Reflections of an Actor-Network Theorist, in: International Journal of Communication 5 (2011), S. 796–810, hier S. 799.

²⁴ Michel Callon: Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammuscheln und der Fischer der St. Brieu-Bucht (1986), in: Belliger, Krieger (Hg.): ANThology (wie Anm. 6), S. 135–174.

²⁵ Markus Krajewski: Quasi-Objekte, in: Harun Maye und Leander Scholz (Hg.): Einführung in die Kulturwissenschaft, München 2011, S. 145–166, hier S. 155.

²⁶ Ebd., S. 159.

sche Theorie, sondern vielmehr eine empirische Praxis und multiple Praxeologie. Die Vermittlungsleistung der ANT besteht darin, dass sie eine Darstellungsweise ermöglicht, die das Soziale und das Technische je ineinander einbettet und dabei *en passant* die Unterscheidung in menschliche und nicht-menschliche Akteure nivelliert. Im Gegenzug wird die Rolle von Medien hervorgehoben, auch wenn diese häufig als Medien nicht explizit werden. Die ANT lässt Nicht-Medien nicht zu²⁷ und dekuviert somit eine Nicht-Nicht-Medien-Theorie.²⁸

Die Theorie ist in ihrer ontologischen Struktur wie ein Netzwerk konzipiert. Daher hat sich der Begriff trotz vieler Widerstände so lange durchsetzen können und konnte auch nicht durch den zwischenzeitlichen Vorschlag einer »Aktanten-Rhizom-Ontologie«²⁹ ersetzt werden. Die ANT ist somit metatheoretisch wie ein Medium angelegt und kann daher keine Aussagen über *ein* Medium, sondern nur für Hilfsmedien treffen. In diesem Sinne ist auch die folgende Aussage Latours zu verstehen:

»I produce books, not a philosophy. Every book I am involved with is a work of writing that has its own categories and its own makeup. I cannot transform all of these books into a unified field of thought that would remain stable over time and of which one book would simply be coherent manifestations. On the other hand, I don't believe in being irresponsible for what I have written. I agree that I have a responsibility for being compatible, like a software designer has to maintain compatibility.«³⁰

Die ANT besteht somit aus vielen einzelnen Theorieskizzen, die je nach vorhandener Problemstellung miteinander kombinierbar sind. Man kann in diesem Zusammenhang auch von einem »Medientheoriebaukasten« sprechen.³¹ Dies hat zur Folge, dass die ANT in ihrer Gesamtheit und Vielschichtigkeit keine Anwendung finden muss und vermutlich auch nicht finden kann – *quod esset demonstran-*

²⁷ Vgl. Kijan Espahangizi: »Immutable Mobiles« im Glas. Grenz betrachtungen zur Zirkulationsgeschichte nicht-inskribierter Objekte, in: David Gugerli et al. (Hg.): Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 7, Schwerpunktthema Zirkulationen, Zürich 2011, S. 105–125.

²⁸ Zum *negativen Beitrag* der ANT vgl. Bruno Latour: Über den Rückruf der ANT (1999), in: Belliger, Krieger (Hg.): ANThology (wie Anm. 6), S. 561–572.

²⁹ Ebd., S. 565. Mit dem Begriff des *Aktanten* soll deutlich werden, dass auch nicht-menschliche Wesen als Akteure einzubeziehen sind.

³⁰ Latour zit. n. Robert Crease et al.: Interview with Bruno Latour, in: Don Ihde und Evan Selinger (Hg.): Chasing Technoscience: Matrix for Materiality, Bloomington 2003, S. 15–26, hier S. 19.

³¹ Tristan Thielmann: Der ETAK Navigator: Tour de Latour durch die Mediengeschichte der Autonavigationssysteme, in: Georg Kneer et al. (Hg.): Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen, Frankfurt/M. 2008, S. 180–219, hier S. 207.

dum –, dass aber sehr wohl die einzelnen Teile ineinander greifen, gleichrangig zu betrachten sind sowie jeweils in sich schlüssig und funktionsfähig sind. Daher erscheint es zunächst plausibel, der ANT selbst eine Netzwerkcharakteristik zuzuschreiben.

Man sollte nur nicht dem Trugschluss unterliegen, dass die ANT die Analyse technischer Netzwerke in besonderer Weise favorisiert. Latour hat daher den Begriff des Arbeits- oder Handlungsnetzes (*worknet*, *action net*) favorisiert,³² um deutlich zu machen, dass in seinem Verständnis Netzwerke immer nur sukzessiv agierende Akteur-Netzwerke und somit ganz im Sinne der Ethnomethodologie »ongoing accomplishments« sind.³³

Nicht zuletzt um die Problematik zu unterlaufen, dass Akteure und Netzwerke immer nur in ihrer soziotechnischen Verflechtung und Untrennbarkeit als Akteur-Netzwerke in Erscheinung treten, wird daher aus sozialtheoretischer Perspektive die *agency* (als Handlungsinitiative) zum Initialbegriff und zur Grundlage der ANT.³⁴ Sie stellt medientheoretisch zugleich ein Mindestmaß, eine Mindestmenge und einen Funken bzw. ein Initial sämtlicher Berichte (*accounts*) dar, wie sie literarisch in Form der *agency* MODICUM einen Ausdruck findet (vgl. Abb. 1 und 2 am Beitragsanfang).³⁵ Der mittelenglische Begriff *modicum* (deutsch: ein Fünkchen, ein Körnchen, ein Quäntchen) verweist dabei darauf, dass in der ANT a) ein anthropometrischer Maßstab aller Medien und Werkzeuge gilt, b) Mediatoren eine irreduzible Größe sind wie auch c) eine Initiative am Beginn einer jedweden Handlungsverknüpfung steht.³⁶

Michel Callon verwendet den Begriff des »socio-technical agencements«, um zu unterstreichen, dass im Französischen *agencement* Agentschaft (*agency*) und Anordnung (*arrangement*) wortspielerisch zusammenfallen.³⁷ Für die deutschsprachige Medientheorie schlägt Erhard Schüttpelz vor, den Begriff der *Agentur* sozialtheore-

³² Vgl. Latour: Reassembling the Social (wie Anm. 21), S. 132.

³³ Harold Garfinkel: Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs, NJ 1967, S. viii, 11. Vgl. auch Jan-Hendrik Passoth und Matthias Wieser: Medien als soziotechnische Arrangements. Zur Verbindung von Medien- und Technikforschung, in: Hajo Greif und Matthias Werner (Hg.): Vernetzung als soziales und technisches Paradigma, Wiesbaden 2011, S. 101–122, hier S. 109.

³⁴ Vgl. Judy Wajcman und Paul K. Jones: Border Communication: Media Sociology and STS, in: Media, Culture & Society 34/6 (2012), S. 673–690, hier S. 676 ff.

³⁵ Vgl. Thomas M. Disch: 334, London 1972/New York, NY 1999.

³⁶ Vgl. Schüttpelz: Elemente einer Akteur-Medien-Theorie (wie Anm. 2) und Erhard Schüttpelz: Ein Maßstab für alle Medien? Eine anthropometrische These im Anschluss an Bruno Latour, in: Sprache und Literatur 104 (2009), S. 79–90.

³⁷ Vgl. Michel Callon: Why Virtualism Paves the Way to Political Impotence. A Reply to Daniel Miller's Critique of »The Laws of the Markets«, in: Economic Sociology. European Electronic Newsletter 6/2 (2005), S. 3–20, hier S. 4.

tisch umzudeuten, da diese a) als ein Zusammenkommen delegierter Handlungsträger zu verstehen sei und b) die Analyse von Handlungsdelegationen immer auch die Delegation an Medien inkludiere.³⁸ Eine Akteur-Medien-Theorie schließt demnach an eine »Agenturtheorie der Medien«³⁹ an. Dadurch sind zunächst zwei Forschungsfelder der ANT umrissen, die in ihrer gegenseitigen Verschränkung den systematischen Ansatzpunkt einer AMT bilden: *Medien der Agentschaft* und *Agenturen der Medien*.

3. Medien der Agentschaft

Die Verständigung zwischen dem Technischen und dem Sozialen entfaltet sich entlang von Transformationsketten – deren personale wie materiale, deren subjekt- wie objekthafte Bindeglieder primär durch ihre (mediale) Verknüpfungsleistung hervortreten. Insofern sind in den ANT-Darstellungen alle technischen und sozialen Abläufe *an* Hilfsmedien gebunden und »gehen wissenschaftliche, technische, organisatorische Tatbestände erst aus den Operationsketten mit ihren Medien hervor, etwa die ›Referenz‹ einer wissenschaftlichen Argumentation«.⁴⁰ Auf diese Weise treten Medien *en passant* auf, ohne dass sie ontologisch vorbestimmt wären.

Dieser Umstand trägt unter Medienwissenschaftlern zu einiger Verwirrung bei, denn die Fokussierung auf die Verkettungen heterogener Elemente stellt ein gemeinsames Medium und damit auch ein gemeinsames *Wesen* in Frage.⁴¹ Die ANT untergräbt damit festgefahrene *Glaubensgrundsätze* der Medienwissenschaft. Gerade weil man »den Anteil ›der Medien‹ an der Verkettung von Handlungsinitiativen« nicht vorab definieren kann, sind die von der ANT dargelegten Abläufe »auf ihre Weise medialisiert, und bilden dabei auch eigenständige Medien heraus: Messinstrumente, Standardisierungen, Papierverkehr, Monitore, Signalapparate«.⁴² Die so skizzierten und zugleich hervorgerufenen Hilfsmedien sind Gegenstand, aber auch Edukt der ANT.

³⁸ Vgl. Schüttpelz: Elemente einer Akteur-Medien-Theorie (wie Anm. 2), S. 13. Vgl. auch Hennion, Méadel: In den Laboratorien des Begehrens (wie Anm. 2), S. 367ff.

³⁹ Helmut Schanze: Ansätze zu einer Agenturtheorie der Medien unter besonderer Berücksichtigung des Fernsehens, in: ders. (Hg.): Medientheorien – Medienpraxis. Fernsehtheorien zwischen Kultur und Kommerz, Siegen 1994, S. 79–86.

⁴⁰ Schüttpelz: Elemente einer Akteur-Medien-Theorie (wie Anm. 2), S. 15.

⁴¹ Vgl. Friedrich Balke: Einleitung, in: ders., Maria Muhle und Antonia von Schöning (Hg.): Die Wiederkehr der Dinge, Berlin 2011, S. 7–16.

⁴² Schüttpelz: Elemente einer Akteur-Medien-Theorie (wie Anm. 2), S. 15.

Heterogene Objekte können aber auch in eine gefühlte Verbindung – in eine menschliche Anbindung – treten und so Mithilfe und Mitleid auf Distanz auflösen.⁴³ Während bei Latour die Transaktionsanalyse von Massenobjekten (Reproduktionen, technischen Objekten etc.) die nicht-menschlichen Mediatoren aufwerten und eigenständige Medien ausbilden, treten vor allem in Hennions Untersuchung zur Handlungsverknüpfung in/von/zu Massenmedien (Plattenproduzenten, Werbeagenturen etc.) die menschlichen Mediatoren und deren *attachments* in den Vordergrund⁴⁴ – andernfalls wäre eine stabile Hierarchie der medialen Vermittlungsleistung nicht darstellbar,⁴⁵ auch und insbesondere nicht im Zuge der *Internetisierung*.⁴⁶

4. Agenturen der Medien

Untersuchen die klassischen soziotechnischen Objektanalysen der ANT die Medialisierungen und die *zu Hilfe eilenden* Medien des *agencement*, werden klassische Medien im Hinblick auf ihre Handlungsstruktur analysiert, mit der Folge, dass die Agentur selbst zum omnipräsenten organisatorischen Behelfsmittel für das Verständnis von Massenmedien wird.

Diese grundlegende handlungstheoretische Perspektive wird im STS-Diskurs häufig unterprivilegiert, bspw. von Law in eine Fußnote verbannt⁴⁷ – dabei lässt diese die ANT erst zu einer umfassenden Medientheorie werden. Denn mit der Fokussierung auf das *agencement* ist unweigerlich auch die organisatorische und soziale Eingebundenheit in Medienagenturen verbunden. Hier kommt der ethnomethodologische Theorieanspruch der AMT zum Tragen, nicht mehr wie in der

⁴³ Vgl. Frederic Ponten: Zur Vermittlung von Mitleid. Ein Kommentar zu Luc Boltanski *La souffrance à distance*, in: Thielmann, Schüttpelz (Hg.): *Akteur-Medien-Theorie* (wie Anm. 2), S. 425–446.

⁴⁴ Vgl. Antoine Hennion: *The Production of Success: An Anti-Musicology of the Pop Song*, in: *Popular Music* 3 (1983), S. 159–193; Antoine Hennion: *An Intermediary between Production and Consumption: The Producer of Popular Music*, in: *Science, Technology and Human Values* 14/4 (1989), S. 400–424; Émilie Gomart und Antoine Hennion: *A Sociology of Attachment: Music Amateurs and Drug Addicts*, in: John Law und John Hassard (Hg.): *Actor Network Theory and After*, Oxford 1999, S. 220–247.

⁴⁵ Vgl. Niels Albertsen und Bülent Diken: *Artworks' Networks. Field, System or Mediators?*, in: *Theory, Culture & Society* 21/3 (2004), S. 35–58.

⁴⁶ Vgl. Antoine Hennion: *Loving Music: From a Sociology of Mediation to a Pragmatics of Taste*, in: *Comunicar – Scientific Journal of Media Education* 34 (2010), S. 25–33.

⁴⁷ Vgl. John Law: *Akteur-Netzwerk-Theorie und materiale Semiotik* (2009), in: Tobias Conradi, Heike Derwanz und Florian Muhle (Hg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*, Paderborn 2011, S. 37, Fn. 36.

ANT nur beschreiben,⁴⁸ sondern auch erklären zu wollen. Jedwedes semiotisches, soziales oder technisches Handeln wird in der AMT zum delegierten Handeln und damit zum Medienhandeln umdeklariert.

Genealogisch rekonstruiert die AMT damit die Tatsache, dass die sozialtheoretische ANT-Deutung das ursprünglich medientheoretische Problem der Vermittlung auf soziotechnische Mittler und deren Medien ausgeweitet hat.⁴⁹ Dies unterscheidet die Mediatoren als Hilfsmedien von Hilfsmitteln. Die AMT vereint damit sozial- und medientheoretische Perspektiven der Mediatisierung und Medialisierung, sofern diese überhaupt je zu trennen gewesen wären (und veröhnt zudem die Mediatisierung mit ihrem ursprünglichen Begriffsverständnis der Subordination).⁵⁰

Selbst ein auf den ersten Blick rein medienzentriertes Konzept, wie eine vermeintliche *Convergence Culture*,⁵¹ das auf einer grundlegenden Rekonzeptualisierung von Mediennutzern und Mediennutzung beruht, lässt sich hilfsmedial eingruppieren. Auch in einer *Konvergenzkultur* markiert der/die Nutzer/Nutzung nicht länger den Endpunkt einer Transformations- und Übersetzungskette: »consumers were forced to resort to auxiliary media forms«. ⁵² Die Verfügbarmachung von Hilfsmitteln der und Zugängen zur Medienproduktion glaubt, eine hilfsmediale Zuflucht überkommen zu können, und stellt doch nur wieder ein neues (medientheoretisches) *Assistenzsystem* und *Grenzobjekt* zur Verfügung.

5. Mediationsprogramme und Zwischenobjektivierungen

Um dem entgegen zu wirken, zielt das heuristische Programm der AMT darauf, die einzelnen Mediatisierungs- und Medialisierungsschritte als solche konkret beschreibbar zu machen – sei es in Form mikroanalytischer Medienethnographien, medienhistorischer Makroanalysen oder der Nachverfolgung digitaler Spuren, die quer zu Mikro-Makro-Dichotomien verlaufen.

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 22.

⁴⁹ Vgl. Schüttpelz: *Elemente einer Akteur-Medien-Theorie* (wie Anm. 2), S. 18.

⁵⁰ Vgl. Knut Hackett: *Mediatisierung und Medialisierung der Kultur*, in: Maren Hartmann und Andreas Hepp (Hg.): *Die Mediatisierung der Alltagswelt*, Wiesbaden 2010, S. 85–96, hier S. 85.

⁵¹ Vgl. Henry Jenkins: *Convergence Culture: Where Old and New Media Collide*, New York, NY 2006.

⁵² Axel Bruns: *Produsage, Generation C, and Their Effects on the Democratic Process*, in: *Proceedings Media in Transition 5*, MIT, Cambridge, MA 2007, unter: <http://eprints.qut.edu.au/7521/1/7521.pdf> (12.04.2013).

Der Maxime »Folge den Mittelern!«⁵³ oder »Follow the Medium«⁵⁴ entsprechend zielt die medienwissenschaftliche Weiterentwicklung der ANT darauf, alle Größen, die andere Größen hervorbringen, koordinieren, steuern, anzeigen, ausweisen, ergänzen, unterstützen, untermauern, aber auch ausfallen und auslöschen lassen, zum Vorschein zu bringen.

Folgt dabei Schüttpelz primär einer Mediengeschichte der *Longue Durée*, die Formkonstanzen über Transformationen hinweg und mediale Erfindungen auf ihre Rekombination der verschiedenen Handlungsinitiativen hin untersucht,⁵⁵ geht es dem MACOSPOL-Forschungsverbund (www.mappingcontroversies.net) um Bruno Latour, Richard Rogers, Tommaso Venturini u. a. darum, die Handlungsmacht von Datensätzen und Softwareprogrammen durch eine Vielzahl von mikroanalytischen Kartierungen zu erfassen und darzustellen.⁵⁶

Will Schüttpelz sämtliche Medien als Medienplattformen entlarven und damit die praxeologische Substanz der Konjunktur vermeintlich *neuer Medien* in Frage stellen, zielen Rogers und die *Digital Methods Initiative* (www.digitalmethods.net) darauf, medienimmanente Erklärungen durch die Aufdeckung von hintergründigen Softwareprozessen *tiefer zu legen* und so Medienplattformen mittels algorithmischer Dekonstruktion einer Analyse zugänglich zu machen. Beide Verfahren der Infragestellung absoluter Medienbegriffe wie *Netzwerk*, *Weltbild*, *Suchmaschine* etc. bedienen sich dazu (unterschiedlich interpretiert) einer digitalen Ethnographie, um die Situations- und Skriptgebundenheit jedweder Medienspezifika hervortreten zu lassen.

Hierzu haben die STS im Anschluss an die ANT weitere theoretische Konzepte entwickelt, die für eine AMT nutzbar gemacht werden.⁵⁷ So ermöglicht es der

⁵³ Schüttpelz: Elemente einer Akteur-Medien-Theorie (wie Anm. 2), S. 19 ff.

⁵⁴ Richard Rogers: *The End of the Virtual: Digital Methods*, Amsterdam 2009, S. 10 ff.

⁵⁵ Vgl. Erhard Schüttpelz: Ein absoluter Begriff. Zur Genealogie und Karriere des Netzwerkkonzepts, in: Stefan Kaufmann (Hg.): *Vernetzte Steuerung. Soziale Prozesse im Zeitalter technischer Netzwerke*, Zürich 2007, S. 25–46; Erhard Schüttpelz: Die medienhistorische Überlegenheit des Westens. Zur Geschichte und Geographie der *immutable mobiles* Bruno Latours, in: Jörg Döring und Tristan Thielmann (Hg.): *Mediengeographie. Theorie – Analyse – Diskussion*, Bielefeld 2009, S. 67–110.

⁵⁶ Vgl. Bruno Latour: *Learning to Navigate through Controversial Dataspace*. The MACOSPOL Platform. Final report, Paris 2010, unter: <http://cordis.europa.eu/documents/documentlibrary/116654541EN6.pdf> (12.04.2013); Tommaso Venturini: *Building on Faults: How to Represent Controversies with Digital Methods*, in: *Public Understanding of Science* 21/7 (2012), S. 796–812.

⁵⁷ Vgl. auch Florian Hoof: Ist jetzt alles »Netzwerk«? Mediale »Schwellen- und Grenzobjekte«, in: ders., Eva-Maria Jung und Ulrich Salaschek (Hg.): *Jenseits des Labors. Transformationen von Wissen zwischen Entstehungs- und Anwendungskontext*, Bielefeld 2011, S. 45–62.

Begriff des »boundary objects«⁵⁸ epistemische/technische Objekte in der Peripherie oder außerhalb von Medienpraktiken zu verorten und damit Grenzen zwischen »communities of practice« zu markieren. Diese Objekte betonen, dass mit ihrer Hilfe Kooperationen ohne Konsens initiiert und grenzüberschreitendes Wissen vermittelt wird.

Im Rahmen der AMT ist es die Aufgabe solcher institutioneller Hilfsmedien, mediale Selbstbeschreibungsformeln zu unterlaufen und auf die Probe zu stellen. Dies gelingt gemäß Schüttpelz, indem man »die jeweiligen medialen ›Grenzobjekte‹ (z. B. Kataloge, Diagramme, Organigramme, Formulare) in den Kategorien eines anderen ›Grenzobjekts‹ und seiner Verfahren«⁵⁹ (z. B. Sammlungen, Suchmaschinen, Skizzen, Entwürfe, Standardisierungen, Medieninnovationen, *Social Media* etc.) darstellt. Aus medienwissenschaftlicher Sicht stellt somit die AMT den Versuch dar, der Diskussion um eine *Medienspezifik* zu enttrinnen, während aus wissenschaftstheoretischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive umgekehrt eine disziplinäre Weiterentwicklung darin liegt, *medienzentrierte* Analysen vorzunehmen.

So betonen Boris Ewenstein und Jennifer White die Inklusionen und Interdependenzen von technischen Objekten, epistemischen Objekten und Grenzobjekten in Designprozessen.⁶⁰ Eine solche Perspektive rückt innerhalb der Wissenschaftsforschung die Multidimensionalität von Objekten in den Fokus und damit deren Materialbedingungen, deren symbolische und soziale Eingebundenheit in Organisationen wie auch in iterative und dialogische Prozesse kollektiver Wissensarbeit.

Espahangizi verweist darauf, dass die Wissenschaftsforschung zunehmend medienontologische Züge trägt.⁶¹ Gerade bei nicht-inskribierten Objekten wird deutlich, dass die ANT das Verhältnis von Behältnis und Beinhaltetem bedeutungstragend werden lässt und damit dem *The-medium-is-the-message*-Diskurs ein weiteres Spielfeld hinzufügt. Die ANT erzeugt auf diese Weise eine handlungsorientierte Ausdifferenzierung von Medien: In mikrobiologischen Laboratorien sind dies Gefäße, intermediäre Milieus (Kulturmedien) sowie Fixierungstechniken. Insbesondere das Material Glas und seine Anschlussmedien werden so als immerwährende Hilfsmedien beschreibbar, die einer historischen Pfadabhängigkeit

⁵⁸ Susan Leigh Star und James R. Griesemer: Institutional Ecology, ›Translations‹ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39, in: *Social Studies of Science* 19 (1989), S. 387–420.

⁵⁹ Schüttpelz: *Elemente einer Akteur-Medien-Theorie* (wie Anm. 2), S. 41.

⁶⁰ Vgl. Boris Ewenstein und Jennifer Whyte: Wissenspraktiken im Design. Die Rolle visueller Repräsentationen als »epistemische Objekte« (engl. 2009), in: Claudia Mareis, Gesche Joost und Kora Kimpel (Hg.): *Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext*, Bielefeld 2010, S. 47–80.

⁶¹ Vgl. Espahangizi: »Immutable Mobiles« im Glas (wie Anm. 27).

und je spezifischen Funktionsabhängigkeit unterliegen.⁶² Aus medienwissenschaftlicher Sicht schließt dies an Definitionen an, die Medien nur durch ihre Inbeziehungsetzung verstanden wissen wollen.⁶³

Eine Weiterführung der wissenschaftlichen Diskussion um »die Spezifik der Medien«,⁶⁴ die das Spezifische nicht nur in einer bestimmten Technik, sondern in einer analytischen Praxis erkennt, findet derzeit statt, wenn es um die Analyse digitaler Medien mit digitalen Methoden geht.⁶⁵ Hier steht die Sozialforschung vor der Herausforderung, wie aus einem heterogenen Set von Online-Akteuren und -Agenturen zurückverfolgbare Daten gewonnen werden können.⁶⁶ Vorgeordnete Daten, die bereits in der Diskussion um Grenzobjekte als methodologische Herausforderung begriffen wurden, gewinnen insofern bei der medienwissenschaftlichen Analyse des *Real-time Web* neue Brisanz. Insbesondere die Analyse von *Big-data*-Phänomenen macht den Einsatz von digitalen Hilfsmitteln (*devices*) notwendig, die selbst die zu analysierenden Daten präformieren und so die Analyse von Netzstrukturen erschweren.⁶⁷ Aus diesem Grund hat sich in den Sozialwissenschaften eine kritische Würdigung der Konzeption derartiger Hilfsmedien etabliert, um die Fluidität der Unterscheidung zwischen Objekten und Methoden digitaler Sozialforschung zu problematisieren.⁶⁸ Eine Akteur-Medien-Theorie leistet insofern für die Online-Forschung einen Beitrag dazu, die Differenz zwischen einem »scraping the medium« und einem »scraping the social« als solche sichtbar zu machen.

Der Zugang zur Netzanalyse war und ist nur durch Hilfsmittel möglich, die sich als Hilfsmedien entpuppen, da sich im Prozess der Sichtbarmachung (durch Web-Crawler und -Scraper) der Analysegegenstand verändert und zu verschwinden droht. Insofern ist zwar ein Teil der ANT schon immer Medientheorie gewe-

⁶² Vgl. Espahangizi: »Immutable Mobiles« im Glas (wie Anm. 27), S. 118.

⁶³ Vgl. Ates Gürpınar: Von Kittler zu Latour. Beziehung von Mensch und Technik in Theorien der Medienwissenschaft, Siegen 2012, S. 97f.

⁶⁴ Vgl. Jens Schröter: Intermedialität, Medienspezifität und die universelle Maschine, in: Sybille Krämer (Hg.): Performativität und Medialität, München 2004, S. 385–411.

⁶⁵ Vgl. Noortje Marres und Esther Weltevrede: Scraping the Social? Issues in Live Social Research, in: Journal of Cultural Economy, 22.02.2013, <http://www.tandfonline.com/doi/pdf/10.1080/17530350.2013.772070> (12.04.2013).

⁶⁶ Vgl. Noortje Marres: The Environmental Teapot and Other Loaded Household Objects: Re-connecting the Politics of Technology, Issues and Things, in: Penelope Harvey et al. (Hg.): Objects and Materials: A Routledge Companion, London 2013 (im Erscheinen).

⁶⁷ Vgl. John Law, Evelyn Ruppert und Mike Savage: The Double Social Life of Methods. CRESC Working Paper Series 95. The Open University, Milton Keynes 2011, <http://www.cresc.ac.uk/sites/default/files/The%20Double%20Social%20Life%20of%20Methods%20CRESC%20Working%20Paper%2095.pdf> (12.04.2013).

⁶⁸ Vgl. Marres, Weltevrede: Scraping the Social? (wie Anm. 65).

sen, die STS aber gerade erst auf dem Weg dazu, sich ihrer medientheoretischen Desiderate bewusst zu werden.⁶⁹

6. Akteur-Netzwerk-Web-Theorie

Die Analyse der digitalen Restrukturierung sozialer Existenzen markiert aktuell ein drittes Forschungsfeld der ANT, das sich im Anschluss an die hier bereits aufgeführten Kapitel zu *Medien der Agentschaft* und *Agenturen der Medien* zur AMT hinzugruppieren lässt. Das Forschungsinteresse an digitalen Medien bezieht sich dabei vor allem auf deren nahezu unweigerliche Spurerzeugung, die leicht erfasst, aufgezeichnet, wiedergegeben und scheinbar jederzeit wiedergewonnen werden kann.⁷⁰ In den common-sensuellen Formen und Praxen der Datenbergung (*crawling, querying, scraping, parsing* etc.) sehen Latour u. a. eine nahezu medientheoretische Notwendigkeit zur Integration von Netzwerkanalysen und ANT,⁷¹ die dadurch im Begriff ist, eine Theorie von »actor network webs«⁷² zu *entspinnen*.

Digitale Daten verfügen zwar selbst über keinen repräsentationalen Charakter, sind aber in Bezug auf die Darstellung der Transformations- und Übersetzungskette transparent, kohärent und repräsentativ, da diese immer nah an den sozialen Akteuren bleibt. Die Nachzeichnung und Rückverfolgbarkeit kollektiver Phänomene ist jederzeit möglich, sofern die Mittler ihrem digitalen Charakter treu bleiben, weshalb Venturini und Latour eine vollständig digitale Welt herbeisehen, die nicht länger einer sozialwissenschaftlichen Unterscheidung von Mikrointeraktionen und Makrostrukturen bedarf, sondern mit quali-quantitativen Methoden direkt zugänglich und erfassbar scheint.⁷³

Digitale Medienplattformen bieten hierzu die Möglichkeit, das sozialtheoretische Problem, sich zwischen einer Analyse auf der Mikroebene sozialer Akteure und der Makroebene sozialer Aggregate entscheiden zu müssen, dadurch zu lösen, dass beides als je unterschiedliche Art der Navigation durch Datensätze gelesen

⁶⁹ Vgl. Nick Couldry: *Media, Society, World: Social Theory and Digital Media Practice*, Cambridge 2012; Wajcman, Jones: *Border Communication* (wie Anm. 34).

⁷⁰ Vgl. Tommaso Venturini und Bruno Latour: *The Social Fabric: Digital Traces and Quali-quantitative Methods*, in: Ewen Chardronnet (Hg.): *Proceedings of Futur en Seine 2009. The Digital Future of the City. Festival for Digital Life and Creativity, Paris 2010*, http://www.medialab.sciences-po.fr/publications/Venturini_Latour-The_Social_Fabric.pdf (12.04.2013).

⁷¹ Vgl. Bruno Latour et al.: *The Whole is Always Smaller Than Its Parts – A Digital Test of Gabriel Tarde's Monads*, in: *British Journal of Sociology* 63/4 (2012), S. 590–615.

⁷² Law: *Akteur-Netzwerk-Theorie und materiale Semiotik* (wie Anm. 47), S. 31.

⁷³ Vgl. Venturini, Latour: *The Social Fabric* (wie Anm. 70).

wird.⁷⁴ Bereits der Gedanke an ein Individuum oder eine Gesellschaft wird als ein Artefakt der Art und Weise konturiert, wie wir digitale Daten akkumulieren.⁷⁵ Die ANT ist so auf dem Weg, sich zu einer Materialtheorie von Datennetzen zu entwickeln, wodurch letztlich die medienwissenschaftlichen Theoriebestandteile gestärkt werden und die *German Media Theory* mit Rückgriff auf Friedrich Kittler ein neues Anschlussgebiet vorfindet.

Digitalität hat paradoxerweise vor allem die Materialität von Netzwerken stärker hervortreten lassen: »The more digital, the less *virtual* and the more *material* a given activity becomes.«⁷⁶ Gleichwohl bleiben nach wie vor bürokratische Routinen für das Verständnis von Datennetzen ebenso bedeutsam wie materielle Widerstände und Gleichungen. Die *digitale Landnahme* hat nur mehr als alle technologischen Entwicklungen zuvor deutlich gemacht, dass die tradierte visuelle Repräsentation von Netzwerken als eine Akkumulation von Knoten, deren Verbindungslinien zugleich den Rand eines Netzwerks markieren, an seine Grenzen stößt.

Die eigentliche Netzwerkrevolution besteht für Latour in der Koinzidenz seines konzeptionellen Netzwerkverständnisses (als Form der Handlungsredistribution) und der Rematerialisierung von Netzwerken durch digitale Technologien. Die von Schüttpelz in Frage gestellte Isomorphie von sozialen und technischen Netzwerken⁷⁷ wird als medientheoretischer Erkenntnisgewinn der ANT negiert und stattdessen *soziale Medien* und eine veränderte *digitale Datenlandschaft* zu Impulsgebern und Indikatoren einer *neuen* Sozialtheorie emporgehoben, die das Individuum und die Gesellschaft als Aggregate eines bidirektionalen Kontinuums begreift. Diese multiplen und vollständig reversiblen Aggregatzustände sind gemäß Latour durch die wachsende Bedeutung von a) Datenlandschaften, b) On-Screen-Navigationsverfahren und c) die ANT selbst virulent geworden.⁷⁸

Hierin kommt die adaptive Fähigkeit der ANT zum Ausdruck, aktuelle Medienentwicklungen nicht nur als Analysegegenstand zu behandeln, sondern als integralen Bestandteil der Theoriekonzeption zu begreifen. Darin liegt die eigentliche Stärke des Netzwerkbegriffs wie auch dessen medientheoretische Unterfütterung begründet: »The Net's secret weapon is that it doesn't care what kind of medium it runs over.«⁷⁹ Insofern entpuppen sich die Web-Theorien, welche die

⁷⁴ Vgl. Latour et al.: *The Whole is Always Smaller Than Its Parts* (wie Anm. 71); Valérie November, Eduardo Camacho-Hübner und Bruno Latour: *Das Territorium ist die Karte. Raum im Zeitalter digitaler Navigation* (2009), in: Thielmann, Schüttpelz (Hg.): *Akteur-Medien-Theorie* (wie Anm. 2), S. 583–614.

⁷⁵ Vgl. Latour: *Networks, Societies, Spheres* (wie Anm. 23), S. 803.

⁷⁶ Ebd., S. 802.

⁷⁷ Vgl. Schüttpelz: *Ein absoluter Begriff* (wie Anm. 55).

⁷⁸ Vgl. Latour: *Networks, Societies, Spheres* (wie Anm. 23), S. 805.

⁷⁹ Cory Doctorow: *Shannon's Law*, in: Holly Black und Ellen Kushner (Hg.): *Welcome to*

Akteur-Netzwerk-Theorie einbeziehen, bislang nur mehr als Spezialfall der Akteur-Medien-Theorie.

7. Drawing Things Together

Die AMT macht a) deutlich, dass die durch die ANT kenntlich gemachten Akteur-Netzwerke in allen Medien beobachtbar sind und in keinem notwendigen Zusammenhang zu technischen Netzwerken stehen. Das *Zusammenfallen* von sozialen und technischen Netzwerken ist allen Medien inhärent, denn die ANT »behandelt alle Phänomene in den sozialen und natürlichen Welten als kontinuierlich generalisierten Effekt derjenigen Beziehungsnetze, innerhalb derer sie verortet sind.«⁸⁰

Zudem wird b) kenntlich, dass die ANT nicht nur eine Theorie und Analyse-methode ist, sondern auch ein Werkzeug, eine Sichtweise und eine Ontologie, sie mithin selbst einen medialen Charakter hat. Ein Großteil der ANT-Kritik, die sich auf deren haltlose, offene und zirkuläre Mediendefinition bezieht, scheint zu übersehen, dass es der ANT nur am Rande um die Beobachtung von Medien, sondern vielmehr um Medien (in) der Beobachtung geht.⁸¹

Ein Verständnis der ANT als AMT kann somit auch scheinbar medienfernen Disziplinen helfen, die ANT besser zu verstehen. Sie ist im klassisch medientheoretischen Sinne immer weniger ein »Baukasten«,⁸² sondern vermehrt eine »Werkzeugkiste«:⁸³ Sie bedarf einer Vielzahl von digitalen Hilfsmedien (*multilayered tool-kits*, ein Patchwork von Kartierungen), um den behelfsmedialen Charakter von Datennetzen zu erforschen.⁸⁴

Dabei geht es Latour – was von der STS bisweilen übersehen wird⁸⁵ – um die Durchsetzung des Bloor'schen Prinzips der Reflexivität,⁸⁶ wonach die Form der Erklärung (durch Hilfsmedien) mit der Form des Untersuchungsgegenstands (Me-

Bordertown: New Stories and Poems of the Borderlands. New York, NY 2011, S. 90–132, hier S. 95.

⁸⁰ Law: Akteur-Netzwerk-Theorie und materiale Semiotik (wie Anm. 47), S. 21.

⁸¹ Vgl. Gürpınar: Von Kittler zu Latour (wie Anm. 63), S. 94 ff.

⁸² Hans Magnus Enzensberger: Baukasten zu einer Theorie der Medien, in: Kursbuch 20 (1970), S. 159–186.

⁸³ Law: Akteur-Netzwerk-Theorie und materiale Semiotik (wie Anm. 47), S. 22.

⁸⁴ Vgl. Venturini: Building on Faults (wie Anm. 56).

⁸⁵ Vgl. Ingo Schulz-Schaeffer: Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Ko-Konstitution von Gesellschaft, Natur und Technik, in: Johannes Weyer (Hg.): Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung, München 2011, S. 277–300.

⁸⁶ Vgl. David Bloor: Knowledge and Social Imagery, Chicago/London 1991, S. 7.

dien der Delegation und Hilfesuche) korrespondieren sollte. In dieser Selbstanwendung soziomedialer Erkenntnisse auf den Erkenntnisprozess kommt der reflexive Charakter der Soziologie wissenschaftlichen Wissens wie auch der beobachtenden Medien zum Ausdruck.

Im Endeffekt spielt Latour damit Formen des Ausweichens auf sozial-, medien- und wissenschaftstheoretischen Ebenen durch: sei es durch allgegenwärtige Navigationspraxen (zwischen Mikro- und Makroentitäten), sei es durch die Abstreifung von Medien an Hilfsmedien, sei es durch einen epistemischen und methodischen Relativismus im Anschluss an Bloor. Nur in dieser Zusammenfügung kommt der universale Charakter wissenschaftlicher Gesetze zum Ausdruck.⁸⁷

Die AMT ist damit mehr als eine Vermittlungstheorie, da sie a) neben der Materialität der Medien b) die Rechenschafts- und Inrechnungsstellungsfähigkeit des Medialen betont, c) ästhetische Eigenschaften (Formkonstanz über Variationen hinweg, Symmetrieprinzipien, optische Konsistenz etc.) in den Mittelpunkt der Betrachtung epistemischer Prozesse stellt und d) selbst Medien herausbildet, die sich erst in der Darstellung des Gegenstands konstituieren, den es zu untersuchen gilt. Medien sind schlichtweg eine *causa sui generis* und lassen sich nicht allein durch In-Beziehung-Setzung oder Hybridisierung des Sozialen, Semiotischen und Naturalisierten/Technischen beschreiben, wie es mit Hilfe der ANT bislang versucht wurde.

Der Gewinn einer Betrachtung medialisierter⁸⁸ Abläufe durch eine AMT besteht darin, a) nicht vorab festzulegen, wo man *die Medien* in einer Handlungsverknüpfung findet, und b) dass der Anteil *der Medien* an der Verkettung von Handlungsinitiativen nicht fixiert ist. Darin zeigt sich aber zugleich c) auch die Schwierigkeit einer AMT, denn *die Medien* in einer Handlungsverknüpfung und als Ergebnis der Verkettung von Handlungsinitiativen lassen sich nur durch Hilfsmedien analysieren und offenbaren. Damit wird eine Theorie von Medienprozessen und -praktiken zwar mundan und handhabbar, verliert aber auch ihren Allgemeingültigkeitsanspruch.

Die Größe *der Medien* ist geschrumpft auf das Niveau eines Hilfsmediums: auf notwendige, leidtragende und zur Seite stehende Medien einer Handlungsverflechtung, auf eine Vielzahl irreduzibler, subalternen, sich wechselseitig bedingender und unterstützender Mediatoren, involvierter Intermediäre und sich gruppierender Agenturen, die Untersuchungsgegenstand, -instrument und -edukt einer AMT sind.

⁸⁷ Vgl. auch Bruno Latour: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft, Frankfurt/M. 2002, S. 250.

⁸⁸ Vgl. Schüttpelz: Elemente einer Akteur-Medien-Theorie (wie Anm. 2), S. 57f.; Tristan Thielmann: Digitale Rechenschaft. Die Netzwerkbedingungen der Akteur-Medien-Theorie seit Amtieren des Computers, in: ders., Schüttpelz (Hg.): Akteur-Medien-Theorie (wie Anm. 2), S. 377–424, hier S. 380, 390.

Medium Infrastruktur

Trajektorien soziotechnischer Netzwerke in der ANT

Gabriele Schabacher

INFRASTRUKTUREN GERATEN ERST NEUERDINGS verstärkt in den Fokus medienwissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Zwar gelten sie als notwendige hardwareseitige Bedingung bzw. apparative Voraussetzung von Medienprozessen und gehören typischerweise zum Inventar medienhistorischer Beschreibungen technischer Systeme wie Telegraf, Telefon und Rundfunk, doch erhielt der Begriff selten eine medienwissenschaftlich pointierte Stellung. Und dies obwohl Medien, so ließe sich in einem ersten Zugriff formulieren, nur in Gestalt infrastrukturell-räumlicher Arrangements überhaupt greifbar sind. Medien existieren so verstanden nur *in* bzw. *als* Infrastruktur. Dass dieser Zusammenhang so selten thematisiert wird, hat mit einer gemeinsamen Eigenschaft von Medien und Infrastrukturen zu tun, der im Rahmen dieses Beitrags noch genauer nachzugehen sein wird. Infrastrukturen wie Medien tendieren zu einer spezifischen Form von Transparenz und stehen damit auf der Seite des Nicht-Sichtbaren; sie treten in der Regel nur im Moment der Bildstörung, des Systemfehlers, des Verkehrsstaus überhaupt in die Alltagserfahrung. Insbesondere die Science and Technology Studies (STS), vor allem in Form der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), bieten nun einen genuinen Zugang, um diese mediale Dimension des Infrastrukturellen zu erschließen.

Der vorliegende Text nimmt sich vor, diesen Zusammenhang von ANT, Medien und Infrastrukturen in mehreren Schritten zu entfalten. Zunächst wird es darum gehen, das Thema des Verkehrs als privilegierten Einstiegspunkt einer Auseinandersetzung um Infrastrukturen und Medien zu diskutieren (1.). Sodann ist das erstarkende Interesse an Infrastrukturen theoriegeschichtlich in den Blick zu nehmen, so wie es sich in verschiedenen Disziplinen, vor allem in den Science and Technology Studies, aber etwa auch in den Mobilities Studies formiert (2.). Dabei wird die systematische Perspektivierung des Konzepts vornehmlich unter Bezug auf die Arbeiten von Susan Leigh Star und Geoffrey Bowker entwickelt. Darauf aufbauend wird Infrastruktur als Konzept gekennzeichnet, das entlang verschiedener Oppositionen – technisch/sozial, un/sichtbar, global/lokal, im/materiell, statisch/dynamisch etc. – theoretisch bestimmbar ist. Der Verflechtung dieser Achsen möchte ich im Blick auf drei Schwerpunkte der Infrastrukturdiskussion nachgehen: bezogen auf die In/visibilität von Infrastrukturen (3.), unter

Rekurs auf die Frage der Standardisierung (4.) und mit Blick auf die spezifische Prozessualität von Infrastrukturen (5.). Schließlich werden diese Überlegungen noch einmal mit Bezug auf das für die ANT bedeutsame Verhältnis von Transport und Transformation zusammengeführt (6.).

1.

Was den Zusammenhang von Medien, Verkehr und ANT betrifft, ist zunächst auf die bereits im Begriff *communications* angelegte Überschneidung von Kommunikation und Transport hinzuweisen,¹ derzufolge die Infrastrukturen von Verkehrs- und Nachrichtensystemen auf derselben Ebene anzusiedeln sind. Bekanntlich zeigt die Medientheorie kanadischer Prägung noch deutlich ihren Infrastrukturbезug.² Zwar lässt Marshall McLuhan die Materialität der Raumüberbrückung letztlich in einer instantanen Informationsbewegung kollabieren,³ bei Harold Adams Innis jedoch manifestieren sich Transport- und Telekommunikationsinfrastrukturen noch in ihrer ganzen Sperrigkeit. Bevor Innis seine Medientheorie in *Empire and Communications* ausarbeitet,⁴ folgt er in seinem wirtschaftshistorischen Frühwerk den Handelswegen der kanadischen Lachs-, Pelz- und Holzindustrie und führt dabei die politische und kulturelle Geschichte Kanadas maßgeblich auf indigene Praxen sowie auf natürliche, d. h. geologische und biologische Zusammenhänge zurück.⁵ Dies und die Verbindung von *communications* mit Fragen der Öko-

¹ Vgl. Nigel Thrift: *Transport and Communications 1730–1914*, in: R. A. Dodgshon und R. A. Butlin (Hg.): *An Historical Geography of England and Wales*, London 1990, S. 453–486; Peter J. Hugill: *Global Communications since 1844. Geopolitics and Technology*, Baltimore, MD/London 1999; Asa Briggs und Peter Burke: *A Social History of Media. From Gutenberg to the Internet*, Cambridge, MA/Malden, MA 2009. Ferner James Carey: *Communication and Culture. Essays on Media and Society*, London/New York, NY 2009; Jeremy Packer und Craig Robertson (Hg.): *Thinking with James Carey. Essays on Communications, Transportation, History*, New York, NY 2006.

² Vgl. Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle. Understanding Media [1964]*, Dresden/Basel 1995, S. 141 ff.

³ Ähnlich auch das Konzept der »space-time-compression« (David Harvey: *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*, Cambridge, MA/Oxford 1990, S. 240 ff.) bzw. der Raumvernichtung (Paul Virilio: *Fluchtgeschwindigkeit: Essay*, München/Wien 1996).

⁴ Vgl. Harold A. Innis: *Empire and Communications*, Oxford 1950.

⁵ Vgl. etwa Harold A. Innis: *The Importance of Staples Products in Canadian Development*, in: ders.: *Staples, Markets, and Cultural Change. Selected Essays*, hrsg. v. Daniel Drache, Montreal 1995, S. 3–23. Zur mediengeschichtlichen Relevanz von Innis' Frühwerk vgl. ferner Gabriele Schabacher: *Traffic as »Dirt Experience«*. Harold Innis's Tracing of Media, in: Marion Näser-Lather und Christoph Neubert (Hg.): *Traffic. Media as Infrastructures and Cultural Practices*, Amsterdam 2014 (im Erscheinen).

nomie und Herrschaft stellt Innis in die Tradition des 19. Jahrhunderts, welche einen weiten Verkehrsbegriff favorisiert, der die Beförderung von Personen, Gütern und Nachrichten in den Horizont einer allgemeinen Kultur- und Zivilisationstheorie einrückt.⁶ Dabei begegnet der Begriff ›Verkehr‹ in seiner noch unverkürzten Bedeutung als geselliger Umgang, Handel und Transport. Entsprechend werden die Neuerungen des 19. Jahrhunderts – Eisenbahn und Telegrafie – noch im Rahmen einer solchen allgemeinen Zivilisations- und Kulturtheorie gerechtfertigt. So schreibt der deutsche Eisenbahnpionier Friedrich List 1841: »Früher hatte ich [...] nur den Effect der Transport-Anstalten im Einzelnen beobachtet [...]. Jetzt erst fing ich an, sie [...] nach ihrem Einfluß auf das ganze geistige und politische Leben, den geselligen Verkehr, die Productiv-Kraft und die Macht der Nationen zu betrachten.«⁷ Bereits 1857 thematisiert dann Karl Knies in seiner einschlägigen Monographie *Der Telegraph als Transportmittel* die Verengung des Begriffs:

»In der That – während der Begriff des Verkehrs im weitesten Wurfe Alles umfaßt was sich in der Lebensweise der Menschen [...] herausbildet, während somit die Geschichte des Verkehrs nicht nur die gefeiertsten Erfindungen wie die der Buchstabenschrift, der Buchdruckerkunst und dergl. umschließt, sondern geradezu mit der Geschichte der gesellig lebenden Menschheit zusammenfällt – denkt man doch in dem Brauche des gemeinen Lebens bei dem Worte Verkehr regelmäßig nur an die besondere Art desselben, an den Verkehr mittelst des ›Transportes.«⁸

List, Knies und andere Theoretiker des 19. Jahrhunderts diagnostizieren also bereits jene transporttechnische Verengung, die das Konzept des ›Verkehrs‹ für die Medienwissenschaften in der Folge McLuhans schließlich nur noch als Inbegriff einer universalen Beschleunigung denkbar sein lässt. Die Rückgewinnung eines weiteren und weniger teleologischen Verkehrsbegriffs für die Medienkulturwissenschaft⁹ knüpft sich dabei aktuell an den Begriff der Infrastruktur. Denn aufgrund ihrer Netzhaftigkeit folgt das Konzept Infrastruktur nicht der Logik der Beschleunigung und Geschwindigkeit, sondern einer Logik der Verdichtung und Verflechtung.

⁶ Vgl. für eine ausführlichere Darstellung dieser Genealogie Gabriele Schabacher: *Medien und Verkehr. Zur Genealogie des Übertragungswissens zwischen Personen, Gütern und Nachrichten*, in: *Tumult* 39 (Juni 2013): Von Wegen (im Druck).

⁷ Friedrich List: *Das nationale System der politischen Ökonomie*, Stuttgart/Tübingen 1841, S. xxii.

⁸ Karl Knies: *Der Telegraph als Verkehrsmittel. Mit Erörterungen über den Nachrichtenverkehr überhaupt*, Tübingen 1857, S. 4.

⁹ Vgl. dazu auch Christoph Neubert und Gabriele Schabacher (Hg.): *Verkehrsgeschichte und Kulturwissenschaft. Analysen an der Schnittstelle von Technik, Kultur und Medien*, Bielefeld 2013.

Genau in diesem Punkt nun manifestiert sich der Zusammenhang der Medien- und Verkehrsthematik mit der ANT. Und zwar in mehreren Hinsichten. Zum einen ermöglicht die ANT historisch einen erneuten Blick auf die »moderne« Ausdifferenzierung des ursprünglich weiten Verkehrsbegriffs als einer Übertragung von Personen, Gütern und Nachrichten in die epistemologisch wie ontologisch getrennten Sphären materieller, sozialer und symbolischer Prozesse.¹⁰ Eine Wiedergewinnung des Infrastruktur- und Verkehrszusammenhangs für die Medienwissenschaft ermöglicht also die Revision klassischer Modernisierungserzählungen der Optimierung von Verkehrs- und Nachrichtenflüssen zugunsten einer Berücksichtigung synchroner Kopplungen soziotechnischer wie medienkultureller Ensembles. Systematisch gesehen bedeutet dies eine ganz grundsätzliche Hybridisierung von Technik, Gesellschaft und Diskurs. Zweitens vermag die ANT die vermeintliche Konzentration auf die Dimension des Transports zugunsten eines komplexen Verhältnisses von Transport und Transformation zu übersetzen, wodurch Verkehrsprozesse und Infrastrukturen als unterschiedliche Konstellationen von Mediatoren und Intermediären wahrnehmbar werden. Drittens thematisiert die ANT eine ganz spezifische Logik von Akteur-Netzwerken, die die vermeintliche Statik von Infrastrukturen in eine prozessualere Sicht zu überführen vermag. Indem sie sich für die konkreten Praktiken von Akteuren interessiert, was Mediennutzungsformen und Diskursivierungen einschließt, ermöglicht eine ANT-geleitete Analyse von Infrastrukturen eine Perspektive auf Materialität, die jedes essentialistische Verständnis zugunsten von Verfahren und Prozessen der Stabilisierung relativiert. Insbesondere ist das Verhältnis von Materialität und Information dabei nicht als eines der Opposition, sondern als ein Kontinuum zu verstehen.

Gerade die ANT ermöglicht es also, den Infrastrukturbegriff für die Medienwissenschaft aufzuschließen und fruchtbar zu machen. Von den drei möglichen Medienkonzepten der ANT – Inskriptionen, Instrumenten und Infrastrukturen – ist den beiden ersten schon vermehrt nachgegangen worden.¹¹ Dabei wurde auch die Rolle von Medien als Quasi-Objekten und *boundary objects* diskutiert. Diese Überlegungen sollen nun im Sinne von Medien als (technischer) Vermittlung, also im Sinne der Übertragung und des Verkehrs aufgegriffen und auf Infrastrukturen bezogen werden.

¹⁰ Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie* [1991], Frankfurt/M. 2002.

¹¹ Vgl. Tristan Thielmann und Erhard Schüttpelz (Hg.): *Akteur-Medien-Theorie*, Bielefeld 2013; *Sprache und Literatur* 40.2 (2009), H. 109: *Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT)*; Georg Kneer u. a. (Hg.): *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2008.

2.

Gemäß der skizzierten Parallelführung von Kommunikation und Transport betrifft das Konzept Infrastruktur die Straßen-, Schifffahrts-, Eisenbahn- und Flugverkehrsnetze (inkl. der Raumfahrt) ebenso wie die Systeme der Telegrafie, Telefonie und des Internets. Gemäß ihrer Funktion der Daseinsvorsorge sind darüber hinaus auch die Einrichtungen der Ver- und Entsorgung (Energie, Wasser, Müll, Recycling) sowie soziale Institutionen (Schulen, Krankenhäuser, Sport- und Freizeitanlagen, Einkaufsstätten, Kultureinrichtungen) gemeint. Solche Systeme werden gegenwärtig häufig als »critical infrastructures« bezeichnet, d. h. als für das Funktionieren von Gesellschaft und Ökonomie unverzichtbare Einheiten, deren Sicherheit aber aufgrund ihrer intersystemischen Vernetztheit und Abhängigkeit als prekär gilt (etwa aufgrund sogenannter Kaskadeneffekte), weshalb sie von spezifischen Schutz- und Governance-Diskursen begleitet werden.¹²

Im Rahmen der STS lassen sich nun zwei für Infrastrukturen entscheidende Dimensionen hervorheben, die allerdings nur heuristisch zu trennen sind: erstens die technisch-räumliche Etabliertheit von Infrastrukturen und zweitens die durch sie geregelte Organisation von Abfolgen, also die zeitlich-konsekutiven Arbeitsabläufe, Management- und Vernetzungsroutinen von Unternehmen, Behörden, Staaten, Universitäten oder Forschergruppen. Die untrennbare Verwobenheit technischer (räumlich) wie sozialer (organisational/zeitlich) Dimensionen von Infrastruktur hebt Bruno Latour hervor, wenn er anlässlich der Columbia-Katastrophe 2003 schreibt, das Shuttle habe sich »as much *in the sky* as *inside* NASA« befunden: »The action of flying a technical object has been redistributed throughout a highly composite network where bureaucratic routines are just as important as equations and material resistance.«¹³ Neben dieser techno-sozialen Doppelnatur werden an Infrastrukturen auch materielle bzw. immaterielle Eigenschaften hervorgehoben. So werden analoge Systeme wie die Eisenbahn als »physical infrastructures«¹⁴ bezeichnet, während hinsichtlich des Internets von Informationsinfrastrukturen oder den »digital equivalents of the canonical infrastructures of telephony, electricity, and the rail network« die Rede ist.¹⁵

¹² Steven M. Rinaldi u. a.: Identifying, Understanding, and Analyzing Critical Infrastructure Interdependencies, in: IEEE Control Systems Magazine (December 2001), S. 11–25.

¹³ Bruno Latour: Networks, Societies, Spheres: Reflections of an Actor-Network Theorist, in: International Journal of Communication 5 (2011), S. 796–810, hier S. 797; vgl. auch Bruno Latour: Von der Realpolitik zur Dingpolitik, Berlin 2005, S. 34f.

¹⁴ Geoffrey Bowker u. a.: Toward Information Infrastructure Studies: Ways of Knowing in a Networked Environment, in: Jeremy Hunsinger u. a. (Hg.): International Handbook of Internet Research, Dordrecht/London 2010, S. 97–117, hier S. 105.

¹⁵ Paul N. Edwards u. a.: Introduction: An Agenda in Infrastructure Studies, in: Journal of

Historisch begegnet der Begriff ›Infrastruktur‹ zwar bereits 1875 im Zusammenhang des französischen Eisenbahnbaus,¹⁶ ein häufiger Gebrauch ist jedoch erst ab Anfang der 1950er Jahre belegt (und zwar zeitgleich in der NATO, der Europäischen Gemeinschaft und der Entwicklungshilfe), der dem Ziel dient, eine »brisante Integrations- und Verteilungspolitik politisch zu neutralisieren und sprachlich zu versachlichen.¹⁷ Auch wenn generell antike und vormoderne Technologien (Schifffahrt, Militärtechnik, Trampelpfade etc.) als Infrastrukturen zu verstehen sind,¹⁸ steht die Begriffsentstehung im Zusammenhang mit den sich im Zuge der Industrialisierung etablierenden Verkehrs- und Kommunikationsinfrastrukturen des 19. Jahrhunderts und den damit einhergehenden kolonialen Bestrebungen etwa der »Erschließung« Afrikas.¹⁹ Was der Begriff der Erschließung dabei allerdings verdeckt, ist eine spezifische Konstitutionsleistung von Infrastrukturen. Auf diesen Aspekt hatte schon Heidegger in seiner topisch gewordenen Beschreibung der Brücke hingewiesen, derzufolge sich Infrastrukturen nicht einfach in einen bereits vorhandenen Raum einschreiben, sondern den Raum, den sie erschließen, auf diese Weise allererst erzeugen.²⁰

Was ihre Theoretisierung betrifft, gehören Infrastrukturen in den STS seit dreißig Jahren zum Repertoire der behandelten Gegenstände. Insbesondere der

the Association of Information Systems, 10/5 (2009), Special Issue on e-Infrastructures, S. 365–374, hier S. 366. Es finden sich aber auch die Begriffe »e-infrastructures« (ebd.) bzw. »cyberinfrastructures«. Paul N. Edwards u. a.: Understanding Infrastructure: Dynamics, Tensions, Designs. Report of a Workshop on ›History & Theory of Infrastructure: Lessons for New Scientific Cyberinfrastructures« (Jan. 2007), unter: <http://epl.scu.edu/~gbowker/cyberinfrastructure.pdf> (9. 6. 2013).

¹⁶ Dirk van Laak: Der Begriff »Infrastruktur« und was er vor seiner Erfindung besagte, in: Archiv für Begriffsgeschichte 41 (1999), S. 280–299, hier S. 280.

¹⁷ Dirk van Laak: Pionier des Politischen? Infrastruktur als europäisches Integrationsmedium, in: Neubert/Schabacher (Hg.): Verkehrsgeschichte und Kulturwissenschaft (wie Anm. 9), S. 165–188.

¹⁸ Als spezifisch modernes Konzept behandelt Infrastruktur etwa Paul N. Edwards: Infrastructure and Modernity: Force, Time, and Social Organization in the History of Socio-technical Systems, in: Thomas J. Misa u. a. (Hg.): Modernity and Technology, Cambridge, MA 2003, S. 185–225; demgegenüber beschreibt Joachim Radkau auch vorindustrielle große technische Systeme, vgl. Radkau: Zum ewigen Wachstum verdammt? Jugend und Alter großer technischer Systeme, in: Ingo Braun und Bernward Joerges (Hg.): Technik ohne Grenzen, Frankfurt/M. 1994, S. 50–106.

¹⁹ Dirk van Laak, Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880 bis 1960, Paderborn 2004.

²⁰ »Sie [die Brücke, G.S.] verbindet nicht nur schon vorhandene Ufer. Im Übergang der Brücke treten die Ufer erst als Ufer hervor. [...] So kommt denn die Brücke nicht erst an einen Ort hin zu stehen, sondern von der Brücke selbst her entsteht erst ein Ort.« (Martin Heidegger: Bauen Wohnen Denken, in: ders.: Vorträge und Aufsätze [1954], Stuttgart 192004, S. 139–156, hier S. 146–148).

Technikhistoriker Thomas P. Hughes beschreibt erstmals großtechnische Systeme – *large technical systems* – und versteht sie als »seamless webs« heterogener, d. h. technischer, sozialer wie diskursiver Komponenten.²¹ Er entwirft ein Modell infrastruktureller Evolution, deren konkrete Entwicklung er bestimmten Faktoren zuschreibt, etwa der Rolle von Erfinder-Unternehmern (»system builder«), dem ökonomischen Auslastungsgrad eines Systems (»load factor«), ungelösten Problemen, die zur Verlangsamung der Entwicklung führen (»reverse salients«) oder auch der jeweilig etablierten Richtung eines Systems (»momentum«).²² Auch wenn Hughes in der Nachfolge Kritik erfährt, etwa was seine zu stark auf einzelne Personen fixierte Perspektive oder die Vernachlässigung der Nutzerseite im Entwicklungsprozess betrifft,²³ bleibt der Ansatz auch für die Theoretisierung von »cyberinfrastructures« relevant. So ergänzen etwa Edwards et al. unter Rekurs auf Hughes'sche Konzepte wie »reverse salients«, »gateways« und »path dependence« die von diesem skizzierte Infrastrukturrevolution für großtechnische Systeme um eine Perspektive auf »internetworks or webs«: »The growth, consolidation, and splintering phases of the historical model mark a key transition from homogeneous, centrally controlled, often geographically local systems to heterogeneous, widely distributed networks in which control may be partially or wholly replaced by coordination.«²⁴

Neben der stärker an physischen Systemen orientierten Frage nach Großtechnik sind für den Infrastrukturzusammenhang im Rahmen der STS die Arbeiten von Susan Leigh Star zusammen mit James R. Griesemer, Karen Ruhleder und Geoffrey Bowker zentral,²⁵ die sich vorrangig auf organisationale Arbeitszusam-

21 Thomas P. Hughes: The Seamless Web: Technology, Science, Etcetera, Etcetera, in: Social Studies of Science 16 (1986), S. 281–292, hier S. 286. Vgl. hierzu ferner Wiebe Bijker u. a. (Hg.): The Social Construction of Technological Systems. New Directions in the Sociology and History of Technology, Cambridge, MA/London 1989.

22 Thomas P. Hughes: Networks of Power. Electrification in Western Society, 1880–1930, Baltimore, MD/London 1983. Zu *large technical systems* vgl. auch Jane Summerton (Hg.): Changing Large Technical Systems, Boulder, CO u. a. 1994; Braun/Joerges (Hg.): Technik ohne Grenzen (wie Anm. 18); Olivier Coutard (Hg.): The Governance of Large Technical Systems, New York, NY 1999.

23 Vgl. zur Kritik etwa Summerton: Changing Large Technical Systems (wie Anm. 22); Tinede Egyedi und Donna Mehos (Hg.): Inverse Infrastructures. Disrupting Networks from Below, Cheltenham/Northampton, MA 2012.

24 Edwards u. a.: Understanding Infrastructure (Anm. 15), S. 11 f.

25 Susan Leigh Star/James R. Griesemer: Institutional Ecology, »Translations« and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39; in: Social Studies of Science 19 (1989), S. 387–420; dies./Karen Ruhleder: Steps Towards an Ecology of Infrastructure: Complex Problems in Design and Access for Large-Scale Collaborative Systems, in: Computer Supported Cooperative Work 10 (1994), S. 253–264; Susan Leigh Star: The Ethnography of Infrastructure, in: American

menhänge mit besonderer Berücksichtigung von *communities of practice* beziehen und dabei charakteristische Merkmale soziotechnischer Gebilde herauszupräparieren suchen. Ausgehend von den Überlegungen zur Nutzung einer *community*-Plattform für Biologen bei Star und Ruhleder²⁶ beziehen Star und Geoffrey Bowker die »salient features« dann auf Informationsinfrastrukturen allgemein: Demzufolge sind Infrastrukturen eingebettet in andere Formationen (»*Embeddedness*«) und in ihrer Nutzung transparent (»*Transparency*«); sie reichen über singuläre Ereignisse und Praktiken hinaus (»*Reach or scope*«), werden im Rahmen sozialer Zugehörigkeit erlernt (»*Learned as part of membership*«) und sind mit den Konventionen von Praktiken verbunden (»*Links with conventions of practices*«); sie beruhen auf Standardisierungsprozessen (»*Embodiment of Standards*«), satteln auf bereits existierenden Infrastrukturen auf (»*Built on an installed base*«) und werden nur bei Störungen sichtbar (»*[V]isible upon breakdown*«).²⁷ Vor dem Hintergrund dieser Forschungen zur technisch-organisationalen Dimension von Informationsinfrastrukturen zeichnet sich derzeit die Herausbildung des neuen Forschungsfeldes der *infrastructure studies* ab.²⁸ Aufnahme finden die Ansätze der STS zur Perspektivierung von Infrastrukturen auch im Bereich der Urban Studies sowie im Horizont techniksoziologischer und technikgeschichtlicher Mobilitätsforschung.²⁹

Auch wenn kulturhistorische Studien wie die von Lewis Mumford und Wolfgang Schivelbusch die Frage der Relevanz von Infrastrukturen an vielen Stellen berühren,³⁰ blieb eine Theoretisierung von Infrastrukturen im Rahmen kultur-

Behavioral Scientist 43/3 (1999), S. 377–391; dies./Geoffrey Bowker: How to Infrastructure [2002], in: Leah A. Lievrouw u. Sonia Livingstone (Hg.): The Handbook of New Media. Updated Student Edition, London/Thousand Oaks, CA 2009, S. 230–245; Geoffrey Bowker/Susan Leigh Star: Sorting Things Out. Classification and its Consequences, Cambridge, MA/London 1999.

²⁶ Vgl. Star u. Ruhleder: Steps Towards an Ecology of Infrastructure (Anm. 25).

²⁷ Star u. Bowker: How to infrastructure (Anm. 25), S. 231. Auch wenn Star und Bowker hier vorrangig an Informationsinfrastrukturen denken, sind die häufig aus dem Bereich der analogen Infrastrukturen stammenden Beispiele Grund genug dafür, diese »features« als generelle Kriterien von Infrastrukturen zu verstehen.

²⁸ Vgl. Edwards u. a.: Understanding Infrastructure (wie Anm. 15); Bowker u. a.: Toward Information Infrastructure Studies (wie Anm. 14); Edwards u. a.: Introduction: An Agenda in Infrastructure Studies (wie Anm. 15).

²⁹ Vgl. Stephen Graham u. Simon Marvin: Splintering Urbanism. Networked Infrastructures, Technological Mobilities and the Urban Condition, London/New York, NY 2001; John Urry: Mobilities, Cambridge 2007; Gijs Mom u. a. (Hg.): Mobility in History. State of the Art in Transport, Traffic and Mobility, Neuchâtel 2009.

³⁰ Lewis Mumford: Technics and Civilization [1934], Chicago, IL/London 2010; Wolfgang Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1977.

geschichtlicher oder medienwissenschaftlicher Forschung eher marginal. In jüngerer Zeit jedoch erfährt das Thema in den Kultur- und Medienwissenschaften neue Aufmerksamkeit.³¹ Ein Interesse an der spezifischen Räumlichkeit des Medialen im Gefolge von *spatial turn* und *material turn* prägt dabei auch die historische Problematisierung europäischer Infrastrukturen,³² die mediale Formation von Architekturen,³³ aber auch die Diskussion von Netzen und Netzwerken;³⁴ dabei betrifft die Frage der Netzhaftigkeit die Reorganisation von Arbeits- und Kooperationsformen im Horizont von Digital Humanities ebenso wie Veränderungen von Produktions-, Distributions- und Rezeptionsformen unter transmedialen Bedingungen.³⁵

Hinsichtlich der genannten ›salient features‹ von Infrastrukturen finden sich nun verschiedene Versuche der Gruppierung. Die Merkmale lassen sich etwa als ›Distributionen‹ entlang zweier Achsen verstehen, von denen die eine nicht-räumlich (sozial/technisch) und die andere räumlich (lokal/global) verfasst ist.

-
- ³¹ Vgl. etwa John Durham Peters: *Infrastructuralism: Media as Traffic Between Nature and Culture*, in: Näser-Lather/Neubert (Hg.): *Traffic. Media as Infrastructures and Cultural Practices* (wie Anm. 5); Gabriele Schabacher: *Mobilizing Transport. Media, Actor-Worlds, and Infrastructures*, in: *Transfers* 3/1 (2013), S. 75–95; Urs Stäheli: *Infrastrukturen des Kollektiven: alte Medien – neue Kollektive?*, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 2/2012, S. 99–116; Markus Krajewski: *Restlosigkeit. Weltprojekte um 1900*, Frankfurt/M. 2006.
- ³² Alexander Badenoch und Andreas Fickers (Hg.): *Materializing Europe. Transnational Infrastructures and the Project of Europe*, Houndsmill/New York, NY 2010; Erik van der Vleuten und Arne Kaijser (Hg.): *Networking Europe. Transnational Infrastructures and the Shaping of Europe 1850–2000*, Sagamore Beach, MA 2006.
- ³³ Stefan Trüby: *Exit-Architektur. Design zwischen Krieg und Frieden*, Wien/New York, NY 2008; ARCH+ 205 (2012): *Schwerpunkt Servicearchitekturen*; Bruno Latour und Albeno Yaneva: ›Give me a gun and I will make all buildings move‹: An ANT's view of Architecture, in: Reto Reiser (Hg.): *Explorations in Architecture. Teaching, Design, Research*, Basel u. a. 2008, S. 80–89. Vgl. auch Eyal Weizman: *Forensic Architecture: Notes from Fields and Forums. 100 Notes, 100 Thoughts: Documenta Series 062*, Ostfildern 2012.
- ³⁴ Erhard Schüttelpelz: *Ein absoluter Begriff. Zur Genealogie und Karriere des Netzwerkbegriffs*, in: Stefan Kaufmann (Hg.): *Vernetzte Steuerung. Soziale Prozesse im Zeitalter technischer Netzwerke*, Zürich 2007, S. 25–46; Hartmut Böhme: *Einführung. Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion*, in: Jürgen Barkhoff u. a. (Hg.): *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln u. a. 2004, S. 17–37; Sebastian Gießmann: *Die Verbundenheit der Dinge. Eine Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke*, Berlin 2013.
- ³⁵ Vgl. etwa Henry Jenkins: *Convergence Culture. Where Old and New Media Collide*, New York, NY 2008.

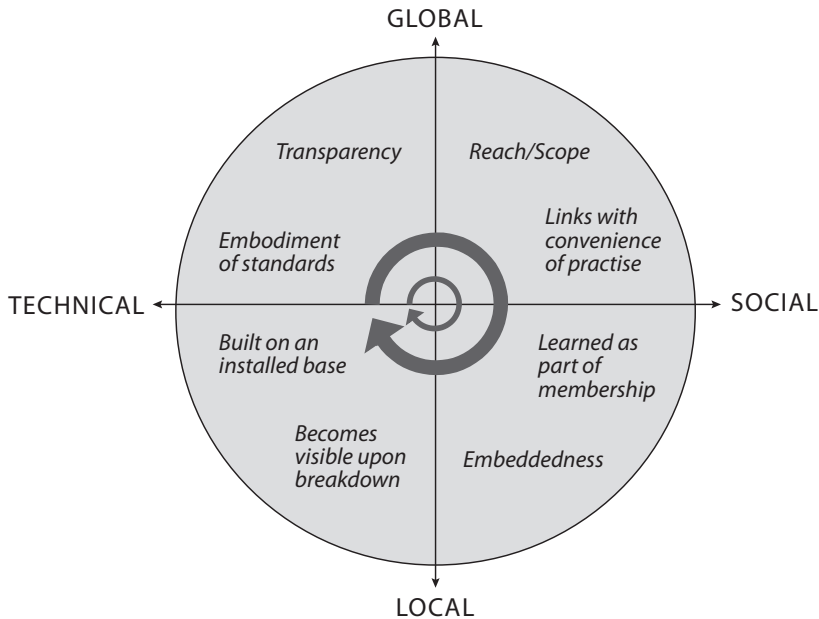


Abb. 1: Merkmale von Infrastrukturen³⁶

Ebenso ist vom Überbrücken verschiedener Maßstäbe die Rede – »bridging three kinds of scales – global/local, large/small, and long-term/short-term.«³⁷ In beiden Sichtweisen zeigt sich eine grundlegende Eigenschaft: »[I]nfrastructure is fundamentally and always a relation, never a thing.«³⁸ Diese Relationalität von Infrastrukturen möchte ich aufgreifen und behaupten, dass sich die theoretische Beschreibung von Infrastrukturen generell auf der Basis solcher polarer Begriffspaare wie sozial/technisch, un/sichtbar, lokal/global, klein/groß, im/materiell, statisch/prozessual, natürlich/künstlich etc. vollzieht. Der Verwebung dieser Achsen bei der Theoretisierung von Infrastrukturen soll im folgenden mit Blick auf drei Schwerpunkte nachgegangen werden: erstens hinsichtlich der In/Visibilität von Infrastrukturen und Verfahren des Blackboxing; sodann bezogen auf den Zusammenhang von Infrastrukturen und Standardisierung als Problem der Metrologie; und schließlich hinsichtlich der spezifischen Dynamik und Prozessualität von Infrastrukturen.

³⁶ Bowker u. a.: *Toward Information Infrastructure Studies* (wie Anm. 14), S. 101.

³⁷ Edwards u. a.: *Introduction: An Agenda in Infrastructure Studies* (wie Anm. 15), S. 370.

³⁸ Star/Ruhleder: *Steps Towards an Ecology of Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 253.

3.

Häufig begegnet in STS-Beschreibungen von Infrastrukturen die Feststellung ihrer spezifischen Unsichtbarkeit im funktionierenden Gebrauch bzw. in ihrer alltäglichen Verfügbarkeit. Entsprechend findet sich bei Star und Bowker als erstes Charakteristikum die »*embeddedness*« von Infrastrukturen, diese seien »*sunk into, inside of, other structures, social arrangements and technologies*«,³⁹ wobei sich eine solche Eingebettetheit auch im Sinne von »parasitären Verhältnissen« oder technikgeschichtlich als Differenz von Infrastrukturen erster und zweiter Ordnung beschreiben lässt.⁴⁰ Historisch gewendet bedeutet *embeddedness*, dass »neue« Infrastrukturen sich auf Basis bereits vorhandener entwickeln (»*built on an installed base*«),⁴¹ worin der Grund für ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber Veränderung, d. h. ihre Pfadabhängigkeit zu sehen ist: »Critical technical, social, and organizational path dependencies established in the present will have long-term consequences – with each new lock-in an aura of inevitability about technical and organizational choices builds.«⁴² In ihrer alltäglich standardisierten Verfügbarkeit erzeugen Infrastrukturen eine spezifische »*transparency*«;⁴³ das Selbstverständliche ihrer Nutzung in *communities of practice* ist dabei als eine Art »collective forgetting« zu verstehen, in der sie geradezu naturalisiert werden.⁴⁴ Aus dem Zustand ihrer Naturalisierung heraus treten Infrastrukturen nur im Moment der Störung und des Ausfalls: »The normally invisible quality of working infrastructure becomes visible when it breaks: the server is down, the bridge washes out, there is a power blackout.«⁴⁵ Der Zusammenbruch geht hier also mit einer spezifischen Form des Sichtbarmachens einher.

Bezüglich der Un/Sichtbarkeit von Infrastrukturen gilt es nun mehrere Ebenen zu unterscheiden. Erstens geht es, wie der Begriff nahelegt, um die Ebene des Visuellen, d. h. Infrastrukturen werden unter bestimmten Bedingungen sichtbar bzw. sind dem Blick entzogen. Zweitens betrifft das Konzept der Un/Sichtbarkeit die ästhetische Dimension einer generell sinnlichen Erfahrbarkeit

³⁹ Star/Bowker: *How to Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 231.

⁴⁰ Krajewski: *Restlosigkeit* (wie Anm. 31), S. 38; Ingo Braun: *Geflügelte Saurier. Zur inter-systemischen Vernetzung großer technischer Systeme*, in: Braun/Joerges (Hg.): *Technik ohne Grenzen* (wie Anm. 18), S. 446–500.

⁴¹ Star u. Bowker: *How to Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 231.

⁴² Bowker u. a.: *Toward Information Infrastructure Studies* (wie Anm. 14), S. 102; zur infrastrukturellen Pfadabhängigkeit vgl. auch Edwards u. a.: *Understanding Infrastructure* (wie Anm. 15), S. 17 ff.

⁴³ Star/Bowker: *How to Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 231.

⁴⁴ Bowker/Star, *Sorting Things Out* (wie Anm. 25), S. 299.

⁴⁵ Star/Bowker: *How to Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 231.

von Infrastrukturen,⁴⁶ was Qualitäten von Schmutz, Lärmbelästigung, Fülle/Enge etc. mit einschließt. Drittens geht es um das grundsätzlich epistemologische Problem der (theoretischen) Un/Verfügbarkeit von Infrastrukturen, wie es sich anhand des Konzepts des Blackboxing explizieren lässt – ungeachtet dessen, dass die Figur des Blackboxing selbst eine visuelle Metapher ist und ihre ›Außenseiten‹ gegebenenfalls ästhetische Qualitäten besitzen (etwa Bahnhofsportale, Firmenseite oder andere Interfaces), die Machtverhältnisse und Fragen der Governance implizieren.⁴⁷ Viertens schließlich sind ›sekundäre‹ Praktiken der Visualisierung von Belang, die das Problem der Un/Sichtbarkeit im Sinne eines Verfügbarmachens von Infrastrukturen bearbeiten.

Das Verfahren des Blackboxing ist nun nicht nur als hierarchischer, sondern auch als wechselseitiger Prozess zu verstehen. So analysiert Michel Callon in seiner Studie zur Entwicklung eines französischen Elektroautos die Struktur und Dauerhaftigkeit des von ihm untersuchten Netzwerks und der beteiligten Akteure als Effekt eines reziproken Blackboxens: »Jedes Element ist Teil einer Kette, die das korrekte Funktionieren des Objekts garantiert. Das kann mit einer Black Box verglichen werden, die ein Netzwerk von Black Boxes enthält, die sowohl im Hinblick auf ihre korrekte Funktion als Individuen als auch für das korrekte Funktionieren des Ganzen voneinander abhängen.«⁴⁸ Das Konzept des Blackboxing verdeutlicht also eine medial bedeutsame Tatsache für den Infrastrukturzusammenhang: Ein Vorgang technischer Vermittlung setzt Elemente (eines Netzwerks) so zusammen und richtet sie gemeinsam aus, dass in der dieserart zusammengesetzten und vereinfachten ›neuen‹ Einheit der sie begründende Vermittlungsprozess komplett invisibilisiert wird.

⁴⁶ Zu einer solchen Erfahrbarkeit von Infrastrukturen am Beispiel der Fulton-Fähre vgl. Stäheli: *Infrastrukturen des Kollektiven* (wie Anm. 31).

⁴⁷ Vgl. etwa Langdon Winner: *Do Artifacts Have Politics?*, in: *Daedalus* 109 (1980), S. 121–136.

⁴⁸ Michel Callon: *Die Soziologie eines Akteur-Netzwerkes: Der Fall des Elektrofahrzeugs* [1986], in: Andréa Belliger und David J. Krieger (Hg.): *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld 2006, S. 175–193, hier S. 188. Zum Blackboxing vgl. auch Bruno Latour: *Ein Kollektiv von Menschen und nichtmenschlichen Wesen. Auf dem Weg durch Dädalus' Labyrinth*, in: ders.: *Die Hoffnung der Pandora*, Frankfurt/M. 2000, S. 211–264, bes. S. 225.

4.

Infrastrukturen gelten als »*embodiment of standards*«⁴⁹ und auch in dieser Hinsicht fallen sie unter das oben beschriebene Unsichtbarkeitsregime: »Work done on standards committees and in setting up classification schemes is frequently overlooked in social and political analyses of infrastructure, and yet it is of crucial importance.«⁵⁰ Auch wenn eine solche Formulierung nahelegen könnte, es ginge vor allem um die vielfältigen konkreten Aushandlungsprozesse, etwa bei IT-Protokollen, wird das Konzept der Standardisierung im infrastrukturellen Kontext auch auf seine allgemeinen soziotechnischen Implikationen bezogen: »Working infrastructures standardize both people and machines.«⁵¹ Für die medienwissenschaftliche Perspektive ist interessant hieran, dass damit nicht nur Bits und Atoms einer standardisierten Form unterworfen werden, sondern ebenso diskursive und arbeitsbezogene Praktiken. Aushandlungen von Standards und Infrastrukturen stehen damit in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis: Infrastrukturen werden ebenso standardisiert (Standardisierung *von* Infrastrukturen) wie Standardisierungsprozesse selbst infrastrukturell bedingt sind (Standardisierung *durch* Infrastrukturen).

Es verwundert deshalb nicht, wenn man in der Bestimmung von Standards Elementen begegnet, die auch zur Definition von Infrastrukturen herangezogen werden:⁵² Dabei werden Standards als vereinbarte Regeln »for the production of (textual or material) objects« bestimmt. Ihre Geltung hat eine spezifische räumliche Erstreckung und zeitliche Dauer. Sie sind kaskadisch organisiert, d. h. Standards regeln weitere Standards. Ihre Durchsetzung erfolgt durch Gremien im Auftrag von Organisationen oder Staaten. Dabei gewinnt nicht unbedingt der beste Standard, denn Standards müssen nicht nur auf einer vorhandenen Basis aufsatteln, sondern auch ein gutes Anfangsmarketing haben und von einer Gruppe von Gatekeepern benutzt werden. Wie für Infrastrukturen gilt auch für Standards, dass sie sich durch ein besonderes Beharrungsvermögen auszeichnen, was es schwierig und

⁴⁹ Star/Bowker: *How To Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 231f.

⁵⁰ Ebd., S. 234. Zum Problem der Standardisierung vgl. auch Bernward Joerges: Technische Normen – Soziale Normen?, in: *Soziale Welt* 40 (1/2) (1989), S. 242–258; Monika Dommann: 08/15, Querty, PAL-SECAM, Paletten und MP3: Standards als kulturelle Artefakte, in: Thomas M.J. Möllers (Hg.): *Geltung und Faktizität von Standards*, Baden-Baden 2009, S. 253–260; Lawrence Busch: *Standards. Recipes for Reality*, Cambridge, MA/London 2011; Gerold Ambrosius: Standards und Standardisierungen in der Perspektive des Historikers – vornehmlich im Hinblick auf netzgebundene Infrastrukturen, in: ders. u. a. (Hg.): *Standardisierung und Integration europäischer Verkehrsinfrastrukturen in historischer Perspektive*, Baden-Baden 2009, S. 15–36.

⁵¹ Star/Bowker: *How To Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 234f.

⁵² Vgl. zum folgenden Bowker/Star: *Sorting Things Out* (wie Anm. 25), S. 13 ff.

teuer macht, sie nachträglich zu ändern. Allerdings besteht eine deutliche Kluft zwischen einem solchen idealen Standard und den Kontingenzen der Praxis.⁵³ Ein Blick auf Wissensproduktion zeigt, dass »[i]n the real, concrete and local world of technoscience [...] it is frightfully expensive simply to maintain the simplest physical parameters stable.«⁵⁴ So ist der etwa für Synchronisierung notwendige Aufwand enorm:

»Physicists use the nice word *constant* to designate these elementary parameters [i. e. time, G. S.] necessary for the simplest equation to be written in the laboratories. These constants, however, are so inconstant that the US, according to the National Bureau of Standards, spends 6 percent of its Gross National Product, that is, three times what is spent on R & D [...], just to maintain them stable.«⁵⁵

Bei Standardisierung geht es also um Fragen der Etablierung von Maßstäben, die Aushandlung von Maßverhältnissen, um Metrologie. Ganz grundlegend behandelt wird dabei die Relation von Lokalem und Globalem. So funktionieren Standards wie Watt, Newton und Ohm insofern global, als Orte ohne sie nicht ›dieselbe‹ Zeit, ›dasselbe‹ Gewicht etc. hätten, sondern schlicht inkommensurabel wären.⁵⁶ Gleichzeitig ist ein metrologischer Bezugspunkt immer lokal, für den des ›Platin-Kilogramms‹ etwa, das Latour als Beispiel wählt, gilt: »[S]tets liegt er irgendwo und zirkuliert innerhalb spezieller Kästen, die spezifische Signale verwenden und zu bestimmten, spezifischen Zeitpunkten spezifischen Protokollen folgen.«⁵⁷ Universale Übereinkunft erzielt man also nur, »[s]ofern wir eine Möglichkeit finden, unser lokales Instrument an eine der vielen metrologischen Ketten anzuschließen, deren materielles Netzwerk vollständig beschreibbar ist und deren Kosten ziemlich genau angegeben werden können.«⁵⁸ Eine solche Vorstellung ist nun deshalb für die Diskussion von Infrastrukturen von Interesse, weil diese Netzwerke wie selbstverständlich auf Seiten des Globalen verortet werden; dies legt etwa die Rede von großtechnischen Systemen nahe. Demgegenüber entwickelt Latour die Idee einer »relativen Universalisierung« als Paradigma für alle technischen Netze,⁵⁹ derzufolge auch für ein System wie die Eisenbahn gilt: »[E]in gro-

⁵³ Vgl. ebd., S. 15.

⁵⁴ Bruno Latour: *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*, Cambridge, MA 1987, S. 251.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Vgl. Bruno Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2007, S. 392.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd., S. 393.

⁵⁹ Latour: *Wir sind nie modern gewesen* (wie Anm. 10), S. 157.



Abb. 2: Website *Paris: Ville invisible*

bes Netzwerk bleibt in allen Punkten lokal.«⁶⁰ Das Konzept der Metrologie impliziert damit eine spezifische Flachheit des infrastrukturellen Netzes, derzufolge es möglich ist, »sich lokal überallhin auszubreiten« und so das Lokale wie das Universale zu umgehen.⁶¹

Die Relation von Globalem und Lokalem, von Mikro und Makro, verstanden als Problem der Skalierung, ruft aber noch ein anderes Set von Fragen auf den Plan, die die Darstellbarkeit dieser Verhältnisse betreffen, also jene oben genannten »sekundären« Praktiken der Visualisierung. Im Kontext der ANT ist es insbesondere das von Latour zusammen mit Emilie Hermant durchgeführte Projekt *Paris: Ville Invisible* von 2006, das bereits im Titel die Dimension der Un/Sichtbarkeit (von Infrastrukturen) aufruft und deren Un/Verfügbarkeit nun im Hinblick auf mögliche visuelle Repräsentationen auslotet. Denn das Projekt präsentiert sich als fotografischer Essay, der nur im Wechselspiel der Website mit dem herunterzuladenden zugehörigen Text funktioniert.

⁶⁰ Ebd., S. 156.

⁶¹ Latour: Eine neue Soziologie (wie Anm. 56), S. 393.

Die Website⁶² präsentiert in vier Rubriken Wege entlang von mosaikartigen Bildkompositionen bzw. Karten (»plans«), die linear abgesprochen oder in beliebiger Reihenfolge angesteuert werden können, wobei jede Wegstation Visualisierungen von Paris zeigt – »seen from a certain angle«.⁶³ Dieses Arrangement diskutiert die Unmöglichkeit, Paris »ganz« erfassen zu können. Während Karten, Kontrolpanels, Listen sich stets vom Konkreten abwenden müssten, um »das Ganze« zu erfassen, sei das reale Paris nur in der Vielzahl der Wege und Spuren zu finden, die notwendigerweise nie ein »Gesamtbild« ergäben: »Access to the reference is never achieved by skipping stages; it's achieved by following the layers of slight transformations without missing a single one, without omitting the tiniest step. Nothing in *double-click* information allows us to keep a trace of this layering of intermediaries; yet without this wandering the trace of the social is lost [...]«⁶⁴ Für die so etablierte Wahrnehmung prägt Latour das Konzept des Oligoptikons, das nur begrenzte, dafür aber detailreiche Ansichten des Ganzen erlaubt.⁶⁵ Im Gegensatz zum Panoptikon sind von Oligoptiken aus »robuste, aber extrem schmale Ansichten des (verbundenen) Ganzen möglich – solange die Verbindungen halten«.⁶⁶ Im Kontext von Lokal-global-Relationen sind solche Visualisierungen vor allem auch mit Bezug auf große digitale Datenbestände und die navigationalen Praktiken sowie Repräsentationen bedeutsam, die diese möglich machen bzw. erfordern.⁶⁷

5.

Eine letzte Hinsicht, die anhand einer STS-Perspektive auf Infrastrukturen problematisiert werden soll, betrifft die Ebene ihrer spezifischen Prozessualität und Dynamik. Bereits der Verweis auf *communities of practice*, Standardisierungsaus-handlungen oder auch die unternommenen Anstrengungen im Rahmen von Infrastrukturdesign deuten auf ein dynamisches Verständnis von Infrastrukturen hin.⁶⁸ Insbesondere die Bestrebungen im Rahmen des *participatory design* unterlau-

⁶² Vgl. <http://www.bruno-latour.fr/virtual/EN/index.html> (10. 6. 2013).

⁶³ Bruno Latour und Emilie Hermant: Paris: Invisible City, 2006, unter: <http://www.bruno-latour.fr/sites/default/files/downloads/PARIS-INVISIBLE-GB.pdf> (10. 6. 2013), S. 5.

⁶⁴ Ebd., S. 23.

⁶⁵ Vgl. das Beispiel ebd., S. 6f.

⁶⁶ Latour: Eine neue Soziologie (wie Anm. 56), S. 313.

⁶⁷ Vgl. Bruno Latour u. a.: The Whole is Always Smaller Than Its Parts. A Digital Test of Gabriel Tarde's Monads, in: *British Journal of Sociology* 63/4 (2012), S. 591–615.

⁶⁸ Star/Bowker: How To Infrastructure (wie Anm. 25), S. 241.

fen die Unterscheidung zwischen Designern und Usern zugunsten einer ethnographisch dichten Beschreibung der jeweiligen Arbeitspraxis, der »work infrastructure«, mit all ihren Umwegen, Verästelungen und Feedbackmechanismen, wodurch der Designprozess als Form eines »infrastructuring« verstehbar wird.⁶⁹

Die in Frage stehende Dynamik betrifft also nicht nur die historisch-evolutive Dimension im Sinne von Hughes, sondern ebenso die auf die Zukunft gerichtete Infrastrukturgestaltung. Darüber hinaus aber lässt sich der dynamische Aspekt auch für die jeweilige Gegenwart von Infrastrukturen ausmachen. Denn mit Blick auf die beteiligten *communities of practice* ist das Ausmaß der in Infrastrukturen investierten Arbeit zu berücksichtigen: »[I]nfrastructural development and maintenance require work, a relatively stable technology and communication.«⁷⁰ In diesem Sinne schlägt etwa Latour vor, nicht von Netzwerk, sondern von »work-net« zu sprechen.⁷¹ Exakt diese »work side« wird aber nun häufig übersehen.⁷² Die Vernachlässigung erklärt sich daraus, dass Infrastrukturen, wie bereits erwähnt, generell nur im Moment ihrer Störung sicht- und erfahrbar werden. Unsichtbar sind Infrastrukturen also nicht nur, weil sie »unter der Erde« oder in vertrauten Konventionen verfügbar sind, sondern weil die permanent in ihre Implementierung, Reparatur und Aufrechterhaltung investierte Arbeit sie für uns allererst verfügbar macht und *hält*. So gesehen ist jede »bestehende« Infrastruktur nicht einfach statisch, sondern Effekt einer kontinuierlichen Bearbeitung und damit ein offener Prozess der (Weiter-)Entwicklung und Modifikation.

Ein solches prozessuales Infrastrukturverständnis findet sich etwa im Rahmen architekturtheoretischer Überlegungen,⁷³ ebenso aber mit Blick auf urbane Infrastrukturen. So skizzieren Stephen Graham und Nigel Thrift die »hidden and ongoing cultures of repair that characterize urban life outside catastrophic states«⁷⁴ und heben die Bedeutung dieser spezifischen Arbeitsformen hervor: »Repair and

⁶⁹ Volkmar Pipek und Volker Wulf, *Infrastructuring: Toward an Integrated Perspective on the Design and Use of Information Technology*, in: *Journal of the Association of Information Systems* 10/5 (2009), S. 447–473, hier S. 448.

⁷⁰ Star/Bowker: *How To Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 237.

⁷¹ Latour: *Networks, Societies, Spheres* (wie Anm. 13), S. 802.

⁷² Star/Bowker: *How To Infrastructure* (wie Anm. 25), S. 237. Zur Invisibilität von Arbeit vgl. auch Steven Shapin: *The Invisible Technician*, in: *American Scientist* 77 (1989), S. 554–563; Susan Leigh Star und Anselm Strauss: *Layers of Silence, Arenas of Voice: The Ecology of Visible and Invisible Work*, in: *Computer Supported Cooperative Work* 8 (1999), S. 9–30; Lucy Suchman: *Making Work Visible*, in: *Communication of the ACM* 18 (9) (1995), S. 56–64; aber auch schon Ivan Illich: *Shadow Work*, Boston, MA 1981.

⁷³ Stewart Brand: *How Buildings Learn. What Happens After They are Built*, London 1994; Latour/Yaneva: »Give me a gun« (wie Anm. 33).

⁷⁴ Stephen Graham und Nigel Thrift: *Out of Order: Understanding Repair and Maintenance*, in: *Theory, Culture and Society* 24/3 (2007): 1–25, hier S. 9.

maintenance are not incidental activities. [...], they are the engine room of modern economies and societies.«⁷⁵ Dass dieser Zusammenhang gleichwohl wenig Beachtung findet, liegt Graham und Thrift zufolge neben der diskutierten Un/Sichtbarkeit von Infrastrukturen an einer Fixierung auf katastrophische Momente des Zusammenbruchs, am Mythos der Stabilität von Infrastrukturen sowie an der Vernachlässigung der Erfahrungen des Global South. Denn hier, so ließe sich unter Bezug auf Brian Larkins Analyse der nigerianischen Infrastruktur der Videopiraterie ergänzen, hat das Verhältnis von Zusammenbruch und Reparatur »systemische[n] Charakter«,⁷⁶ wodurch Reparatur geradezu zu einer »kulturelle[n] Existenzweise von Technologien« werde.⁷⁷ Analog wären auch für die Betrachtung westlicher Infrastrukturen weniger das katastrophische Moment des Unfalls oder des Zusammenbruchs von Infrastrukturen ins Blickfeld zu rücken, sondern vielmehr die routinemäßig kontinuierliche und personalintensive Arbeit ihrer Aufrechterhaltung und Wartung.

Eine solche Betonung der Personalintensität von Technologien verweist auf Ergebnisse zurück, die bereits die Arbeiten zur Infrastrukturexpansion im 19. Jahrhundert betonen: dass sich nämlich diese Expansion nicht nur der Entwicklung neuer Techniken oder der baulichen Erweiterung von Netzen verdankt, sondern vielmehr dem damit einhergehenden Auf- und Umbau eines dem erhöhten Bedarf angemessenen Verwaltungsapparats in Gestalt von Eisenbahngesellschaften und Bürokratisierungsmethoden.⁷⁸

⁷⁵ Ebd., S. 19. Zu den Verfasstheiten urbaner Störungen vgl. Stephen Graham (Hg.): *Disrupted Cities. When Infrastructure Fails*, New York, NY 2010.

⁷⁶ Brian Larkin: *Zersetzte Bilder, verzerrte Klänge*. Video in Nigeria und die Infrastruktur der Raubkopie, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 6/1 (2012), S. 49–65, hier S. 52. Zu den Erfahrungen des Global South vgl. auch Colin McFarlane: *Infrastructure, Interruption, and Inequality: Urban Life in the Global South*, in: Graham: *Disrupted Cities* (wie Anm. 75), S. 131–144.

⁷⁷ Larkin: *Zersetzte Bilder, verzerrte Klänge* (wie Anm. 76), S. 60.

⁷⁸ Vgl. dazu James R. Beniger: *The Control Revolution. Technological and Economic Origins of the Information Society*, Cambridge, MA/London 1986; YoAnne Yates: *Control through Communication. The Rise of System in American Management*, Baltimore, MD/London 1989; Alfred D. Chandler: *The Visible Hand. The Managerial Revolution in American Business*, Cambridge, MA/London 1977.

6.

Um auf den eingangs skizzierten Zusammenhang von Infrastrukturen, Verkehr und Medien zurückzukommen, soll die Frage der Dynamik von Infrastrukturen abschließend auf das für die ANT bedeutsame Verhältnis von Transport und Transformation bezogen werden. In einem Artikel von 1997 illustriert Latour den Zusammenhang anhand einer kurzen Erzählung, dem »paradox of the twin travellers«. ⁷⁹ Die Parabel kontrastiert das Durchqueren des Dschungels mit einer Reise im TGV, um zwei verschiedene Arten, Zeit und Raum zu prozessieren, zu problematisieren. Während der eine (weibliche) Zwilling sich langsam und beschwerlich durch den Dschungel kämpft, »because each centimeter has been won through a complicated negotiation with other entities, branches, snakes, and sticks that were proceeding in other directions«, gilt für den im TGV reisenden Zwilling Bruder das Gegenteil: »He bears virtually no trace of journey [...]. All the atoms of steel, all the electrons, all the gates and switches, all the efforts of the train companies, SNCF and CFS, were *aligned in the same direction*.« ⁸⁰ Während es im Dschungel keinen Transport ohne Transformation geben kann, vergeht im TGV die Zeit »wie nichts«. Die Differenz der beiden Reiseerfahrungen analysiert Latour im Sinne des medienwissenschaftlich etablierten Gegensatzes von »full mediators« (im Dschungel) und »well-aligned intermediaries« (während der TGV-Reise). ⁸¹ Doch neben dieser Korrelation von Intermediären und Mediatoren behandelt der Text noch eine zweite Dimension der Beziehung von Transport/Transformation, nämlich »the relative *visibility* of the work to be done in order to obtain a displacement«. ⁸² Während der eine Zwilling »sees and feels the work of transformation«, erfährt sie der andere Zwilling nur im Fall des Zusammenbruchs des routinebasierten Systems. ⁸³

Latours Beispiel zeigt, dass Transport und Transformation eng aufeinander bezogen sind. Wenn Infrastrukturen Stabilität konnotieren, ist dies als Effekt eines Blackboxing zu verstehen, das die Interessen der beteiligten Akteure homogen ausrichtet. Sich entweder auf Transport oder Transformation zu beziehen, bedeutet demnach, aus entgegengesetzten Perspektiven einen Prozess zu betrachten, in dem beide Dimensionen untrennbar miteinander verwoben sind: Sind Infrastrukturen erfolgreich, operieren sie als neutrale Intermediäre. Möglich gemacht wird dies aber durch Prozesse der Ausrichtung, Mediation und Transformation, die jene

⁷⁹ Bruno Latour: *Trains of Thought: Piaget, Formalism, and the Fifth Dimension*, in: *Common Knowledge* 6/3 (1996), S. 170–191, hier S. 172.

⁸⁰ Ebd., S. 173.

⁸¹ Ebd., S. 175.

⁸² Ebd., S. 176.

⁸³ Ebd., S. 177.

Erfahrung einer (materialen) Stabilität und Standardisierung erzeugen, durch die Transport als Phänomen zweiter Ordnung erst möglich wird.

Eine Auseinandersetzung mit Infrastrukturen, dies haben die voranstehenden Ausführungen gezeigt, impliziert notwendigerweise die Berücksichtigung von Materialität. Daran knüpft sich im Sinne des *material turn* das Versprechen, der (theoretischen) Vernachlässigung von Infrastrukturen gemäß einer »infrastructural inversion«⁸⁴ entgegenzuwirken, indem man gerade derart theoretisch vernachlässigte Dimensionen in den Blick nimmt und die »Dinge« wieder sichtbar macht. Allerdings evoziert eine solche Inversion neue Probleme, die den Status der sichtbar zu machenden Strukturen betreffen. Materialität tatsächlich prozessual zu denken, also von einer grundlegend nicht stillzustellenden Dimension der Arbeit *an* und *von* Infrastrukturen auszugehen, bedeutet, dass auch die Ebene der Materialität nie die Form einer Letztbegründung anzunehmen vermag: Nie kann es eine einfache, einzelne oder komplette Repräsentation (der Materialität (von Infrastrukturen)) geben, sondern stets nur lokale Visualitäten und begrenzte *accounts*.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass eine Theoretisierung von Infrastrukturen aus Sicht der ANT einen substantiellen Beitrag zur Medienforschung leisten kann, und zwar in mehrfacher Hinsicht: Erstens ermöglicht sie es, den Zusammenhang von Medien und Infrastrukturen mit Bezug auf das konkrete Funktionieren heterogener räumlich-organisationaler Netzwerke zu entfalten. Zweitens rückt eine ANT-Perspektive für Infrastruktur-Netzwerke die Prozesse der Mediation in den Blick, die das paradoxe Verhältnis des Verkehrs als Relation von Transport und Transformation bearbeiten. Drittens schließlich wird ein analytischer Zugang zu Praktiken der Visualisierung im Horizont infrastruktureller Ensembles eröffnet, der die reversible Beeinflussung von Visualisierung und Infrastrukturen zu problematisieren vermag. Vor diesem Hintergrund erweist sich das Problem der Infrastruktur als produktiver Gegenstand medienwissenschaftlicher Auseinandersetzung.

⁸⁴ Vgl. Geoffrey Bowker: *Science on the Run. Information Management and Industrial Geophysics at Schlumberger, 1920-1940*, Cambridge, MA 1994.

Von der Intermedialität zur Intermaterialität

Akteur-Netzwerk-Theorie als ›Übersetzung‹ post-essentialistischer Medienwissenschaft

Andrea Seier

DER FOLGENDE BEITRAG befasst sich mit dem Stellenwert der ANT als post-essentialistischer Theorieansatz, der das Denken in Entitäten zugunsten eines prozessualen und relationalen Denkens verwirft. Im Zentrum dieser Verwerfung stehen klassifikatorisch begründete Grenzziehungen zwischen Menschen, Tieren, Dingen und technischen Apparaten sowie die daraus abgeleiteten Denkfiguren, etwa die Vorstellung von technischen Artefakten als isolierbare Teilelemente von Kultur und Gesellschaft. Auch ein spezifisches Konzept des Handelns, das an Prozesse der Sinnstiftung gebunden ist, wird mit der ANT nachhaltig verabschiedet. Und schließlich wird mit der ANT auch jeder Versuch, Medien als stabile Einheiten zu konzipieren, verworfen. Auch wenn die ANT bei weitem nicht der einzige Theorieansatz ist, der eine de-essentialisierende Perspektive vorschlägt, die sich von *den* Medien weg bewegt und sich stattdessen auf Verfahren konzentriert, die in einem weit gefassten Sinne als ›Mediatisierung‹ bezeichnet werden können, so gibt er diesem Denken dennoch eine besondere Richtung, die im vorliegenden Beitrag diskutiert werden soll. Gefragt wird nach der Art und Weise, in der die ANT post-essentialistische Denkansätze in der Medienwissenschaft ›übersetzt‹. Aus welcher Perspektive geraten Medien in den Blick? Welche Perspektivverschiebungen gehen mit dieser ›Übersetzung‹ einher? Im Folgenden wird die These verfolgt, dass die ANT im Rahmen der Medienwissenschaft vor allem dort produktiv ist, wo sie nicht als Ersetzung, sondern als Ergänzung und/oder in Kombination mit benachbarten mikropolitischen Ansätzen wie der Dispositivanalyse zum Einsatz kommt. Eine Entgrenzung des Medienbegriffs, in der sämtliche Prozesse der Re- und Destabilisierung von Handlungsmacht *als* Mediatisierungsprozesse erfasst werden können, erscheint – wenn auch epistemologisch mit der Akteur-Netzwerk-Theorie machbar oder sogar naheliegend – aus der Sicht der Medienwissenschaft unbrauchbar.

ZMK 2/2013

Poststrukturalistische Medienwissenschaft und mediale Eigenlogik

Die Annahme, dass Medien *mehr* sind als neutrale Zwischenglieder zwischen Sendern und Empfängern, die an Prozessen der Ver- und Übermittlung eigene Anteile unterhalten, ist für die Akteur-Netzwerk-Theorie zentral, wenngleich sie kein Spezifikum dieses Theoriemodells darstellt. In der Medienwissenschaft wird diese Annahme – oftmals unter dem Stichwort der medialen Eigenlogik – hinlänglich diskutiert und kann gewissermaßen als ihr Ausgangspunkt angesehen werden. Die Untersuchung der spezifischen Anteile, die Medien an Prozessen der kulturellen Sinnproduktion unterhalten, zählt zum Kerngeschäft einer Medienkulturwissenschaft, die Medien als Schnittstellen zwischen technischen Apparaten, kulturellen Artefakten und sozialen Beziehungen untersucht.

Mediale Eigenlogiken werden dabei ebenso vorausgesetzt wie epistemologisch relativiert, ist doch ihre Beobachtung selbst auf Medien angewiesen. Was mit dieser Beobachtung in den Blick gerät, sind somit weniger die ›Eigenschaften‹ von Medien, sondern vielmehr das, was auf der Basis eines Medienvergleichs differenztheoretisch wahrnehmbar und beschreibbar gemacht werden kann. Die ›Eigenlogik der Medien‹ ist somit relativ und nur ›intermedial‹ zu bestimmen. Sybille Krämer hat diesen Umstand als epistemische Intermedialität bezeichnet,¹ und damit einen wichtigen Baustein für das de-essentialisierende Nachdenken über Medien benannt, der in unterschiedliche Richtungen weiter gedacht wurde. Der Verweis auf die Hervorbringung medialer Eigenschaften durch den Akt ihrer Beschreibung kann in diesem Zusammenhang ebenso angeführt werden wie das – gleichermaßen auf Performativitätstheorien zurückgreifende – Verständnis von Prozessen der Übertragung und Vermittlung als Konstitutionsleistung. Übertragungen werden demnach nicht als nur mediale Realisierungen (z. B. von Botschaften oder Inhalten) aufgefasst, sondern immer schon als Hervorbringungen, Verkörperungen, Umschriften.² Damit ist ein zentraler Aspekt derjenigen medien-

¹ Sybille Krämer schreibt: »Immer geht dem Medium etwas voraus; doch das, was ihm vorausgeht, ist zwar in einem anderen Medium, nie aber ohne Medium gegeben. Wenn das aber so ist, wird Intermedialität ein für die Sphäre des Medialen grundlegendes Phänomen. Medien werden zu ›epistemischen Gegenständen‹ erst in dem Augenblick, in dem ein Medium die ›Bühne‹ der Inszenierung eines anderen Mediums abgibt, welche seinerseits dabei zur ›Form-in-einem-Medium‹ wird. Die Annahme, es gäbe Einzelmedien, ist das Resultat einer Abstraktion.« Sybille Krämer: Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren, in: Stefan Münker, Alexander Roesler und Mike Sandbothe (Hg.): Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs, Frankfurt/M. 2003, S. 78–90, hier S. 85.

² Das Beispiel, das Sybille Krämer in diesem Zusammenhang wählt, ist das Verhältnis zwischen Sprache und Schrift. Während die an die Stimme gebundene Sprache als flüchtiges und instabiles Phänomen erfahren wird, wird sie durch die Transformation in Schrift

kulturwissenschaftlichen Forschung formuliert, die sich seit den 1990er Jahren vom Poststrukturalismus hat inspirieren lassen. Medien müssen demnach nicht den Ausgangspunkt medienwissenschaftlicher Forschungen bilden. Stattdessen verschiebt sich der Blick auf Prozesse der Mediatisierung bzw. Remediatisierung, die – je nach binnentheoretischer Ausrichtung – als Wiederaufführung, Verkörperung, Iteration, Transkription, als Werden oder Form-Werden spezifiziert sein können.

Von der Intermedialität zur Intermaterialität: ANT als ›Übersetzung‹ des Poststrukturalismus

Die poststrukturalistische Annahme, dass mit Übertragungs- bzw. Vermittlungsprozessen immer schon eine Konstitutionsleistung einhergeht, bildet auch den Einsatz der ANT im Rahmen der Medienwissenschaft. Sie reserviert die Begriffe ›Übersetzung‹ und ›Enactment‹ für diesen Vorgang. Mit ihnen soll nicht zuletzt auch eine Alternative zum Begriff der Konstruktion etabliert werden, der den Nachteil hat, wie John Law und Bruno Latour aufgezeigt haben, dass er anstatt als Hervorbringung von Realität oft als ihr artifizielles Gegenstück missverstanden wird.³ Bruno Latour kritisiert darüber hinaus, dass in der Sozialwissenschaft Konstruktivismus und Sozialkonstruktivismus tendenziell gleichgesetzt werden. Dagegen plädiert er für eine Trennung beider Begriffe, die eine Abwendung von der Theorie des Sozialkonstruktivismus erlaubt und durch die alternativen Begriffe ›Übersetzung‹ und ›Enactment‹ gestützt werden soll: »Wenn wir sagen, daß eine Sache konstruiert ist, meinen wir einfach, daß wir die solide objektive Realität erklären, indem wir verschiedene Entitäten mobilisieren, deren Zusammensetzung auch scheitern könnte; ›Sozialkonstruktivismus‹ dagegen bedeutet, daß wir das, woraus diese Realität besteht, durch irgendeinen anderen Stoff ersetzen, durch das Soziale, aus dem sie ›in Wirklichkeit‹ besteht.«⁴

Wie John Law in *seiner* Version der ANT betont, lenkt die ANT die Aufmerksamkeit auf die Störanfälligkeit und Konflikthaftigkeit von Übersetzungsprozessen

verräumlicht und so auch zum Gegenstand theoretischer Reflexion. Das darin enthaltene Verhältnis zwischen Muster und Gebrauch deutet darauf hin, dass im Gebrauch (im Sprechen) nicht nur das Muster aktualisiert wird, sondern sich darüber hinaus auch ein Akt der Verkörperung vollzieht, der ein formenstiftendes Potenzial bereithält.

³ John Law: Akteur-Netzwerk-Theorie und materiale Semiotik, in: Tobias Conradi, Kerike Derwanz und Florian Muhle (Hg.): Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen, München 2011, S. 21–48, hier S. 21.

⁴ Bruno Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie (2005), Frankfurt/M. 2007, S. 158.

sen. Law plädiert daher für die Verwendung des Verbs ›Übersetzen‹ gegenüber dem Substantiv ›Übersetzung‹:

»Es geht also um die Erforschung des oftmals mit ›Übersetzen‹ beschriebenen Prozesses, der Ordnungseffekte wie Vorrichtungen, Akteure, Institutionen oder Organisationen erzeugt. ›Übersetzen‹ bezeichnet somit ein Verb, das Transformation und die Möglichkeit von Äquivalenz – die Möglichkeit, dass ein Element (z. B. ein Akteur) für ein anderes (z. B. ein Netzwerk) stehen kann – umfasst.«⁵

Mit dem Blick auf instabile Beziehungen, in denen heterogene Materialitäten interagieren, situiert sich die ANT in einer deutlichen Nähe zum poststrukturalistischen Denken in Gefügen, Ensembles und Dispositiven, die von der Prämisse einer epistemischen Intermedialität wegführen und stattdessen die Verflechtungen unterschiedlicher Materialitäten betonen. Dass und inwiefern Medien erst im Rahmen von strategischen, aber instabilen Gefügen (Dispositiven) entstehen, in denen sie einen Platz und eine Funktion zugewiesen bekommen, und ihrerseits Gefüge ausbilden, die anderen Elementen einen Platz und eine Funktion zuweisen, wurde durch die medienwissenschaftlichen Aneignungen der Arbeiten von Michel Foucault, Gilles Deleuze und Félix Guattari aufgezeigt. Wie wird aus einer Ansammlung heterogener Elemente ein System, ein Netzwerk oder ein Gefüge? In dieser Frage liegt das gemeinsame Forschungsinteresse der verschiedenen Ansätze.⁶

Medien geraten dabei nur im Hinblick auf einzelne Teilaspekte und je spezifische Praktiken – wie etwa Visualisierungen, Datenverarbeitungen, Narrativisierungen, Symbolisierungen – in den Blick und werden in diesem Sinne nicht als

⁵ John Law: Notizen zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Ordnung, Strategie und Heterogenität, in: Andréa Belliger und David J. Krieger (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 429–446, hier: S. 438. Die zu beobachtenden Prozesse der Übersetzung sind darüber hinaus nur mit semiotischen Verfahren (der Erzählung und Figuration) zu beschreiben, was John Law dazu veranlasst, anstatt von Akteur-Netzwerk-Theorie von einer materialen Semiotik zu sprechen. Zum Stellenwert der Semiotik innerhalb der ANT siehe auch Michael Cuntz: Aktanten – Shiften – Programme. Wie Latours ANT Greimas verschiebt, in: Sprache und Literatur 104/2 (2009), S. 21–44.

⁶ Im Unterschied zur Dispositivanalyse betont die Akteur-Netzwerk-Theorie allerdings stärker die Dynamiken der Einzelelemente der Gefüge: »Wie mobilisieren Akteure und Organisationen die Einzelelemente, aus denen sie sich zusammensetzten, wie stellen sie sie nebeneinander, wie gewährleisten sie ihren Zusammenhalt, d. h. auf welche Weise halten sie diese Einzelelemente davon ab, ihren eigenen Neigungen zu folgen und sich zu selbstständigigen? [...] Wie bringen sie es zuwege, den Prozess der Übersetzung eine Zeit lang zu verbergen und ein Netzwerk von einem heterogenen Satz von Einzelelementen – von denen jenes seine eigenen Neigungen mitbringt – in einen punktualisierten Akteur zu verwandeln?«, so Law: Notizen zur Akteur-Netzwerk-Theorie (wie Anm. 5), S. 438.

geschlossene Einheiten, sondern als Bündelungen (Stabilisierungen) verstreuter Techniken angesehen.⁷

Wie die Akteur-Netzwerk-Analyse verweist die Dispositivanalyse darauf, dass die Operationen, die von technischen Artefakten ausgehen, nicht ausschließlich apparativer Art sind. Ebenso entspringen Handlungsweisen, die von Subjekten ausgehen, nicht einer abgrenzbaren Sozialität. John Law zufolge liegt der Unterschied zwischen beiden Denkansätzen vor allem im Bereich der *Skalierung*:

»Mein letzter Vorschlag in diesem Zusammenhang lautet, dass die Akteur-Netzwerk-Theorie auch als eine empirische Version des Poststrukturalismus verstanden werden kann. Zum Beispiel können die ›Akteur-Netzwerke‹ auch als herunterskalierte Versionen der Diskurse oder Episteme Michel Foucaults angesehen werden. Foucault lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den produktiv-strategischen und relationalen Charakter epochaler Episteme. Der Akteur-Netzwerk-Ansatz will, dass wir die strategische, relationale und produktive Beschaffenheit bestimmter, verkleinerter, heterogener Akteur-Netzwerke erforschen.«⁸

Zur Bekräftigung der Ähnlichkeiten zwischen Deleuzes Agencements, Foucault Dispositiven und den Netzwerken der ANT konstatiert Law an anderer Stelle »kaum einen Unterschied«.⁹ Er betont vielmehr die Gemeinsamkeit, dass diese Konzepte epochale Systeme radikal historisieren und als eine über lange Zeit erfolgreiche Form der Übersetzung untersuchen. Alle drei Modelle zielen auf die provisorische Anordnung »produktiver, heterogener und (dies ist der entscheidende Punkt) ziemlich limitierter Ordnungsformen, die in keine größere übergreifende Ordnung eingebettet sind.«¹⁰

⁷ Markus Stauff hat dies aus der Perspektive eines Verständnisses von Medien als Regierungstechnologien ausgeführt: »Medien sind dieser Perspektive zufolge keine stabilen, den Diskursen und Praktiken entzogene Konstellationen. Ein Medium ist nicht mit einer spezifischen kulturellen Wirksamkeit deckungsgleich. Kulturelle Differenzierungsprozesse sind demnach Möglichkeitsbedingungen technisch-apparativer Wirksamkeit. Die Einheit eines Mediums entsteht überhaupt nur dort, wo bestimmte technische, inhaltliche, rezeptive sowie medienpolitische Varianten zu einer dynamischen, umstrittenen und deshalb produktiven Konstellation gebündelt sind«. Ders.: Regierungstechnologie, in: Christina Bartz, Ludwig Jäger, Marcus Krause und Erika Linz (Hg.): Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen, München 2012, S. 227–236, hier: S. 234. Die Medienwissenschaft operiert allerdings – neben den hier angeführten Überlegungen – auch mit weitgehend eigenständigen Dispositivbegriffen, die zum Foucaultschen Dispositivbegriff und zu dem, was Deleuze und Guattari ›Gefüge‹ nennen, nur ein sehr loses Verhältnis aufweisen. Vgl. auch Andrea Seier: Mikropolitik der Medien, Münster 2013 (im Ersch.).

⁸ Law: Akteur-Netzwerk-Theorie und materiale Semiotik (wie Anm. 4), S. 28.

⁹ Ebd., S. 29.

¹⁰ Ebd.

Die ANT – bzw. die Denkrichtung der materialen Semiotik – *verkleinert* allerdings nicht nur die Perspektive. Sie richtet sie auch neu aus. Wenn Foucault mit Blick auf die Verflechtungen von Macht und Wissen und Deleuze/Guattari mit Blick auf Segmentaritäten, Deterritorialisierungen und Reterritorialisierungen die Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken absichtlich unterbestimmen und zurücksetzen, insistiert die Akteur-Netzwerk-Theorie geradezu darauf, ihr nachzugehen. Die Feinanalyse dieser Verflechtungen hat allerdings nicht das Ziel, die trennscharfe Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken nachzutragen. Ganz im Gegenteil zielen die ANT-Analysen darauf ab, »Belege« für die Hybridität von Gefügen zu liefern, um damit aufzeigen zu können, durch welche Übersetzungsprozesse sich beispielsweise Machtrelationen, Interessen und Wissensformationen im Rahmen ihrer Materialisierung verändern. Während die Dispositivanalyse sich für die potenzielle und strukturelle Ermöglichung von Handlungsoptionen interessiert, verstärkt die ANT die Aufmerksamkeit für das praktische Ko-Agieren hybrider Akteure. Es ist (vermutlich) diese kleine Verschiebung der Blickrichtung, die John Law – nicht unproblematisch – als Empirie des Poststrukturalismus beschreibt. Diese kleine Verschiebung ist insofern von großem Gewicht, als sie nicht nur der epistemischen Intermedialität, die kein Außerhalb von Medien denken kann, eine Absage erteilt, sondern auch Denkansätzen wie der Systemtheorie, die sich ebenfalls dem de-essentialisierten Nachdenken über Medien gewidmet hat. Die systemtheoretische Unterscheidung von Medium und Form arbeitet einer Empirie, wie John Law sie beschreibt, tendenziell entgegen und führt eher zu einer »Irrealisierung medialer Prozesse und Entwertung des Materiellen«, wie Friedrich Balke ausgeführt hat.¹¹

Der von John Law bemühten Gegenüberstellung von Theorie und Empirie ist aus poststrukturalistischer Sicht allerdings mit Skepsis zu begegnen, insofern sich poststrukturalistische Arbeiten – bei allen Divergenzen – vehement gegen eine solche Entgegensetzung ausgesprochen haben und stattdessen für ein Verständnis von Theorie als Praxis argumentiert haben. Der neue Blick auf Gefüge, der mit der ANT einhergeht, müsste vor diesem Hintergrund also anders plausibilisiert werden: Während die Dispositivanalyse die Unterscheidung von Materialitäten vernachlässigt, um auf die Materialität und Wirkmächtigkeit des Diskurses hinzuweisen, betont die ANT die (im konkretistischen Sinne zu erfassenden) Eigenlogiken von Materialitäten, die den Prozessen ihrer Anordnung und Versammlung in Gefügen tendenziell entgegenstehen. Die Wirkmächtigkeit von Diskursen gerät in dieser Sichtweise allerdings oftmals aus dem Blick.

¹¹ Friedrich Balke: The Parrot hits back. Über eine Szene verteilter Intelligenz bei John Locke, in: Archiv für Mediengeschichte 8 (2008), S. 9–22, hier S. 21.

Neben den genannten Verschiebungen, die mit der ANT einhergehen, lässt sich noch eine weitere anführen: Dispositivanalysen und ANT-Analysen interessieren sich beide für die Mikroprozesse der De- und Restabilisierung von Handlungsmacht, begründen sie aber auf unterschiedliche Weise. ANT-Analysen »erklären« Prozesse der Stabilisierung von Handlungsmacht nicht mit dem (als zu abstrakt eingestuften) Ineinandergreifen von Machtwirkungen und Wissensformationen, sondern mit der Reichweite bzw. dem Maßstab von Verbindungen: Reichen soziotechnische Verflechtungen aus, um sich mit den Strategien von Makroaktanten zu verbinden, oder reichen sie nur, um punktuelle Verflechtungen innerhalb kleinerer Entitäten (z. B. Körpern) zu etablieren, die stärker an Prozesse der Wiederholung gebunden sind als an die Verbreitung und Ausdehnung? In der Weiterführung dieser Fragestellung hat sich daher eine bestimmte Ausrichtung der Medienwissenschaft etabliert, die sich als Mediengeographie bezeichnet und vor allem Prozesse der Lokalisierung von und durch Medien, sogenannte Geomedien wie z. B. Navigationssysteme sowie historische und gegenwärtige Transport- und Verkehrssysteme, untersucht.¹²

Agency

Im Zentrum der Akteur-Netzwerk-Theorie steht weder die Analyse von Einzelmedien noch die Netzwerkanalyse medialer Verbünde. Zwar sind solche Perspektiven nicht prinzipiell unmöglich. Sie gehen aber an dem vorbei, was die ANT von benachbarten Ansätzen der Netzwerk- und Agenturanalyse unterscheidet. Sie interessiert sich weniger für Netzwerke als für die Etablierung, Unterbrechung und Transformation der Handlungsmacht von Aktanten (*Agency*). Unter *Agency* versteht die ANT die jeweiligen Anteile von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren an Handlungen und Prozessen, die einen »nachweisbaren, erkennbaren, plausibel beschreibbaren Unterschied für deren Ablauf« darstellen.¹³

Ein instrumentelles Verständnis von Medien ist aus dieser Perspektive ausgeschlossen, insofern sich Handlungsmacht nur im (kontingenten) Zusammenspiel unterschiedlicher Materialitäten – technischen Artefakten, Dingen und Men-

¹² Vgl. hierzu das Forschungsprogramm des Siegener Graduiertenkollegs *Locating Media* (<http://www.uni-siegen.de/locatingmedia/forschungsprogramm/>) und die in diesem Kontext entstandenen Publikationen von Jörg Döring und Tristan Thielmann: *Mediengeographie. Theorie-Analyse-Diskussion*, Bielefeld 2009; Christoph Neubert und Gabriele Schabacher (Hg.): *Verkehrsgeschichte und Kulturwissenschaft. Analysen an der Schnittstelle von Technik, Kultur und Medien*, Bielefeld 2012.

¹³ Michael Cuntz: *Agency*, in: Christina Bartz, Ludwig Jäger, Marcus Krause und Erika Linz (Hg.): *Handbuch der Mediologie* (wie Anm. 7), S. 28.

schen – stabilisiert. Auch geht es der ANT (etwa im Unterschied zur kritischen Theorie) nicht darum, makropolitische Funktionen von Medien in einem spezifischen gesellschaftlichen Kontext zu vereinheitlichen. Die Auseinandersetzung mit der Frage, in welchem Verhältnis menschliches Handeln mit der Funktionalität und Wirkmächtigkeit technischer Objekte steht, wird vielmehr verschoben. Untersucht wird nicht, ob Medien die Intentionen bzw. Interessen von humanen Akteuren prinzipiell befördern, behindern oder instrumentalisieren. Vielmehr geht es um die Frage, wie sich mikroprozessuale und störungsanfällige Formen der Handlungsmacht fortlaufend (um)verteilen und ändern.¹⁴ Nur aus dieser Perspektive werden Medien relevant, wobei aus der Sicht der ANT alles zum Medium werden kann, was die Prozesse der De-/Stabilisierung garantiert. Als Medien können in der ANT alle Mittler auftreten, die andere Mittler dazu bringen, etwas zu tun. »Vermittler oder Medien«, schreibt Friedrich Balke, »reichern unsichere Dinge oder Ereignisse mit zusätzlicher Referenz an und richten auf diese Weise Adressen ein und begründen oder entziehen Handlungsmacht. Medien bringen den Raum der kollektiven wie individuellen Adressierung und damit: die Grenzen der Gesellschaft bzw. die Grenzen kommunikativer Erreichbarkeit und Zugehörigkeit allererst hervor.«¹⁵

Es ist dieser oben beschriebene Prozess der Anreicherung, der mit der ANT untersucht und »empirisch« belegt werden soll. Gefragt wird dabei nicht nach den Anteilen bereits existierender Medien an der Verkettung von Handlungsinitiativen. Untersucht werden vielmehr die Modalitäten der Verkettung und die beteiligten Elemente (Mittler), die sie ermöglicht haben. Medien/Mittler sind demnach nicht an bestimmte Materialitäten gebunden und ebenso wenig an bestimmte technologische Prozesse. Alle Prozesse der Vermittlung, Materialisierung und Übersetzung gelten vielmehr als Mediatisierung. Wie kommt es dazu, lautet eine zentrale Frage der ANT, dass ein lokales Ereignis generalisierbar, zum Handlungsprogramm von Akteuren bzw. Ko-Akteuren wird? Warum dauern bestimmte Transformationsketten an? Welche unterschiedlichen Materialitäten sind beteiligt? Und aufgrund welcher Umstände werden Transformationsketten unterbrochen?

¹⁴ Instrumentalisierungen sind dabei nicht ausgeschlossen, stellen aber nur eine spezifische, besonders erfolgreiche Form der Umverteilung von Handlungsmacht dar.

¹⁵ Balke: *The Parrot hits back* (wie Anm. 11), S. 21.

Das Mediale entgrenzen – aber wie?

Feste Grenzziehungen zwischen materiellen, medialen und personalisierten Abläufen erweisen sich aus der Sicht der ANT, wie Erhard Schüttpelz betont, als unproduktiv. Begründet wird dies mit der Vorgängigkeit der Gefüge vor ihren Elementen:

»Dass das Wort vom ›Medium‹ in fast allen Texten der Akteur-Netzwerk-Theorie fehlt und andererseits alle vermittelnden Größen der Übersetzungsketten als ›Mediatoren‹ beschrieben werden, ist nur eine Konsequenz aus der Priorität der Operationsketten vor ihren Elementen, Personen, Artefakte und Zeichen (etwa operative Bilder, Schriftstücke und Zahlen) werden durch Operationsketten gebildet, die Personen, Artefakte und Zeichen gleichermaßen in Mitleidenschaft ziehen und dabei transformieren. Alle von der Akteur-Netzwerk-Theorie dargestellten Abläufe sind auf ihre Weise ›medialisiert‹ und bilden dabei auch eigenständige Medien heraus: Messinstrumente, Standardisierungen, Papierverkehr, Monitore, Signalapparate. Eine disjunktive Gliederung in materielle Techniken, Medien und Sozialbeziehungen [...] – eine Gegenüberstellung der Art: Das sind die Medien einer Organisation, das sind ihre materiellen Werkzeuge, und das sind ihre Personen – erweist sich für eine solche Darstellung nicht nur als arbiträr, sondern als kontraproduktiv.«¹⁶

Nun ist die kategoriale Trennung von Institutionen, ihren Personen und ihren materiellen Werkzeugen in der Medienkulturwissenschaft weit weniger verbreitet als etwa in der Sozial- und Kommunikationswissenschaft. Zur Abgrenzung des spezifischen Medienbegriffs der ANT im Vergleich zu anderen Ansätzen ist sie daher nur bedingt geeignet. Ergiebiger erscheint der Blick auf die hier angeführte Aufzählung: Messinstrumente, Standardisierungen, Papierverkehr, Monitore, Signalapparate. Vom Standard der Medienwissenschaft (Film, Fernsehen, neue soziale Medien) weicht diese Aufzählung deutlich ab. Die Entgrenzung des Medienbegriffs zeichnet sich allerdings in der überaus interdisziplinär arbeitenden Medienkulturwissenschaft nicht erst mit dem Aufgreifen der Akteur-Netzwerk-Theorie ab, sondern wird auch durch andere Theorietraditionen gestützt.¹⁷ Die ANT betreibt diese Entgrenzung somit nur auf eine spezifische – wenn auch

¹⁶ Erhard Schüttpelz: Der Punkt des Archimedes. Einige Schwierigkeiten des Denkens in Operationsketten, in: Georg Kneer, Markus Schroer und Erhard Schüttpelz (Hg.): Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen, Frankfurt/M. 2008, S. 234–258, hier S. 238.

¹⁷ Insofern in der Medienkulturwissenschaft Geistes-, Kultur-, und Sozialwissenschaften, aber auch Informatik, Philosophie, Technik- und Wissenschaftsgeschichte zusammenarbeiten und historische wie gegenwärtige Medienkulturen als gemeinsames Terrain (mit

radikale – Weise. Mit ihr lassen sich nicht nur Techniken der Generierung, Speicherung und Lesbarmachung von Wissensfeldern und Gegenstandsbereichen untersuchen. Vielmehr erlaubt es die ANT, grundsätzlich alle modernen Handlungsabläufe im Hinblick auf Prozesse der Übersetzung und Vermittlung zu überprüfen. Der Medienbegriff wird damit nicht nur von medialen Eigenschaften zu Prozessen der Mediatisierung, von distinkten Einheiten zu Relationen verschoben, sondern sämtliche beschreibbaren Handlungsabläufe werden als Mediatisierung fassbar. Medienwissenschaftliche Forschungsgegenstände und Zuständigkeiten werden auf diese Weise maximal ausgedehnt und – jedenfalls potenziell – in ein *studium generale* überführt.

Wird gegenwärtig ein derart weit greifender wissenschaftspolitischer Anspruch der Medienwissenschaft formuliert, lässt er sich als eine ›Übersetzung‹ der euphorischen Zeit poststrukturalistischer Medientheoriebildung der 1980er und 1990er Jahre lesen, der der Medienwissenschaft den problematischen Ruf einer selbsterklärten Metawissenschaft eingebracht hat. Die damals beschränkte und unkämpfte mediale Wende der Kulturwissenschaft hat sich seinerzeit für ein Primat des Medialen ausgesprochen. Die ANT setzt derzeit die Verflechtung von Materialitäten an diese Stelle. Die Rolle der Medien wird nicht mehr überschätzt, wie dies unter dem Eindruck einer zunehmenden Digitalisierung geschehen ist. Aber die Reklamation einer Meistererzählung aus Sicht der Medienwissenschaft kann nach wie vor nicht überzeugen. Auch wenn die ANT es erlaubt, jede Verschiebung von Akteursinteressen und jedes gemeinsame Agieren von Ko-Agenten, und seien sie noch so kurzfristig, zu untersuchen, müssen diese Transformationen nicht automatisch zum Gegenstand der Medienwissenschaft werden. Anders formuliert: Nicht alles, was sich als Prozess der Mediatisierung beschreiben lässt, stellt für die Medienwissenschaft ein ergiebiges Forschungsterrain dar. Produktiv wird die Entgrenzung des Medialen vor allem da, wo sie Einsichten in die Kontingenz und Konflikthaftigkeit medialer Konstitutionsprozesse erlaubt. Die Produktivität der ANT für die Medienwissenschaft liegt daher nicht darin, den Medienbegriff ins Endlose auszudehnen, sondern vor allem darin, ihn in seinen Verflechtungen mit dem Kulturellen, Technischen und Sozialen zu untersuchen und die (modernistische) Trennung dieser Ebenen zugleich wieder zu problematisieren und auf Prozesse des ›blackboxings‹ hin zu überprüfen. Distinkte mediale Logiken werden demnach immer erst als Ergebnisse heterogener diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken verstanden. Darin liegt der Hauptunterschied zu einem – in der Medienwissenschaft bereits verschlissenen – Dispositivbegriff, der durchaus einräumt, dass Einzelmedien sich aus unterschiedlichen Aspekten (wie Programmstrukturen,

unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen) untersuchen, erscheint es auf diesem Gebiet weder möglich noch sinnvoll, mit einem homogenen Medienbegriff zu operieren.

apparativen Ausführungen und Rezeptionsorten) zusammensetzen, diese in ihrer Gesamtheit aber so etwas wie eine – wenn auch in sich heterogene – Instanz ausmachen.¹⁸ Mit der ANT lassen sich hingegen Medien als Mikrogefüge untersuchen, die mit anderen Mikrogefügen jeweils zu bestimmende Relationen unterhalten. Von der gängigen Verwendung des Begriffs des Gefüges oder Dispositivs in der Medienwissenschaft, die Medien entweder selbst als Geflecht von Diskursen und Praktiken oder als Teilelemente von Makrodispositiven untersucht, wie sie z. B. in Konzepten der Wissensgesellschaft, Informationsgesellschaft oder auch der Gesellschaft des Spektakels zum Ausdruck kommen, setzt sich diese Sichtweise deutlich ab.¹⁹ Produktive Anknüpfungspunkte liefern hingegen – neben den bereits genannten Arbeiten – auch die von Régis Debray vorgelegten Arbeiten zur Mediologie. Debray hat darin das Wort Medium als »falschen Freund des Mediologen«²⁰ bezeichnet und mit Blick auf Marshall McLuhans Slogan »The Medium is the Message« konstatiert: »Das Mittel zur Beförderung einer Botschaft – eine notwendige Durchgangsstelle – liefert ein wesentliches, aber beschränktes Element für die Analyse. Das Medium im McLuhanschen Sinn des Wortes ist nicht mehr als das Erdgeschöß. Man kann daher nicht dort stehenbleiben.«²¹ Wenn Debray an die Stelle der Auseinandersetzung mit Einzelmedien den Fokus auf die Entstehung und Transformation von Milieus verschiebt, in denen Prozesse der Mediatisierung (Symbolisierung, Verbindung, Speicherung, Verbreitung) mit anderen Kultur- und Körpertechniken interagieren, scheint eine Weiterentwicklung und Konkretisierung dieser Denkrichtung mithilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie plausibel und durchaus gewinnbringend. Die Kombination der ANT mit benachbarten Ansätzen, die mikroprozessuale Verflechtungen denkbar machen, erscheint

¹⁸ Diese Sichtweise entspricht sowohl einem in der Medienwissenschaft verbreiteten Dispositivbegriff, der sich nach dem Vorbild von Baudry auf Einzelmedien bezieht, als auch dem Medienbegriff, der oftmals im Rahmen der linken Kulturtheorie und in Weiterführungen des Poststrukturalismus anzutreffen ist. So z. B. bei Lazzarato, der im Anschluss an Deleuze die These vertritt, dass in der Kontrollgesellschaft die Disziplin der Fabrik durch das Fernsehen und die Kontrolle des Denkens abgelöst wurde. Der auf Heterogenität und Streuung angelegte Dispositivbegriff von Deleuze wird dabei allerdings zugunsten eines homogenen Machtmodells, dem die Medien unterstellt werden, aufgegeben.

¹⁹ Vgl. Peter Weingart: *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist 2001; Manuel Castells: *Das Informationszeitalter. Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur*, Bd. 1.: *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Opladen 2001; Guy Debord: *Die Gesellschaft des Spektakels* (1967), Berlin 1996.

²⁰ Régis Debray: *Für eine Mediologie* (1994), in: Claus Pias, Joseph Vogl, Lorenz Engell, Oliver Fahle und Britta Neitzel (Hg.): *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, Stuttgart 2002, S. 67–75, hier: S. 67.

²¹ Ebd.

vielversprechend, insofern mit ihr der Blick auf das Ineinandergreifen von Mikro- und Makroperspektiven präzisiert werden kann. Die mikropolitische Analyse der Materialität des Diskurses sollte dabei allerdings nicht vernachlässigt werden. Die Diskursebene stellt im Rahmen von Gefügen, Milieus oder Aktanten-Netzwerken keine abstrakte, virtuelle Makroebene dar, sondern muss vielmehr als konkrete Konstitutionsbedingung des Handelns bedacht werden. Anstatt mit der ANT ein *studium generale* zu etablieren, könnte mit ihr vielmehr die mikropolitische Analyse von Medien unterstützt werden.

Korrekturen und Anschlüsse: die Fernbedienung

Die innovative Qualität der ANT wird besonders an den Stellen sichtbar, an denen sie an ›tradierte‹ Gegenstände der Medienwissenschaft anknüpft und spezifische Re-Lektüren und Übersetzungen von Problemstellungen leistet. Diese These soll im Folgenden am Beispiel der Fernbedienung konkretisiert werden. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang Mike Michaels Auseinandersetzung mit der Fernbedienung als hybrider Aktant und soziotechnisches Artefakt, die sich durch die Kombination von ANT-Perspektiven, Foucaults Arbeiten zu Fragen der Subjektivierung, Disziplinierung und Gouvernementalität sowie Donna Haraways Auseinandersetzungen mit situierten Wissenspolitiken, Monstern, Cyborgs und anderen Hybriden auszeichnet.

Die Verflechtungen von Apparaten, Möbeln und Menschen, die die Fernbedienung aufruft, wurden bereits in den Arbeiten der Cultural Studies ausführlich, und durchaus auch empirisch, untersucht. Die Arbeiten von Lynn Spiegel und David Morley haben aufgezeigt, inwieweit familiäre Gefüge, die Beziehungen zwischen Geschlechtern und Generationen, durch den Einzug des Fernsehgeräts in den privaten Haushalt neu konfiguriert wurden.²² Und die Fernbedienung spielte in diesem Zusammenhang – als Mittler dieser Verflechtungen – eine entscheidende Rolle. Mike Michael knüpft in seiner Studie an einigen Stellen an die genannten Arbeiten der Cultural Studies an. Er konstatiert allerdings, dass der in diesen Studien anzutreffende Umgang mit technologischen Artefakten dazu tendiere, technische Funktionalitäten zu unterschätzen, ihre symbolischen Funktionen dagegen zu überhöhen:

²² Lynn Spiegel: *Make Room for TV. Television and the Family Ideal in Postwar America*, Chicago, IL 2001; David Morley: *Television: not so much a visual medium, more a visible object*, in: Chris Jenks (Hg.): *Visual Culture*, London 1995, S. 170–189.

»As Morley (1995) discusses, the television-as-furniture is not only the medium that practically delivers programs, it also serves symbolic functions [...]: the sort of television it is or where it is placed in the home, how, indeed, it affects the architecture of the home – these signify the sort of person one is, the type of family one belongs to. The function-expression of the remote control is intimately associated with the domestic context of its use.«²³

Aus der Sicht der ANT lässt sich dieser voreilige ›Sprung‹ ins Symbolische in weitere kleinere Schritte aufgliedern, ohne die symbolische Dimension der Fernbedienung aus dem Blick zu verlieren. Michael richtet den Blick auf die komplexe und instabile (Um-)Verteilung von Handlungsmacht, in der sich das Koagieren und die Transformation vielfältiger Aktanten beobachten lässt:

»Now, in terms of the Latourian model of the relation between human and technology, the standard remote control can be regarded as the technology to which the functions of certain body parts are delegated. The body parts are the legs, the back, the arms – all those that together operate in moving the fingers from the sofa to the television. The remote control is, in such an account, the functional equivalent of this body part complex. The potentially unreliable body parts, which would otherwise have to be disciplined, surveilled, are replaced by a machine that does their work for them more reliably, more efficiently. Of course [...], the notions of reliability and efficiency are themselves contextual, resting at the very least, on an conception of the viewer as someone ›interested‹ in minimizing the energy expended on switching channels, controlling volume, and so on, in the process of television watching.«²⁴

Das Konzept einer Delegation von Handlungsmacht vom menschlichen zum nicht-menschlichen Aktanten wird dabei zugunsten vielfältiger Wechselbeziehungen verabschiedet. So ›verlangt‹ beispielsweise auch die Fernbedienung ihren BenutzerInnen bestimmte Fähigkeiten und Verhaltensweisen ab, nicht erst dann, wenn sie gesucht wird: »[...] the body is distributed across arrangements of technologies and humans – it is emergent in these heterogeneous networks. What the loss of the remote control suggests is an arrangement, a configuration, an assemblage that is coincidental; such chance-like, unintended associations generate new potential pathways.«²⁵

²³ Mike Michael: Disciplined and disciplining co(a)gents: the remote control and the couch potato, in: ders.: Reconnecting Culture, Technology and Nature. From society to heterogeneity, London/New York, NY 2000, S. 96–116, hier S. 102.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd., S. 115.

Michael situiert die Fernbedienung im Rahmen eines Prozesses der Ersetzung von Körperteilen (wie der Beine) und neuen Adressierungen anderer Körperteile (wie der Finger). Sein Interesse bezieht sich dabei auf das Versprechen, mithilfe der Technik die Begrenztheiten des Körpers zu überspringen. Was im technologischen Versprechen der Fernbedienung ausgespart bleibt, ist die Art und Weise, in der die Fernbedienung auf die Bedingungen des Körpers und der Körper auf die Vorgaben der Fernbedienung eingestellt, verändert und rekonfiguriert werden muss. Verlangt wird etwa ein einigermaßen ›gesunder‹ Körper: Die Finger müssen beweglich sein, sie müssen die passende Größe haben und dürfen nicht zittern. Umgekehrt muss das Design der Fernbedienung durch den Einsatz eines bestimmten Materials, die Verwendung von Zeichen und Farben plausibel und lesbar sein. Das ›Funktionieren‹ der Fernbedienung hängt von einem komplexen Geflecht technologischer, sozialer, politischer und ästhetischer Dimensionen ab. Anstelle einer Delegation von Handlungsmacht muss vielmehr von einer komplizierten und überaus störanfälligen Verteilung von Handlungsmacht ausgegangen werden. Die Störanfälligkeit kann insbesondere dann studiert werden, wenn die Fernbedienung nicht bedient, sondern gesucht wird. Anstatt diese Suche als Ausnahme der Regel, als gescheiterte gegenüber der gelingenden Handlungsmacht zu konzipieren, können mit ihr vielmehr die Kontingenz der Handlungsmacht, die (unvorhergesehene) Rückkehr des Körpers untersucht und die ›lose-ability‹ der Fernbedienung als Handlungsmacht des Objekts herausgearbeitet werden.

Die Fernbedienung als Mittler

Die Fernbedienung als Mittler/Mediator für die Rekonfiguration neuer familiärer Gefüge ist in vielen Arbeiten der Cultural Studies intensiv diskutiert worden.²⁶ Im Zentrum stand dabei oftmals die Figur des Familienvaters, der gezwungen war, seine vom neuen Medium tendenziell in Mitleidenschaft gezogene machtvolle Position innerhalb der Familie zu remodulieren. Als ebenso hybrider Aktant, darauf verweist die Studie von Michael, geht auch die *couch potato* aus diesem Aktanten-Netzwerk hervor, wenn auch von deutlich anderen diskursiven Rahmungen gestützt. Mit einer kleinen diskursanalytischen Studie öffentlicher Debatten (hauptsächlich in Tagesszeitungen wie *The Guardian*), die von einer ANT-Analyse im engen Sinne deutlich abweichen und dafür an die Arbeiten von Michel Foucault und Donna Haraway anschließen, geht Michael der Frage nach, welche spezifischen Diskurse der hybride Aktant der *couch potato* hervorbringt (und umgekehrt), in welcher Weise innerhalb dieser Diskursfragmente menschliche

²⁶ Vgl. Spiegel: Make Room for TV (wie Anm. 24).

Körper und technische Artefakte separiert bzw. neu assoziiert werden und welche Effekte diese Separierung bzw. Assoziation für eine moralisierende Perspektive auf die *couch potato* haben. Diskursanalyse und ANT-Analyse greifen an dieser Stelle ineinander. Hervorgehoben wird, dass auch Bewertungen und Moralisationen sowohl von humanen als auch von nicht-humanen Akteuren vorgenommen werden bzw. beide aus hybriden Verflechtungen von Materialitäten hervorgehen.

Diejenigen Diskursstränge, die die *couch potato* und die ihr inhärente Kopplung technischer und humaner Anteile negativ konfigurieren, bezeichnet Michael mit *der ungesunde Körper, der unproduktive Körper, der dekulturnisierte und der unzivilisierte Körper*. Positive Anrufungen bzw. solche, die einen ironischen Umgang mit dem negativen image der *couch potato* aufweisen, findet Michael dagegen in denjenigen Kontexten, in denen neue Technologien beworben und mit attraktiven Aussichten auf die Freizeitgestaltung verknüpft werden. In Werbeanzeigen für Fernsehgeräte, Fernbedienungen, Möbel (vor allem Sofas) wird die Bequemlichkeit der *couch potato* nicht problematisiert, sondern positiv und ironisch augenzwinkernd (als ›guilty pleasure‹) aufgegriffen. In denjenigen Bereichen, in denen neue Computertechnologien getestet und beworben werden, wird sogar mit dem Versprechen gearbeitet, die Domäne der *couch potato* zur *desk potato* zu expandieren. Und schließlich finden auch subkulturelle Zelebrierungen der *couch potato* Eingang in diesen Bereich, in dem die negative Konnotation des unproduktiven Körpers lustvoll umgedeutet wird. Auf der Basis dieser exemplarischen Zusammenstellung von Diskursfragmenten zeichnet Michael das diskursstimulierende Oszillieren der *couch potato* zwischen Mainstream und Subkultur, zwischen gegenkultureller Anrufung und kommerziellem Icon (*couch potato* als Konsument, der einen Markt eröffnet) nach. Die positive und negative Anrufung der *couch potato* liest er als moderne Reinigungsarbeit, die das komplexe Geflecht heterogener Elemente und verteilter Handlungsmacht reguliert und vereindeutigt.

Mit einer Kombination unterschiedlicher Denkansätze kann Michaels Aufsatz zeigen, welche instabilen Relationen das heterogene Mikrogefüge im Wohnzimmer mit ebenso ambivalenten Diskursfiguren unterhält und damit zur Aktualisierung übergreifender Dispositive (Gesundheit/Krankheit, Produktivität/Passivität) beiträgt. Wichtig erscheint hier, dass Mikrogefüge nicht durch Makroperspektiven kontextualisiert werden und in diesen nicht aufgehen. Welche spezifische Funktion der diskursiven Ebene im Umgang mit der Fernbedienung zukommt, könnte und müsste allerdings noch weiter vertieft werden.

User-generated Content

ANT-Perspektiven können überall da produktiv werden, wo Zuschauer und Produzenten oder humane und nicht-humane Aktanten in falsche Oppositionen gebracht anstatt auf ihre Verflechtungen hin überprüft werden. So wird etwa mit dem aktuellen Begriff *User-generated content* die Chance (bislang) verpasst, die Handlungsmacht der Amateure und Prosumenten, die sich etwa am Beispiel der Amateurfilmkultur bei YouTube abzeichnet, auf ihre Transformationen, Konflikte und Instabilitäten hin zu untersuchen. Die Aktivitäten und Initiativen von Usern werden durch Portale wie YouTube auf technischer, sozialer, moralischer und ästhetischer Ebene angereizt und dabei zugleich kanalisiert, gelenkt, geprüft, befördert, verstärkt, unterstützt und neu formiert.

Auch mit einer Dispositiv- bzw. Diskursanalyse ließe sich darauf hinweisen, dass die Handlungsmacht von YouTube-Prosumenten nicht in einer sozialen Sphäre jenseits des Dispositivs zu situieren wäre, sondern als spezifisches Element und Ergebnis von Verflechtungen zu untersuchen ist. Eine ANT-Analyse könnte darüber hinaus – beispielsweise in Anlehnung an Latours Hotelschlüsselbeispiel – die Umverteilung der Handlungsmacht von Amateuren nachzeichnen, die sich schrittweise verändern: von dem Vorhaben, einen YouTube-Clip zu produzieren, bis zum fertigen Produkt.

Generell lässt sich mit der ANT, und das machen die hier angerissenen Beispiele deutlich, eine weit verbreitete medientheoretische Annahme nachhaltig korrigieren, nach der sich Medien in ihrem Gebrauch der Wahrnehmung entziehen. Dieser vermeintliche ›Entzug‹ ist möglicherweise eher das Ergebnis von kulturwissenschaftlich geprägten Forschungsinteressen, die die symbolische Dimension der Artefakte und die Prozesse der Bedeutungsgenerierung in den Vordergrund rückt, während sie praktische und situative Abläufe des Gebrauchs tendenziell vernachlässigt. Die Thesen von Jay David Bolter und Richard Grusin haben bereits gezeigt, dass sich Medien auf der Basis einer doppelten Strategie von Unmittelbarkeit und Hypermedialität konstituieren.²⁷ Medien machen sich demnach nicht nur unsichtbar, sondern stellen diese Leistungsfähigkeit durchaus selbst aus, was die beiden Autoren an vielfältigen Beispielen – wie der Hypermedialität von Fernsehbildern und Webseiten oder am Beispiel von visuellen Effekten und technischen Tricks im Mainstream-Kino – belegen. An diesen Befund lässt sich mit der ANT sehr gut anschließen. Sie lädt weniger dazu ein, sich mit den unsichtbaren Wirkungen von Medien auseinanderzusetzen als mit den mikroprozessualen Transformationen von Körpern und Handlungsinitiativen, die sie auslösen.

²⁷ Vgl. Jay David Bolter und Richard Grusin: *Remediation. Understanding New Media*, Cambridge, MA. 2000.

Prozesse der Umverteilung sind weder symmetrisch noch konfliktfrei. Sie sind begleitet von Akkumulationen und Entbehrungen, von Gewinnen und Verlusten von Handlungsmacht. Wünschenswert wäre es daher, dass die Medienkulturwissenschaft – noch stärker als bisher – sich zur Aufgabe macht, die Asymmetrien verteilter Handlungsmacht in den Blick zu nehmen.

Den kinematografischen Akteuren folgen

André Wendler

Die Ränder des Kinos

Etwa zwei Jahre nachdem Oliver Hirschbiegels Film über Hitlers letzte Tage im Führerbunker durch das deutsche und internationale Feuilleton diskutiert worden war, tauchte das erste Video auf Youtube auf, das später als das *Hitler-React-Meme* bekannt werden sollte.¹ Darin bekommt jene Szene neue Untertitel, in der Hitler gegenüber seinen wichtigsten Generälen einen Wutanfall bekommt, nachdem diese ihm eröffnet haben, dass die Lage Berlins aussichtslos und der Untergang unausweichlich ist. In diesem ersten Video des Youtube-Users *DReaperF4* werden Hitler oder Bruno Ganz durch die Untertitel Worte in den Mund gelegt, die ihn sich über die fehlenden neuen Features des Microsoft Flight Simulator X beschwerten lassen. Im Winter 2008/09 folgten zahllose andere Videos der gleichen Machart, zunächst vor allem mit englischen Untertiteln, später mit Untertiteln in allen möglichen Sprachen und zu allen möglichen Themen: Hitler erfährt, dass Twitter offline ist und er nicht über den Tod seines Schäferhundes schreiben kann, oder er äußert sich zum Streit um die Präsidentschaftskandidatur zwischen Obama und Clinton usw. Laut Googles Suchstatistiken waren diese Videos vor allem 2009 gesucht und beliebt und erlebten erst im Frühjahr 2012 ein Revival, als die Produktionsfirma des Filmes, Constantin Film, die Videos wegen Urheberrechtsverletzungen aus dem Netz entfernen ließ, obgleich sich der Regisseur zuvor positiv über die Videos geäußert hatte. Das Meme erhielt in der Folge große Aufmerksamkeit in der Presse mit Artikeln im New York Times Magazine, Wired, dem British Telegraph etc. und kostete schließlich einen schottischen Labour-Abgeordneten sein Mandat, weil er in seiner Version des Videos einen anderen Abgeordneten kritisierte, was ihm als nicht besonders stilsicherer Hitler-Vergleich ausgelegt wurde.

Diese Geschichten sind schnell erzählt, sie lassen sich mit wenigen Klicks googeln und wahrscheinlich ebenso schnell als mehr oder weniger bedeutungsloser Internet-Trash vergessen. Das Phänomen und die mit ihm verbundenen Prakti-

¹ Vgl. dazu und zur folgenden Geschichte des Memes: <http://knowyourmeme.com/memes/downfall-hitler-reacts> (18.06.2013).

ken und Diskurse verweisen aber auf ein drängendes filmtheoretisches Problem unserer Tage. Es handelt sich bei dem Hitler-React-Meme keineswegs um einen Einzelfall. Seitdem Filme nicht mehr nur bewegte Bilder sind, die man an speziell dafür vorgesehenen Orten betrachten kann, sind die Netzwerke, in denen kinematografische Handlungen zirkulieren, deutlich gewachsen. Das betrifft zunächst die Netzwerke schriftlicher Reaktionen auf bestimmte Filme, die einstmals Domäne von Filmkritik- und Wissenschaft waren. Unabhängige und offizielle Filmforen, Netzwerke wie imdb.com oder metacritic.com stellen sog. professionelle und unabhängige Kommentare nebeneinander und jeder kann sich eingeladen fühlen, zu ihnen beizutragen. Davon sind nun aber auch die Bilder selbst betroffen. Digitale Versionen der bewegten und unbewegten Bilder unserer Gegenwart zirkulieren, werden weitergeleitet, geteilt, kopiert, bearbeitet, verfremdet, ergänzt, verglichen und minutiös analysiert. Wer die genaue Zusammensetzung irgendeines Filmsoundtracks wissen möchte, ist nicht mehr auf sein eigenes musikhistorisches Gedächtnis angewiesen, sondern wird nicht lange warten müssen, bis irgendwer eine Spotify- oder last.fm-Playlist dazu erstellt. Sowohl der Kategorienbildung als auch der Detailverliebtheit sind dabei keine Grenzen gesetzt. So haben freiwillige Film- und Autofans in der IMCDB, der Internet Movie Cars Database, mehr als 550.000 Autos in ca. 32.000 Filmen identifiziert und mit Typ und Baujahr sowie dem Grad der narrativen Einbindung in den Film erfasst. Auf dem Tumblr-Blog ikeastuffontv.tumblr.com sammelt der belgische Student Kamiel De Bruyne, der nach eigenen Angaben »Television« studiert und in den Ferien bei IKEA arbeitet, IKEA-Möbel in Filmen und Fernsehsendungen und gibt die Namen und Preise der Produkte an.² Diese Beispiele ließen sich nahezu beliebig fortsetzen.

Fallen so verstreute und idiosynkratische Dinge in den Zuständigkeitsbereich von Film- und Fernsehwissenschaftler_innen und wenn ja, wie sollen sie damit umgehen? Die Film- und Medientheorie hat auf diese Herausforderung eine Reihe möglicher Antworten gesucht, von denen ich im Folgenden drei diskutieren möchte.

Ontologie bewegter Bilder

In dem Maße, wie der Film den Kinos abhandenkam und sich über Fernsehen, Video, Internet und damit Screens jeder Art und Größe verteilte, wurde die Frage nach dem Gegenstandsbereich der Filmwissenschaften virulenter. Film und Kino waren seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts eine mögliche, aber keine notwendige theoretische Einheit mehr. Wenn sie es davor einmal waren, dann ohnehin

² Ich danke Christiane Lewe für den Hinweis auf diesen Blog.

nur als akademische Idealisierung, weil es am Anfang der Filmgeschichte zwar in allen möglichen Varianten Filme, häufig jedoch ohne Kino gegeben hatte und weil der kinolose Film als Gebrauchs-, Wissenschafts- und Amateurfilm niemals verschwunden war. Spätestens seit Noël Carroll sprach man deshalb lieber von »moving images« als von Film und Kino.³ Die Bestimmung des Gegenstandsbereichs konnte nun von einer institutionellen oder historischen Ebene nur noch bedingt geleistet werden. An deren Stelle ist seitdem die Bildontologie oder Medienspezifik getreten. Das Spannungsfeld zwischen Ontologie des bewegten Bildes, Geschichte der Filmtheorie und Zuständigkeit für die digitale visuelle Kultur der Gegenwart hat niemand so prägnant auf den Punkt gebracht wie David N. Rodowick.⁴ Sein Entwurf einer spezifisch filmischen Lebensweise des Films führt zunächst zu der Einsicht, dass die Filmtheorie wohl aus gutem Grund nicht in der Lage war, den Film in den Kanon der klassischen Künste einzutragen. Ganz gleich, ob man versucht, ihn in der Systematik der Ästhetik zu verorten, oder ob man ihn aus seinen Materialitäten heraus definieren will:

»it is useless to want to define the specificity of any medium according to criteria of ontological self-identification or substantial self-similarity. Heterogeneous and variable both in its matters of expression and in the plurality of codes that organize them, the set of all films is itself an uncertain territory that is in a state of continual change. It is itself a conceptual virtuality, though populated with concrete objects, that varies unceasingly, and therefore, to extract the codes that give this sense narrative and cultural meaning is a process that is, as Freud would have said, interminable.«⁵

Rodowick schlägt deshalb vor, den Film über einen doppelten Entzug, eine zweifache Virtualität zu definieren: einerseits durch seine raum-zeitliche Unbestimmtheit und andererseits seinen fortgesetzten psychologischen und perzeptiven Selbstentzug: »Consequently, cinema studies can claim no ontological ground as a discipline.«⁶ Offensichtlich fühlt sich Rodowick von der von ihm postulierten Aporie der Filmtheorie mächtig angezogen, derzufolge eine materialistische Ontologie des Filmes die Ontologie selbst austreicht: Will man wissen, was Film ist, geht das nur im genauen Blick auf seine Materialität; schaut man die Materialität des Filmes an, kann man nicht mehr hinreichend genau bestimmen, was Film ist. Nach Rodowick sind letztlich alle kanonischen Überlegungen zur Ontologie des Filmes zugunsten einer »ethics of time« aufgegeben worden.⁷ Die Frage nach dem

³ Noël Carroll: *Theorizing the Moving Image*, Cambridge, MA 1996.

⁴ Vgl. David N. Rodowick: *The Virtual Life of Film*, Cambridge, MA/London 2007.

⁵ Ebd., S. 19.

⁶ Ebd., S. 23.

⁷ Ebd., S. 73.

Wesen des Filmes führt weg von seinen Bildern und hin zu seiner Zeitlichkeit. Rodowick betrachtet von diesem Punkt aus den Zustand der zeitgenössischen visuellen Kultur und stellt zweierlei fest: Erstens gibt es in ihr keine Bilder, die analogen fotografischen Bildern entsprächen, und zweitens haben ihre neuen digitalen Artefakte eine fundamental andere Zeitlichkeit als die fotografischen Bilder der vor-digitalen Welt.

Rodowicks *virtual life of film* funktioniert über einen doppelten Entzug oder eine doppelte Virtualisierung der Bilder: Die fotografischen Bewegtbilder des klassischen Films müssen in Wirklichkeit als Zeitform gelesen werden und die digitalen Bilder sind tatsächlich keine Bilder mehr, sondern »symbolic notation« oder »abstract or mathematical notation«.⁸ Diese philosophische Spitzfindigkeit erlaubt es Rodowick, im letzten Teil seines Buches die anfangs abgeschaffte Frage nach der Ontologie des Films wieder einzuführen. Mit einem Umweg über den Indexbegriff von Charles Sanders Peirce läuft die Frage nach der Medienspezifik der (post-)fotografischen Bilder nun nicht mehr auf einen Abbildrealismus hinaus, sondern auf zwei sich gegenüberstehende Zeitformen, eine analog-indexikalische und eine digital-diskrete. Rodowick macht es sich in seinem Text weder leicht, noch lässt er seine Leser_innen über sein Ringen im Unklaren: »While I do find it difficult to overcome my nostalgia for the analogical world [...], I mean to make no judgments against the cosmogony of computers«.⁹ Er hält an den Prämissen materialistischer Ontologie fest und leitet die Differenzen zwischen den beiden Bild-Zeit-Formen aus ihrer technischen Gemachtheit ab. Analoge Fotografien stehen als direkte chemische Einwirkungen in lichtempfindlichen Emulsionen in räumlicher und vor allem zeitlicher Kontinuität mit den auf ihnen abgebildeten Dingen. »Fully analogical devices reproduce or amplify a signal that is spatially isomorphic with their source in an act of transcription temporally continuous with that source«.¹⁰ Im Gegensatz dazu führt die Erfassung digitaler Bilder einen Bruch in Zeit und Raum ein: »Digital capture involves a discontinuous process of transcoding: converting a nonquantifiable image into an abstract or mathematical notation«.¹¹

Solche häufig in Diskussionen dieser Art vorgetragenen Argumente sind auch bei Rodowick nur um den Preis einer langen Reihe von Idealisierungen zu haben. Wenn er von analogen Fotografien spricht, dann hat er Bilder im Kopf, wie sie Roland Barthes in seiner *Camera lucida* bespricht, aber wohl kaum jene unleserlichen, hässlichen und bedeutungslosen Fotografien von Sandhaufen, Pantoffel-

⁸ Ebd., S. 114 und S. 117.

⁹ Ebd., S. 174.

¹⁰ Ebd., S. 114.

¹¹ Ebd., S. 117.

tierchen oder Staub, wie sie James Elkins jüngst kommentiert hat.¹² Und ebenso wenig denkt er an die vielen *Bilder aus Versehen*, an denen im neunzehnten Jahrhundert die epistemologisch valide Form indexikalischer Bilder ausgehandelt wurde.¹³ Schließlich verdeckt die Rede von der Substanz analoger Fotografien, in die sich die abgebildete Welt einträgt, dass diese Substanz alles andere als gegeben ist, sondern in relativ langen Prozessen technischer Verbesserungen und Erfindungen gleichzeitig mit den Regeln ihrer Lesbarkeit produziert wird. Wer heute eine Daguerreotypie sieht, wird sich darüber klar, dass zwischen dieser spiegelnden Metallplatte, die nur aus einem bestimmten Winkel und in bestimmter Beleuchtung ein Bild zu sehen gibt, und massenmarkttauglichen Kodak-Fotos ebenso zahlreiche technische wie epistemologische Differenzen eingezogen sind.

Ein ähnliches Bild zeigt sich, sobald Rodowick sich den digitalen Zeitbildern zuwendet. Hier bemüht er das altbekannte Vokabular, demzufolge digitale Bilder nichts als »an abstract symbolic structure independent of and discontinuous with physical space and time« seien.¹⁴ »[V]irtual representations derive all their powers from numerical manipulation«, »digital media produce tokens of numbers«, »Computer-generated images, alternatively, are wholly created from algorithmic functions«, »any pixel in the electronic image can be moved or its value changed at will«, »digital arts are without substance«.¹⁵ Liest man solche Beschreibungen digitaler Bilder, glaubt man, all die Geister, die man im neunzehnten Jahrhundert so zahlreich fotografieren wollte, kehrten nun in Form digitaler Bilder alle auf einmal zurück. Auf wundersame Weise erscheint, substanzlos und beliebig manipulierbar, eine unbeschränkte Welt, die keine Verbindung zur physischen Realität aufweist, die reine Abstraktion und Mathematik ist. Es ist ein asymmetrischer Dualismus, bei dem den fotografischen Emulsionen keine Bildsensoren, den Papierabzügen keine LCD-Displays, den Negativen keine Speicherchips gegenüberstehen. Rodowick scheint gegen Ende jedoch selbst zu merken, dass die Unterscheidung zwischen einer analogen Welthaltigkeit und der Abstraktion einer digitalen Bild-Zeit-Form ihren postulierten materialistischen Grundlagen nicht standhält. Während er sich die ganze Zeit um die Aufrechterhaltung dieses binären Systems bemüht, heißt es plötzlich: »In digital capture, the indexical link to physical reality is weakened, because light must be converted into an abstract symbolic structure«.¹⁶ Plötzlich ist Indexikalität also keine feste ontologische Kategorie mehr, sondern etwas, wovon sich mehr oder weniger haben lässt. An Rodowicks Argumentation

¹² Vgl. James Elkins: *What Photography is*, New York 2011.

¹³ Vgl. Peter Geimer: *Bilder aus Versehen. Eine Geschichte fotografischer Erscheinungen*, Hamburg 2010.

¹⁴ Rodowick: *The Virtual Life of Film* (wie Anm. 4), S. 117.

¹⁵ Ebd., S. 9f.

¹⁶ Ebd., S. 117.

lässt sich sehen, mit welchen Zumutungen ein ernst gemeinter Materialismus seine eigenen Prämissen traktiert. Das gilt erst recht, wenn der Blick auf Dinge fällt, von denen man glaubte, sie seien substanzlos, abstrakt oder bloße Mathematik.¹⁷

Das globale Mediensystem

Eine zweite Weise, sich dem Expansionsproblem des Films unter digitalen Bedingungen zu nähern, liegt nicht im Rückgang auf ontologische Fragestellungen, sondern im Versuch, das eigene Erkenntnisinteresse der Expansion des Gegenstandes anzupassen. Zwei Strategien scheinen dafür möglich zu sein, die ich die *systematische* und die *hermeneutische* nennen möchte. Der systematische Zugriff, beispielsweise in Gilles Lipovetsky und Jean Serroys *L'Écran global*, versucht alle Elemente des Expansionsproblems in einem kohärenten System unterzubringen.¹⁸ In einer Art kleiner Ontologie werden hier all jene Phänomene zum Gegenstandsbereich ›Film‹ gerechnet, die sich auf Bildschirmen oder Leinwänden zeigen. Der »écran« und seine Geschichte werden zum *tertium*, an dem sich alle Phänomene überflugsartig ermessen lassen. Das Kino erhält in dieser Erzählung den Platz, von dem aus sich bequem alle Phänomene überblicken lassen, weil sie in ihm wieder auftauchen: Videoüberwachung, Computerspiele, Fernseher, Mobiltelefone, Werbebildschirme, Multiplexkinos, Videokunst usw. All dies wird in Kategorien gefasst, die wohl nicht zufällig an die Bildtypen Deleuzes erinnern sollen: *l'image-excès*, *l'image-multiplexe*, *l'image-distance* usw. Die große Systematik fordert ihre Opfer unterdessen vor allem in den Reihen der Gegenstände: Filme, Computerspiele, Kunstwerke werden seriell nur noch dem Namen nach aufgerufen, es gibt keine Analysen einzelner Texte, Dispositive oder Bilder. Als bevorzugter Beleg für alle Argumente werden statistische Verteilungen etwa zwischen Hollywood-Blockbuster-Produktionen und kleineren Filmen angeführt.¹⁹

Der hermeneutische Ansatz versucht genau diesem Dilemma der verschwindenden Einzelgegenstände Herr zu werden. Viele Beispiele werden herangezogen, analysiert und interpretiert. Im Gegensatz zu Serroy und Lipovetzky, in deren Ansatz nur noch systematische Zusammenhänge aber keine einzelnen Elemente mehr auftauchen, aus denen diese Zusammenhänge, sich allererst ergeben, erscheinen im hermeneutischen Paradigma lauter werkförmige Entitäten, deren Verkehr

¹⁷ Eine ausführliche Dekonstruktion und Genealogie dieses Dualismus findet sich in Bernhard Siegert: *Passage des Digitalen. Zeichenpraktiken der neuzeitlichen Wissenschaften 1500–1900*, Berlin 2003.

¹⁸ Vgl. Gilles Lipovetsky und Jean Serroy: *L'Écran global. Culture-médias et cinéma à l'âge hypermoderne*, Paris 2007.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 101 f.

untereinander in Termen gedacht werden kann, die kulturhistorisch gut überliefert sind: Parodie, Nostalgie, Plagiat, Grammatik des Kinos, Zuschauerreaktion usw.²⁰ Lisa Gitelman hat darauf hingewiesen, wie problematisch Festschreibungen dieser Art sind, weil sie einerseits quasi-identitäre Einzelmedien und andererseits die Modi ihrer Bearbeitung, Hervorbringung, Begegnung und Sinnproduktion immer schon voraussetzen.²¹ Im Falle digitaler Bewegtbildkulturen müsste man Gitelmans Einwand wohl noch verstärken: Es bleibt nämlich abzuwarten, ob eine Medienkultur, die sich nicht zuletzt durch ihre digitale Vernetzung und Zirkulation auszeichnet, jemals einen Zustand relativer Stabilität erreicht haben wird.

Mediengenealogie

Thomas Elsaesser und – mit anderen Zielen, aber doch nicht unähnlicher Perspektive – Lev Manovich haben sich für die These stark gemacht, dass das Kino »zu einem zentralen, symbolischen Referenzpunkt der digitalen Kultur geworden« ist.²² Der neueren Filmgeschichte zufolge war den epistemischen und ästhetischen Anfängen des Kinos in keiner Weise der Weg in das massenindustrielle Erzählkino vorgezeichnet. Dieser Perspektivwechsel von den klassischen Formaten des Kulturkinos hin zu den vielfältigen historischen und zeitgenössischen Verwendungsweisen bewegter Bilder zeigt, dass das kommerzielle Kino, das wir lange als einziges angesehen haben, nur die Spitze eines sehr großen Eisbergs ist.²³

Vielleicht öffnet sich an dieser Stelle sogar erstmals so etwas wie die Tür zu einer Genealogie der Genealogie, denn offensichtlich zeigt sich in der Engführung von Kino und digitaler Kultur ein neuartiges mediengeschichtliches Wissen zugleich mit und durch eine relativ genau zu bestimmende mediale Konstellation, für die wohl noch kein besserer Begriff als *das Digitale* gefunden ist.²⁴ Manovich entwickelt aus dieser genealogischen Perspektive nicht nur eine neuartige Beschreibung der Vergangenheit, sondern stellt sich der Herausforderung, ihre Formen, Operationen und Automatismen in der Gegenwart begrifflich dingfest zu machen.

²⁰ Vgl. Chuck Tryon: *Reinventing Cinema. Movies in the Age of Media Convergence*, New Brunswick, NJ/London 2009.

²¹ Vgl. Lisa Gitelman: *Always already new: media, history and the data of culture*, Cambridge, MA 2008.

²² Thomas Elsaesser: *Das Digitale und das Kino. Um-Schreibung der Filmgeschichte?*, in: Daniela Klock (Hg.): *Zukunft Kino: the end of the reel world*, Marburg 2008, S. 43–59, hier S. 55.

²³ Vgl. ebd., S. 56.

²⁴ Vgl. auch Gertrud Koch: *Zwischen Raubtier und Chamäleon. Das Schicksal der Filmwissenschaft*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 1 (2009), S. 65–73.

Skalierungsfragen

All diese Fragen lassen sich letztlich als Probleme des Maßstabs ansprechen und sind keinesfalls Spezialprobleme der Filmwissenschaft, sondern tauchen in allen deskriptiven Wissenschaften auf. Siegfried Kracauer hat dieses Problem in seinen Überlegungen zur *Struktur des historischen Universums* ausführlich untersucht.²⁵ Er stellt darin eine Vielzahl historiografischer Werke und Verfahren vor, die er grob in Mikro- und Makrogeschichten unterteilt. Wo die Mikrogeschichten in genauen Einzelfallstudien und materialreichen Detailstudien zu einem vielgestaltigen Bild der Geschichte kommen, das direkt aus den Dingen selbst hervorzuzuelen scheint, verlieren sie gleichsam den Blick für das große Ganze, in dem sie sich bewegen: Die Geschichte der einzelnen Stadt verliert den Kontakt zur Geschichte der Nation, die Schilderung einer einzelnen Schlacht vergisst den Krieg, in dem sie sich zuträgt, das Porträt eines Ministers fängt nicht die Geschichte des Landes ein, dem er diente. Umgekehrt, so Kracauer weiter, entwickeln Makrogeschichten aller Art die Tendenz, sich so weit von den Zumutungen der Materialbindung zu befreien, dass ihre Darstellungen schließlich mehr den subjektiven Deutungsimpulsen ihrer Autoren folgen als den Erfordernissen der historischen Belege. Kracauer beharrt auf einer unversöhnlichen Heterogenität des historischen Universums, das vom kleinsten Detail bis zum größten Zusammenhang alle Arten von Dingen beinhaltet. Nur lassen sich beide gleichzeitig kaum in den Blick bekommen: »Toynbees Vorschlag, die Vogelperspektive mit der Fliegenperspektive zusammenzuschließen, ist prinzipiell unerfüllbar. Die beiden Arten von Untersuchungen mögen nebeneinander bestehen, aber sie verschmelzen nicht völlig: in der Regel frißt der Vogel die Fliege.«²⁶

Kracauer rekonstruiert die unterschiedlichsten Versuche, mit diesem unausweichlichen Problem zu Rande zu kommen, ohne in der historiografischen Literatur eine befriedigende Lösung zu finden. Für Kracauer müssten Mikro- und Makroperspektive so miteinander verbunden werden, dass deren inkommensurable Anforderungen an die Beschreibungssprache und ihre einander tendenziell ausschließenden Erkenntnismöglichkeiten jeweils für sich erhalten bleiben, im gleichen Moment aber in einen erkennbaren Gesamtzusammenhang gebracht werden können. Dieses Verfahren findet er nur hier und da in einigen Überlegungen von Historikern zum idealen Geschichtswerk. So etwa in Sigmund Diamonds unverwirklichtem Traum einer »amerikanischen Geschichte, in die er unter anderem Großaufnahmen einzublenden plant, und zwar nicht als Illustrationen sei-

²⁵ Siegfried Kracauer: *Geschichte – Vor den letzten Dingen* [1969], Frankfurt/M. 2009, S. 117–153.

²⁶ Ebd., S. 141.

ner allgemeinen Annahmen, sondern im Gegenteil als in sich geschlossene Einheiten, die dem, worauf er insgesamt den Nachdruck legen will, zuwiderlaufen können.²⁷ Tatsächlich ins Werk gesetzt findet Kracauer den ihm einzig möglich erscheinenden Zugang zum heterogenen historischen Universum im Verfahren D. W. Griffiths und seiner Filme, namentlich *INTOLERANCE* (USA 1916). Das Wechselspiel der Groß- und Panoramaaufnahmen, der »wogenden Volksmengen, Straßen-Episoden und zahlreichen fragmentarischen Szenen«²⁸ lädt nämlich einerseits zur absorbierenden Aufnahme dieser je verschiedenen Bilder ein und entlässt sie dennoch nicht aus einem Gesamtzusammenhang.

Wenn diese Überlegung Kracauers nicht bloße Idiosynkrasie und der Film tatsächlich schon der »bewundernswerte [...] Verzicht auf eine Lösung«²⁹ des gegenwärtigen Skalierungsproblems ist, kann das nicht folgenlos für seine eigene Theorie und Analyse bleiben. »Filme lassen sich nicht einfach sehen, sie lassen sehen«.³⁰ Dieser optischen Herausforderung muss sich auch die Kinotheorie stellen, weshalb eine simple Perspektivpragmatik ausfällt. Durch sicht- und lesbare Ver vielfältigung der Ansichten nicht nur innerhalb einzelner Filme, sondern über weit ausgedehnte Bildnetzwerke hinweg sind die Herausforderungen für ehemalige Filmwissenschaftler_innen nicht eben kleiner geworden. Wie lassen sich genealogische, epistemologische, technologische und schließlich auch hermeneutische Fragen so zusammenführen, dass »wir das Kino auf neue Weise betrachten, als Archäologie, theoretischen Gegenstand, Praxis, Epistemologie, Ontologie: vor allem aber als philosophisches Perpetuum mobile, als intellektuellen Automaten und Quelle sich ständig selbst erneuernder Erkenntnis-Energie«³¹? Ich werde im Folgenden einige Anregungen der Akteur-Netzwerk-Theorie als Lösung für dieses Problem vorschlagen.

Multiple Ontologien

Bruno Latour und Isabel Stengers haben sich in jüngster Zeit für die Wiederaufnahme eines philosophischen Projektes stark gemacht, das von William James über Etienne Souriau zu Gilbert Simondon reicht und am einfachsten als das Denken *multipler Ontologien* oder verschiedener *Existenzweisen* angesprochen werden kann. Latour zufolge geht es darum, den Philosophen das Zählen über die Dreizahl hinaus wieder beizubringen, indem sie sich von den traditionellen Dualismen

²⁷ Ebd., S. 142.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd.

³⁰ Ute Holl: *Kino, Trance & Kybernetik*, Berlin 2002, S. 3.

³¹ Elsaesser: *Das Digitale und das Kino* (wie Anm. 22), S. 56.

oder deren dialektischer Überwindung frei machen: Materie und Form, Subjekt und Objekt, Mensch und Ding.³² Die Existenzweisen unterschiedlicher Wesen sollen in diesem Projekt nicht im Rückgang auf eine immer schon als gleich gedachte Substanz gedacht werden, die ihnen allen vorangeht und von der sie nur je unterschiedliche Instanzen abgeben, sondern verschiedene Wesenheiten sollen auch als eigene Seinsweisen gelten können: unabhängig, selbstgenügsam und in sich ruhend. Auf die oben skizzierte bildontologische Frage übertragen, würde das bedeuten: Es kann nicht mehr darum gehen, die Ontologie des Bildes als eine spezifische Variante des Dualismus Realität/Bild zu denken, der mit moralischen Urteilen über die Differenz analog/digital beladen wird. Nicht länger müsste zwischen dem vollen und indexikalisch einwandfreien fotografischen Bild und dem defizienten und diskreten digitalen Bild unterschieden werden. Das Hauptproblem an dieser Unterscheidung liegt in ihrer Ausschließlichkeit: Alle Eigenschaften, die das analoge Bild hat, *darf* das digitale nicht haben; alles, was sich mit digitalen Bildern bewerkstelligen lässt, soll wiederum mit analogen nicht möglich sein. Rodowick treibt diesen Dualismus beinahe über sich selbst hinaus. Gäbe man das *entweder/oder* zu Gunsten des *und* auf, stünde man vor einer völlig veränderten Bildwelt. Es müsste nicht jede Funktion und jede Eigenschaft des einen Bildtyps dem anderen in Rechnung gestellt werden. Man könnte zugeben, was nur aus philosophischen Gründen ständig bestritten werden muss: dass analoge und digitale Bilder in manchen Fällen der gleichen Existenzweise zugerechnet werden können. Beide Bildtypen können Dinge abbilden, auch wenn sie es auf unterschiedliche Weise tun. Wir zeigen auf ein digitales ebenso wie auf ein fotografisches Bild und sagen: Das ist der Eiffelturm, das ist ein Auto oder das bin ich. Für die Bildontologie ist das ein unerhörter Skandal, der sie stets versichern lässt, dass hier zwar die Funktion die gleiche sei, die Sache aber eine fundamental andere. Die einfachsten Dinge der digitalen Bewegtbildwelt werden damit zu undurchschaubaren Rätseln: Was nämlich ein einstmal analoger Film in digitalisierter Fassung auf DVD oder Blu-ray sein soll, kann sich plötzlich niemand mehr erklären, obwohl nicht überliefert ist, dass jemals jemand ein Problem gehabt hätte, eine digitale Version von *PSYCHO* als einen Film Hitchcocks zu erkennen.

Die zentrale Idee, »which one must admit is pretty crazy«,³³ wird wohl oder übel lauten müssen, dass die Ontologie der bewegten Bilder historisiert werden muss. »With Souriau ontology becomes historical«.³⁴ Seltsamerweise haben die Philosophen der bewegten Bilder diese Schlussfolgerung aus dem massiven histo-

³² Vgl. Bruno Latour: Reflections on Etienne Souriau's Les différents modes d'existence, in: Levi Bryant, Nick Srnicek und Graham Harman (Hg.): The speculative turn: continental materialism and realism, Melbourne 2011, S. 304–333, hier S. 306f.

³³ Ebd., S. 315.

³⁴ Ebd.

rischen Wandel der bewegten Bilder nicht ziehen wollen. Ganz im Gegenteil: Im Festhalten, teilweise gegen bessere Einsicht, an der einen gültigen ontologischen Bestimmung bewegter Bilder wurde die Erweiterung des Universums bewegter Bilder um digitale Bilder zu einem unerklärlichen Phänomen, das im krassen Gegensatz zu ihrer ständig wachsenden und für alle sichtbaren Zirkulation steht. Selbst jemand wie Lev Manovich verleitet das zu Thesen wie: »[Cinema] is no longer an indexical media technology but, rather, a subgenre of painting.«³⁵ Mit Latour betrachtet, wäre es vielleicht gar nicht verwunderlich, dass auch die Bewegtbildwissenschaftler_innen in die Falle der dualistischen Ontologien gegangen sind, schließlich könnte man sie in der illustren Gesellschaft ihrer modernen und postmodernen Kolleg_innen verorten. Aus zwei Gründen bleibt mir das aber unverständlich: Von Kracauer bis Deleuze haben die Philosophen der bewegten Bilder gezeigt, wie instabil, werdend, vorläufig und flüchtig diese in unserer Welt existieren. Es bleibt daher fragwürdig, warum sie unter technisch neuen Bedingungen an die Kette ewiger Ontologien gelegt werden sollen. Zweitens haben sich die Filmwissenschaftler_innen damit gleich reihenweise und ohne Not das eigene Grab geschaufelt: »Die Klage darüber, dass die Filmwissenschaft ihres Gegenstandes verlustig gegangen sei mit der Digitalisierung auch der filmischen Bewegungsbilder, trägt meiner Meinung nach nicht von hier bis um die Ecke: Unsere Leichen leben noch.«³⁶ Und sie tun es, möchte man mit Latour hinzufügen, nicht trotz, sondern wegen der vielfältigen hybriden Ontologien bewegter Bilder.

Following the actors

Die zweite Lektion, die ich von der ANT für das Nachdenken über bewegte Bilder gelernt habe, geht von der Frage nach der Technik aus. Dass analoge Fotografien ontologische Fragestellungen angezogen haben, mag nicht nur an ihrer Theoriegeschichte seit den frühesten Tagen liegen, sondern auch daran, dass sich scheinbar so leicht verstehen lässt, wie ihre Herstellung technisch funktioniert. Dass Licht in verschiedenen Bildträgern zu chemischen Reaktionen führt, die als Farbveränderungen sichtbar sind, fixiert werden können und dann ein Bild geben, erfordert keine größere Einbildungskraft. Das Gleiche gilt für die Grundzüge des kinematografischen Verfahrens, weil das funktionelle Schema von Filmkamera und Projektor leicht erklärt werden kann. Das einzige Problem besteht darin, dass man nicht mit *Schemata* von Kameras und Projektoren bewegte Bilder herstellen kann, sondern nur mit Kameras und Projektoren selbst. Diese, genau wie all die

³⁵ Lev Manovich: *The Language of New Media*. Cambridge, MA/London 2001, S. 295.

³⁶ Koch: *Zwischen Raubtier und Chamäleon* (wie Anm. 24), S. 72.

unterschiedlichen Verfahren zur Produktion analoger Fotografien, unterscheiden sich aber in zahllosen Details. Verfolgte man das unterschiedliche Zusammenspiel der zahllosen Filmformate, Kopierverfahren, Filmemulsionen, Anamorphoten, Kameratypen usw. mit dem gleichen technischen Knowhow, wie es jene aufbringen müssen, die diese Geräte und Verfahren herstellen und bedienen, bliebe von ihrer kategorialen Einheit wohl nicht viel übrig. Wo immer man einmal tatsächlich ins Detail geht, wie etwa in Barbara Flückigers jüngsten Arbeiten zu historischen Filmfarben, landet man bei einer Vielfalt unterschiedlicher Bilder, die sich nicht mehr ohne weiteres auf *einen* Begriff bringen lassen und deren Erhaltung oder Restauration mit einem Berg aus Einzelfällen konfrontiert ist.³⁷ Das Gleiche gilt für die wohl noch komplexeren Zusammenhänge, die sich in den vielen verschiedenen digitalen Bildgeräten abspielen. Mit groben Bildkonzepten zu hantieren, ist dabei nicht besonders hilfreich, vielmehr muss in den jeweiligen Einzelfällen der je konkrete Weg freigelegt werden, den die Bilder, ihre Gegenstände, Produzent_innen, Zuschauer_innen usw. gehen. Latour hat dieses Verfahren mit dem Slogan »den Akteuren folgen« versehen.³⁸ Koch, Pantenburg und Rothöhler haben den Begriff der *Screen Dynamics* für die offenen und vielfältigen Verfahren zeitgenössischer Bildzirkulation ins Spiel gebracht.³⁹ Die Netzwerke, die freigelegt werden, wenn man den Akteuren folgt, sind nicht vorgegeben, sie werden nicht von technischen oder sozialen Dualismen begrenzt und gerade deshalb bietet sich der offene Begriff der bewegten Bilder umso mehr an.

Spätestens an dieser Stelle beantwortet sich die anfänglich formulierte Frage nach dem Zuständigkeitsbereich der Filmwissenschaft für ein Phänomen wie das Hitler-React-Meme quasi von selbst. Wenn die Akteure, in diesem Fall die Zuschauer_innen mit Hilfe ihrer digitalen Bildverarbeitungsinfrastrukturen die Bilder des Filmes in der beschriebenen Weise verwenden und in Umlauf bringen; wenn dieses technische Wissen wiederum in Artefakte wie die Website »Make your own Hitler video« (<http://downfall.jfedor.org/>) mündet, bei denen man nicht einmal mehr ein Schnittprogramm bedienen können muss, um ein solches Video zu erstellen, dafür allerdings einen Google- und einen YouTube-Account benötigt; wenn schließlich eine Kommentatorin feststellt: »I find it virtually impossible now to watch the film with a straight face«;⁴⁰ dann lässt sich dieses Meme eben

³⁷ Barbara Flückiger: Material properties of historical film in the digital age, in: NECSUS. European Journal of Media Studies #2 (2012), unter: <http://www.necsus-ejms.org/material-properties-of-historical-film-in-the-digital-age/> (24.06.2013).

³⁸ Bruno Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie (2005), Frankfurt/M. 2007, S. 28.

³⁹ Gertrud Koch, Volker Pantenburg und Simon Rothöhler (Hg.): Screen Dynamics: Mapping the Borders of Cinema, Wien 2012.

⁴⁰ Virginia Heffernan: The Hitler Meme, in: The New York Times Magazine (26.10.2008),

keineswegs mehr von jenem Film ablösen, dem es ursprünglich entnommen wurde. Die Zirkulation des Memes, seine technischen Bedingungen und seine semantischen Verzweigungen fallen in den Zuständigkeitsbereich der Bewegtbildforschung, die diese Art von Erscheinungen nicht durch idealisierte Bilddefinitionen abweisen kann. Um das zu sehen, braucht es die ANT nicht notwendigerweise. Da sie aber die epistemologischen und ontologischen Grundfragen, die ein solches Vorgehen anleiten und fordert, bereits gründlich durchgearbeitet hat, lohnt sich meiner Meinung nach ein Blick auf sie.

Das Globale lokalisieren

Die Ansprüche scheinen sich zunächst zu widersprechen. Auf der einen Seite soll man den technischen Details digitaler und analoger Bildverfahren kleinteilig folgen, auf der anderen Seite soll eine umfassende und offene Bezeichnung wie *bewegte Bilder* nicht aufgegeben werden. Wie passen diese scheinbar so ungleichen Forderungen zusammen oder besser: wie können sie wissenschaftlich zusammen gedacht und untersucht werden? Latour schlägt vor:

»Der erste Schritt sieht ziemlich einfach aus: Wir müssen kontinuierliche Verbindungen erstellen, die von einer lokalen Interaktion zu jenen anderen Orten, Zeiten und Aktanten führen, durch die eine lokale Stätte *dazu gebracht wird*, etwas *zu tun*. Dazu müssen wir dem Pfad folgen, der durch den Delegations- oder Übersetzungsprozeß angezeigt wird, den wir in Teil I erklärt haben. Wie aus den vorangegangenen Seiten ebenfalls hervorgeht, könnte diese Entfaltung die Gestalt eines Netzwerkes annehmen, sofern jeder Transport mit Transformationen bezahlt wird, das heißt, sofern wir sicherstellen, daß wir nicht den ganzen Weg von einem Ort zum anderen mit Zwischengliedern ausfüllen, sondern mit ausgewachsenen Mittlern.«⁴¹

Ausgewachsene Mittler sind für Latour jene Relais oder Medien, die – ganz technisch – Übersetzungsvorgänge ermöglichen, in denen Dinge substantziell verändert werden, aber doch auch Eigenschaften behalten. Wenn das Licht durch eine Linse auf eine fotosensitive Oberfläche fällt und dort Spuren hinterlässt, dann unterscheidet sich das entstehende Bild des Objektes substantziell von seinem Bezugsobjekt: Es ist aus einem anderen Stoff, es unterscheidet sich unter Umständen in der Größe, Farbanteile seiner Erscheinung können verändert sein etc. Gleich-

unter: http://www.nytimes.com/2008/10/26/magazine/26wvln-medium-t.html?pagewanted=all&_r=0 (24.06.2013)

⁴¹ Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft (wie Anm. 38), S. 299.

zeitig teilt es aber auch Eigenschaften mit ihm, so dass wir in der Lage sind, eine auf Ähnlichkeit basierende Referenz zwischen beiden gelten zu lassen. Wird dieses Bild nun von einem fotorealistischen Maler in Acryl wiedergegeben, ändert es wiederum seine Materialeigenschaften, behält aber auch Eigenschaften, die uns weiterhin erlauben, eine durchgehende Referenz zu sehen. Referenz, so Latour, ist dabei nicht der ewig große Tigersprung zwischen dem Bild und dem ursprünglichen Objekt, sondern sie ist etwas zirkulierendes, das entlang einer Kette aus Übersetzungen und kleinen Transformationen zirkuliert.⁴² Ob wir einem Bild also Abbildcharakter zuerkennen oder nicht, ist nicht in materiellen Substanzen begründet, sondern darin, ob einer spezifischen Übersetzungskette eine genügend stabile Referenzleistung zuerkannt wird oder nicht. Dieses Zuerkennen wird dabei nicht von Ontologen und Philosophen geleistet, sondern von den Akteuren, welche in die Bildpraktiken verstrickt sind. Es handelt sich bei Referenz, von der in den klassischen Film- und Fotografierebatten die Rede ist, um eine spezifische Existenzweise.⁴³ Die Medien und Übersetzungen der Referenzkette stören dabei nicht das Verhältnis von Bild und Objekt, sondern sie stiften es überhaupt erst. Entsprechend kann es sowohl sog. digitale als auch sog. analoge bewegte Bilder geben, die referentiellen Charakter haben oder nicht. Alles das sind keine Substanzfragen, sondern es sind Existenzmodi, die aus den Übersetzungsprozessen und beteiligten Akteuren und Aktanten abzuleiten sind.

Es gibt deshalb keine Kontexte oder globalen Arrangements, die ein für alle Mal festlegen, was die in ihnen zirkulierenden Bilder und Aktanten *sind* und unter welchen Voraussetzungen sie zusammenkommen. Das sog. Globale ist ein Netzwerk aus lokalen Transformationen und Übersetzungen, das sich mit jeder geänderten Verbindung verändert.

Die Rolle der bewegten Bilder

In seiner *Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie* verwendet Latour an herausgehobener Stelle eine lang ausgeführte kinematografische Metapher.⁴⁴ Er spricht von *Zooms* als Methoden, Überblick über diese komplexen Netzwerke und ihre unzähligen Operationen zu gewinnen: »Jedes Zoom jeglicher Art, mit dem man versucht, Sachen wie einen Satz Russischer Puppen sauber zu ordnen, ist stets das Resultat eines sorgfältig geplanten Skripts eines Aufnahmeleiters. Wer das

⁴² Bruno Latour: Zirkulierende Referenz. Bodenstichproben aus dem Urwald am Amazonas, in: ders.: *Die Hoffnung der Pandora* (1999), Frankfurt/M. 2000, S. 36 ff.

⁴³ Vgl. Bruno Latour: *Enquête sur les modes d'existence*, Paris 2012, S. 79 ff.

⁴⁴ Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft* (wie Anm. 36), S. 320 ff.

bezweifelt, sollte Universal Studios besuchen. ›Auf‹ und ›Ab‹, ›Lokales‹ und ›Globales‹ müssen hergestellt werden, sie sind niemals bloße Gegebenheit.«⁴⁵ Sobald sich irgendwo umfassende Bilder oder globale Kategorien anbieten, ist für Latour Vorsicht geboten: »Das ›Große Bild‹ ist nämlich nicht mehr als das: ein Bild. [...] In welchem Kino, in welcher Ausstellung wird es *gezeigt*?«⁴⁶ In genauer Analogie zu dem Medium des 19. Jahrhunderts bezeichnet Latour diese übersichtlichen großen Bilder als *Panoramen*: »Wie die Etymologie nahelegt, sehen Panoramen [...] *alles*. Doch sie sehen ebenfalls *nichts*, denn sie *zeigen* bloß ein Bild, das auf die dünne Wand eines Raums gemalt (oder projiziert) wurde [...]. Die volle Kohärenz ist ihre Stärke – und ihre größte Schwäche.«⁴⁷ Latour macht sich jedoch dafür stark, ihrem totalisierenden Anspruch nicht zu leichtfertig zu glauben, sondern ihre Funktionsweise einer genauen Überprüfung zu unterziehen: »Denn sie sind bei weitem nicht der Ort, an dem sich alles abspielt, wie in den Träumen ihrer Regisseure, sondern lokale Stätten, die zu den anderen lokalen Stätten in der abgeflachten Landschaft, die wir zu kartographieren versuchen, hinzugefügt werden sollten.«⁴⁸

Hier treffen die Probleme aus den Diskussionen um die bewegten Bilder zusammen. Einerseits laboriert ihre Theorie selbst an einem Skalierungsproblem, andererseits sind die bewegten Bilder genau jene Technologie, die sowohl geordnete (Zooms) als auch sprunghafte Skalierungen implementiert haben. Wir können Bilder ständig als Belege, Dokumente, sogar Beweise für alle möglichen Zusammenhänge sehen und verwenden, müssen aber in der theoretischen Beschreibung erkennen, dass es sich dabei um höchst instabile Prozesse handelt, die nur mit Schwierigkeit und im unnachgiebigen Blick auf viele koordinierte Details erklärt werden können. Bewegte Bilder lassen sich wiederum als genau solche Prozesse beschreiben. Offenbar fallen in bewegten Bildern Prozesse der Übersetzung, Skalierung, Verkettung und des Referenzierens mit ihrer eigenen Beschreibung zusammen. Weil Bilder und namentlich bewegte Bilder immer etwas und zugleich sich selbst zeigen,⁴⁹ können sie bei Latour jene zentrale Stelle besetzen, an der die Welt und ihre Beschreibung als Bild zusammenfallen und zugleich als Prozess auseinander driften. Epistemologie und Ontologie finden am gleichen Schauplatz statt. Würde die ehemalige Filmwissenschaft und jetzige Bewegtbildforschung sich diesen Hybriditäten stellen und nicht versuchen, sie zu tilgen, könnte sie jenen zentralen Punkt für die Beschreibung der zeitgenössischen visuellen Kultur besetzen, auf den sie immer wieder Anspruch erhoben hat.

⁴⁵ Ebd., S. 321.

⁴⁶ Ebd., S. 323.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd., S. 326.

⁴⁹ Emmanuel Alloa: *Das durchscheinende Bild. Konturen einer medialen Phänomenologie*, Berlin/Zürich 2011.

Abstracts

Antoine Hennion: Von einer Soziologie der Mediation zu einer Pragmatik der Attachements

This paper focuses on a reflexive return made by Hennion on his own trajectory within the CSI, in order to reread it from the perspective of present issues. The author shows how, from its very foundation the CSI developed a sociology more sensitive to the objects it deals with (law, science and technology, business, culture), and discusses convergences and differences between fieldwork then undertaken by STS and on culture: e.g. the use of terms like translation or mediation, or the different relation to Bourdieu's critical sociology. The paper then considers the slow emergence of pragmatist approaches in France. Leaning on this genealogy, the author concludes by suggesting a reformulation of such pragmatist claims in sociology from his own work on *amateurs* and attachments.

Im Zentrum dieses Beitrags steht der Rückblick Hennions auf seinen eigenen intellektuellen Weg innerhalb des CSI, den er aus der Perspektive aktueller Fragestellungen reflektiert und neu bewertet. Der Autor zeigt, wie das CSI seit seiner Gründung eine Soziologie entwickelte, welche den Objekten größere Aufmerksamkeit schenkt, mit denen es sich befasste (Recht, Wissenschaft und Technik, Ökonomie, Kultur) und diskutiert Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der damals in der STS und auf dem Gebiet der Kultur geleisteten Feldforschung, so etwa die Verwendung von Begriffen wie Übersetzung und Mediation oder das unterschiedliche Verhältnis zu Bourdieus kritischer Soziologie. Im Anschluss befasst der Text sich mit dem lang-

samen Aufkommen pragmatistischer Ansätze in Frankreich. Gestützt auf diese Genealogie schließt er mit dem Vorschlag einer Neuformulierung der Thesen des Pragmatismus in der Soziologie ausgehend von seiner eigenen Arbeit zu Liebhabern und Attachements.

Rupert Gaderer: Querulatorisches Schreiben. Paranoia, Aktenberge und mimetischer Parasitismus um 1900

Um 1900 interessierte sich die Psychiatrie für »eigentümliche Schriftstücke« von »paranoiden Querulanten«. Indizien für das Krankheitsbild »Querulanten-Paranoia« waren Anomalien der materiellen Schriftspur und der Performanz des Schreibens. Diese Diagnosen über das Rauschen des Schriftzugs und die querulatorische Schreibszenen lassen sich bis auf bürokratische Beschlüsse des späten 18. Jahrhunderts zurückführen. Gesetze und Deklarationen etwa, in denen der Querulant als Typus eines spezifischen Klägers in den Gerichtsverfahren der preußischen Bürokratie wirkmächtig installiert wurde. Was psychiatrische und bürokratische Diskussionen dabei beschäftigte, ist etwas, das »mimetischer Parasitismus« genannt werden kann.

Around 1900, psychiatry was interested in »peculiar documents« from »paranoid malcontents.« Anomalies in the performance and tracing of handwriting were considered as evidence for the clinical picture »malcontent's paranoia.« These diagnoses concerning the noise of writing and the querulous scene of writing can be traced back to bureaucratic decisions of the 18th century: For example, laws and declarations which established the malcontent as a specific type of plaintiff in the

legal proceedings of the Prussian bureaucracy. These psychiatric and bureaucratic discussions were concerned with something that one might call »mimetic parasitism.«

Mercedes Bunz und Rudolf Maresch

Debatte: Strukturwandel der Öffentlichkeit 2.0

Durch den digitalen Medienwandel ist der Begriff der Öffentlichkeit problematisch geworden. Die Debatte fokussiert sich zumeist auf die Frage, ob die sogenannte bürgerliche Öffentlichkeit durch das Internet im Niedergang begriffen ist oder eine Intensivierung und Pluralisierung erfährt. Rudolf Maresch zeichnet die berühmte Untersuchung der Kategorie durch Jürgen Habermas nach und zieht den von ihm konstatierten Strukturwandel der Öffentlichkeit in Zweifel. Dagegen verweist er auf die gouvernementalen und medialen Prozesse, die jede Form von Kommunikation immer schon gesteuert haben. Öffentlichkeit sei daher ein Epiphänomen nicht allein des Zeitungswesens, sondern der bereits vorgängig ergangenen postalischen Herstellung einer allgemeinen Adressierbarkeit von Subjekten. Heute sei Öffentlichkeit innerhalb der auf Novitäts- und Erregungskriterien abstellenden Massenmedien ein mit anderen Angeboten konkurrierendes Konzept. Mercedes Bunz konstatiert ebenfalls eine Ausweitung und Pluralisierung von Öffentlichkeit durch den digitalen Medienwandel, sieht aber die entscheidenden Fragen in der Konzeption und Verteilung von Evaluationswissen und Evaluationsmacht. Nicht mehr die sogenannten Menschen, sondern Algorithmen entscheiden über die Verbreitung und Bewertung von Nachrichten. Diese sind in der Öffentlichkeit – die sie allererst erzeugen – weitgehend verborgen. Einig sind sich die Autoren darin, dass es zu einer Pluralisierung von Öffentlichkeiten gekommen ist, während der Öffentlichkeitsbegriff von Habermas auf eine singuläre Öffentlichkeit abstellt.

Due to the transformation of digital media, the notion of “publicity” has become problematic. In most cases, the debate is focused on the question whether the internet causes a decline of so-called civic publicity or rather intensifies and pluralizes it. Rudolf Maresch outlines Jürgen Habermas’s famous study of this category and challenges his claim concerning its “structural transformation,” referring to the governmental and medial processes which have always already controlled every form of communication. Publicity, he claims, is an epiphenomenon not only of print media, but of a general addressability of subjects, that has been produced previously by postal services. Today, he concludes, publicity is a concept that competes with other offers of mass media, which are all based on criteria of novelty and excitement. Mercedes Bunz also notes the expansion and pluralization of the public sphere due to the change of digital media, but sees the crucial issues in the design and distribution of knowledge and power by evaluation. So-called human beings no longer decide on the dissemination and evaluation of information, but algorithms, which are for the most part concealed from the public sphere that they produce in the first place. Both authors agree that a pluralization of public sphere(s) has taken place, while Habermas’s notion of publicity refers to a single public sphere.

Tristan Thielmann: Jedes Medium braucht ein Modicum: Zur Behelfstheorie von Akteur-Netzwerken

Durch die ANT sind zwei Forschungsfelder umrissen: *Medien der Agentschaft* und *Agenturen der Medien*, die in ihrer Verschränkung den Ansatzpunkt einer Akteur-Medien-Theorie (AMT) bilden. Da derzeit in einer Reihe von Analysen die Dreifachrolle der Medien als *intermediary*, *mediator* und *device* untersucht wird, schlägt der Aufsatz vor, den verfahrenstechnischen Begriff des Hilfsmediums für die AMT anzuwenden. Durch die hilfsmediale

Ein-/Zuschreibung von Medien und Werkzeugen soll deutlich werden, dass man nicht vorab festlegen kann, wo man *die Medien* in einer Handlungsverknüpfung findet, und dass der Anteil *der Medien* an der Verkettung von Handlungsinitiativen nicht fixiert ist. Gleichwohl ist ein *modicum* der Medien notwendig.

ANT outlines two fields of research: *Media of agentship* and *agencies of media*, which in their entanglement form the starting point of an actor-media theory (AMT). Since the triple role of media – as *intermediary*, *mediator* and *device* – is currently being studied in a series of analyses, this paper suggests to introduce the procedural concept of the auxiliary medium to AMT. By the auxiliary in- and adscription of media and tools it should become clear that one cannot determine in advance where to find *the media* in the complex of an action, and that the media's part in the concatenation of action initiatives is not fixed. In any case, a *modicum* of media is necessary.

Gabriele Schabacher: Medium Infrastruktur. Trajektorien soziotechnischer Netzwerke in der ANT

Obwohl Medien nur in bzw. als Infrastrukturen greifbar sind, geraten diese erst neuerdings in den Fokus medienwissenschaftlichen Interesses. Dabei bieten die Science and Technology Studies (STS), insbesondere die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), produktive Ansätze, um die mediale Dimension des Infrastrukturellen zu erschließen. Im Durchgang durch die Infrastruktur-Theoriegeschichte werden drei Hinsichten entfaltet, die für den Zusammenhang von Medien und Infrastruktur aufschlussreich sind: die Frage der In/Visibilität von Infrastrukturen, Probleme von Standardisierung und Metrologie sowie die spezifische Prozessualität von Infrastrukturen.

Although media are tangible only in or as infrastructure, they have only recently come

into the focus of media studies. Science and Technology Studies (STS), and especially the actor network theory (ANT), provide productive approaches to the medial dimension of the infrastructural. Going through the history of infrastructure theory, this paper develops three aspects that are revealing for the relationship of media and infrastructure: the question of the in/visibility of infrastructures, problems of standardization and metrology as well as the specific processual character of infrastructures.

Andrea Seier: Von der Intermedialität zur Intermaterialität. Akteur-Netzwerk-Theorie als ›Übersetzung‹ post-essentialistischer Medienwissenschaft

Der Beitrag diskutiert die Akteur-Netzwerk-Theorie im Kontext eines post-essentialistischen Denkens innerhalb der Medienwissenschaft. Beobachtet werden die Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen den Modellen: Dispositiv, Gefüge und Aktanten-Netzwerk. Plädiert wird für eine Kombination der ANT mit bereits etablierten Modellen der mikro-politischen Medienanalyse, nicht für deren Ersetzung. Am Beispiel der Fernbedienung wird eine solche Kombination durchgespielt.

The paper discusses the actor-network theory (ANT) in the context of a post-essentialist thinking within media studies. It studies the similarities and differences between the models: dispositive, structure and actants network. It argues for a combination – and not a replacement – of ANT with already established models of micro-political media analysis and puts it to the test using the example of the remote control.

André Wendler: Den kinematografischen Akteuren folgen

Die gegenwärtige digitale visuelle Kultur hat die Filmwissenschaft in den letzten Jahren mit einer Reihe tiefgreifender Fragen kon-

frontiert. Das sind Fragen nach einer neuen Ontologie bewegter Bilder, dem Zuschnitt des globalen Mediensystems oder der Genealogie digitaler Medien. Der Beitrag schlägt vor, einige der in diesen Debatten aufgeworfenen Fragen mit Hilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) zu lösen.

In recent years, digital visual culture has confronted film studies with a series of profound questions. These concern a new ontology of moving images, the design of the global media system or the genealogy of digital media. This paper suggests to solve some of these issues by means of the actor-network theory.

Autorenangaben

Mercedes Bunz ist Journalistin und lehrt an der Leuphana Universität Lüneburg. Dort leitet sie das Hybrid Publishing Lab, in dem neue Formen wissenschaftlicher Publikation und Kommunikation für das digitale Zeitalter erforscht und entwickelt werden. Ausgewählte Veröffentlichungen: Die stille Revolution: Wie Algorithmen Wissen, Arbeit, Öffentlichkeit und Politik verändern, ohne dabei viel Lärm zu machen (Berlin 2012); Vom Speichern zum Verteilen. Die Geschichte des Internet (Berlin 2008).

Michael Cuntz, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Internationalen Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie (IKKM) der Bauhaus-Universität Weimar. Arbeitsschwerpunkte: Theorien verteilter Handlungsmacht und Mensch-Ding-Relationen; Französische Kultur- und Techniktheorie, Visuelle Narrative (Film, Fernsehserie, Comic), Romanische Prosaliteratur. Aktuelle Veröffentlichungen: Die Ketten der Sängerin. Zu Hergés Bijoux de la Castafiore, in: Tristan Thielmann, Erhard Schüttpelz (Hg.): Akteur-Medien-Theorie, Bielefeld: transcript 2013; Gehen, schalten, falten. Produktive Räume und Medienlogik in The West Wing, in: Navigationen, Jg. 12, H.1: Der Medienwandel der Serie, S. 31–52, Aufklärung über den Fetisch. Latours Konzept des faitiche und seine Verbindung zu Serres' Statuen, in: Christine Blaettler/Falko Schmieder (Hg.): In Gegenwart des Fetischs. Dingkonjunktur und Fetischbegriff in der Diskussion, Wien/Berlin: Turia + Kant (erscheint 2014).

Philipp Felsch ist Juniorprofessor für die Geschichte der Humanwissenschaften am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Eine Geschichte der Theorie von 1960–1990, die Geschichte der Kartografie zwischen 1780–1850 sowie die Wissenschaftsgeschichte der Alpen. Ausgewählte Veröffentlichungen: Laborlandschaften. Physiologische Alpenreisen im 19. Jahrhundert (Göttingen 2007); Wie August Petermann den Nordpol erfand (München 2010).

Rupert Gaderer ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: kulturwissenschaftliche Technikforschung sowie Medien- und Kulturtechniken des Rechts. Ausgewählte Veröffentlichungen: Querulanz. Skizze eines exzessiven Rechtsgefühls (Hamburg 2012); Poetik der Technik. Elektrizität und Optik bei E. T. A. Hoffmann (Freiburg i. Br./Berlin/Wien 2009).

Antoine Hennion ist Professor und Projektleiter am Centre de sociologie de l'innovation (CSI) an der Mines ParisTech. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Musik, Theorie der Mediation, alterierte Formen des Menschseins. Ausgewählte Veröffentlichungen: La passion musicale. Une sociologie de la médiation (Paris 2007); zus. mit Joël-Marie Fauquet: La Grandeur de Bach. L'amour de la musique en France au XIX^e siècle (Paris 2000); zus. mit Sophie Dubuisson: Le Design : l'objet dans l'usage. La relation objet-usage-usager dans le travail de trois agences de design (Paris 1996).

Bruno Latour ist Professor am Institut d'études politiques de Paris (Sciences Po) und dem Centre de Sociologie des Organisations (CSO) und einer der Begründer der Akteur-Netzwerk-Theorie. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschafts- und Techniksoziologie, symmetrische Anthropologie, Soziologie der Kollektive. Ausgewählte Veröffentlichungen: *An Inquiry Into Modes of Existence* (Cambridge 2013); *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie* (Frankfurt/M. 2007); *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie* (Berlin 1995); *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society* (Milton Keynes 1987).

Rudolf Maresch ist freier Autor, Publizist und Kritiker. Arbeitsschwerpunkte: Medien und Öffentlichkeit, Kultur und Politik, Zukunft der westlichen Gesellschaften. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Cyberhypes. Möglichkeiten und Grenzen des Internet* (Frankfurt/M. 2001); *Raum, Wissen, Macht* (Frankfurt/M. 2002); *Renaissance der Utopie. Zukunftsfiguren des 21. Jahrhunderts* (Frankfurt/M. 2004).

Ulrich Raulff ist Direktor des Deutschen Literaturarchivs Marbach und Mitglied im Präsidium des Goethe-Instituts. Er war Redakteur und Ressortchef des Feuilletons der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und leitet die Redaktion im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung. Er forscht und publiziert zu Marc Bloch, Michel Foucault, Aby Warburg und dem George-Kreis. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Der unsichtbare Augenblick. Zeitkonzepte in der Geschichte* (Göttingen 1999); *Wilde Energien. Vier Versuche zu Aby Warburg* (Göttingen 2003); *Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben* (München 2009).

Gabriele Schabacher, Medien- und Kulturwissenschaftlerin, ist wissenschaftliche Koordinatorin des DFG-Graduiertenkollegs *Locating Media* an der Universität Siegen. Arbeitsschwerpunkte: Mediengeschichte des Verkehrs und der Logistik; TV-Serienforschung; Autobiographieforschung. Ausgewählte Veröffentlichungen: zus. mit Arno Meteling u. Isabell Otto (Hg.): *»Previously on ...«* – Zur Ästhetik der Zeitlichkeit neuer TV-Serien (München 2010); zus. mit Christoph Neubert (Hg.): *Verkehrsgeschichte und Kulturwissenschaft. Analysen an der Schnittstelle von Technik, Kultur und Medien* (Bielefeld 2013).

Andrea Seier ist Universitätsassistentin am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Mikropolitik und Gouvernementalität der Medien, Remedialisierung, Gender und Medien. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Mikropolitik der Medien* (Münster 2013); *Remedialisierung. Die performative Konstitution von Gender und Medien* (Münster 2007); zus. mit Hannelore Bublitz und Christine Hanke: *Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900* (Frankfurt/M. 2000).

Marie Luise Syring ist Kunstkritikerin und Ausstellungskuratorin. Seit 2013 ist sie Präsidentin der deutschen Sektion des Internationalen Kunstkritikerverbands (AICA). Von 2001 bis 2010 war sie dessen Generalsekretärin und zugleich auch Generalsekretärin der internationalen AICA in Paris. Sie war außerdem Direktorin der Kunsthalle Düsseldorf und Paris-Korrespondentin für die Zürcher Kunstzeitschrift *»du«*. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Kunst in Frankreich seit 1966 – Zerborstene Sprache, zersprengte Form* (Köln 1987); *Im Irrgarten der Kunstkritik* (Deininger 2012).

Tristan Thielmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Siegen. Forschungsschwerpunkte: Medien- und Ethnomethodologien, Navigation and Software Studies, kulturelle Geo- und Technografien. Ausgewählte Veröffentlichungen: zus. mit Jörg Döring (Hg.): *Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften* (Bielefeld 2008); zus. mit Jörg Döring (Hg.): *Mediengeographie: Theorie - Analyse - Diskussion* (Bielefeld 2009); zus. mit Erhard Schüttpelz und Peter Gendolla (Hg.): *Akteur-Medien-Theorie* (Bielefeld 2013).

André Wendler ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Internationalen Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie (IKKM) der Bauhaus-Universität Weimar. Arbeitsschwerpunkte: kinematografische Motivforschung, mediale Historiografien, Medien der Musik. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Anachronismen: Historiografie und Kino* (Weimar 2012 u. München 2014); zus. mit Daniela Wentz (Hg.): *Die Medien und das Neue* (Marburg 2009).

Adressen Autoren ZMK 2|2013

Mercedes Bunz

Leuphana Universität Lüneburg
Centre for Digital Cultures
Sülztorstraße 21-25
21335 Lüneburg
mercedes.bunz@inkubator.leuphana.de

Michael Cuntz

Bauhaus-Universität Weimar
IKKM
Cranachstraße 47
99423 Weimar
michael.cuntz@uni-weimar.de

Philipp Felsch

Institut für Kulturwissenschaft
Humboldt-Universität zu Berlin
Georgenstraße 47
10117 Berlin
philipp.felsch@hu-berlin.de

Rupert Gaderer

Institut für Medienwissenschaft
Universitätsstraße 150
Gebäude GB 5/145
44780 Bochum
rupert.gaderer@ruhr-uni-bochum.de

Antoine Hennion

CSI-Mines-ParisTech
60, Boulevard Saint Michel
F-75272 Paris
antoine.hennion@mines-paristech.fr

Bruno Latour

Institut d'études politiques de Paris
27, Rue Saint-Guillaume
F-75007 Paris
bruno.latour@sciences-po.fr

Rudolf Maresch

Hans-Sachs-Straße 14
93138 Lappersdorf
mail@rudolf-maresch.de

Gabriele Schabacher

DFG-Graduiertenkolleg Locating Media
Universität Siegen
Artur-Woll-Haus, Am Eichenhang 50
57076 Siegen
gabriele.schabacher@uni-siegen.de

Andrea Seier

Institut für Theater-, Film- und
Medienwissenschaft
Universität Wien
Hofburg
Batthyanystiege
A-1010 Wien
andrea.seier@univie.ac.at

Tristan Thielmann

Universität Siegen
Mediengeographie
Am Eichenhang 50
57076 Siegen
tristan.thielmann@uni-siegen.de

André Wendler

Bauhaus-Universität Weimar
IKKM
Cranachstraße 47
99423 Weimar
andre.wendler@uni-weimar.de